Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus- bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus- bezahlung.	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Briefe
aus der Hölle.

Briefe aus der Hölle

von

M. Rowel

Frei nach dem Dänischen

Fünfte unveränderte Auflage

Leipzig
Verlag von Johannes Lehmann.

Druck von August Pries in Leipzig.

I.

Ich fühlte das Herannahen des Todes. Nachdem ich unter wilden Fieberschauern besinnungslos dagelegen, war ich wieder zum Bewußtsein gekommen. Aber welches Bewußtsein! Entkräftet in einem Grade, daß ich weder Hand noch Fuß rühren konnte, daß die aufgeschlagenen Augenlider von selbst wieder zufielen, mit einer Zunge, die zu groß in meinem Munde war und an dem Gaumen klebte, mit einer Stimme, die mir selbst vollständig fremd war! Die Umstehenden sagten, natürlich in dem Wahne, daß ich es nicht höre: „Er leidet nicht mehr viel.“ Aber gerade jetzt litt ich, litt mehr, als irgend eine menschliche Seele sich vorstellen kann. Denn ich spürte deutlich den näher tretenden Tod. Der Gedanke an ihn war mir immer ein Grauen gewesen, aber seine eigentliche Bedeutung fühlte ich erst in dieser Stunde. Stunde? Nein, mehrere Tage lag ich so, es war nur eine einzige endlose Marterstunde an der Grenzscheide des Lebens.

Wo war jetzt mein Glaube? Einst hatte auch ich geglaubt, aber das war lange, lange her. Vergebens bestrebte ich mich, meinen Glauben zurückzurufen; in meiner Herzensangst wäre mir auch ein schwacher Geist davon willkommen gewesen. Denn ich hatte ja nichts, was in dieser schrecklichen Not mich aufrichten konnte. Ich hätte nach einem Strohhalm als einen Rettungsbalken gegriffen. Aber nichts, nichts fand meine krampfhaft umhertastende Hand! Nichts, das ist ein fürchterliches Wort. Nur Ein Wort kenne

ich, das noch fürchterlicher ist: Zu spät! Unter stets steigender, unbeschreiblicher Angst verzehrte ich vergeblich den Rest meiner Kräfte.

Aber was ich nicht suchte, das lag vor mir, das drängte sich mir mit einer beispiellosen Klarheit, Kraft und Vollständigkeit auf: das Leben, welches ich geführt und das nun in wenigen Minuten vollbracht war. Nur wenig Gutes, und viel Böses hatte ich gethan, das stand mit schreckensvoller Gewißheit vor meinen Augen. Nur für mich selbst und meine Gelüste hatte ich gelebt. O fürchterliche Wahrheit, nicht den Weg des Lebens, sondern den des Todes war ich beinahe von der Wiege an gegangen! Und nun lag ich da, ein Opfer meiner eigenen Thorheit, elend, rettungslos verloren! Alle meine Sünden standen vor mir, blutigrot; aber nun war es zu spät, sie zu bereuen. Eine Beute der Verzweiflung, hatte ich in dieser Stunde keinen Begriff mehr davon, was es heißt, Sünden bereuen. — —

Noch nicht fünfzig Jahre alt, im Besitze aller Mittel das Leben zu genießen, und schon sterben zu sollen, das schien mir unmöglich, und doch spürte ich zur gleichen Zeit schon den Tod in mir. Und der Tod umgab mich rings umher: ich fühlte ihn in dem Halbdunkel des Krankenzimmers, ich sah ihn in den Gesichtern meiner Umgebung, ich hörte ihn in der um mich herrschenden Grabesstille. Es war eine unheimliche, schreckensvolle Szene. Und ich lag da als die Hauptperson der Szene, auf mich waren aller Augen gerichtet, auf meinen Atemzug lauschten aller Ohren. Der Tod durchschauerte mich; mir war, als ob ich schon im Grabe läge, lebendig begraben!

Nur einen einzigen Trostgedanken konnte ich in dieser meiner Seelenangst und Qual glücklich erhaschen: es wird Dir doch nicht schlimmer ergehen als den meisten anderen. Vielleicht ist nichts geeigneter, die ganze Tiefe meines Elends so traurig klar zu bezeichnen als das Elende in diesem Trostgedanken. Daß ich wie die meisten anderen auf dem breiten Wege gewandelt, das war ja gerade mein Unglück.

Aber was kann es nützen, daß ich diesen meinen letzten Kampf schildere? Keine lebende Seele wird es fassen können, was ich litt,

als ich durch die Pforte des Todes ging. Die Hölle hatte ich in mir. Nein, nein, die Hölle stand mir noch bevor.

Endlich, endlich näherte der Kampf sich seinem Ende. Noch einmal öffnete ich meine Augen und sah in den Gesichtern der Umstehenden das Entsetzen abgespiegelt, das meine eigenen Züge verzerrte! Ein tiefer Seufzer, ein leises Stöhnen, krampfhafte Zuckungen und — ich war nicht mehr.

Ein unerklärliches Gefühl bemächtigte sich meiner. Wie war mir denn? Der Tod durchbebte mein ganzes Wesen, aber ich fühlte mich erlöst, frei, erleichtert. Mein Bewußtsein war einen Augenblick wie erloschen, aber in der nächsten Sekunde dämmerte es wieder langsam in mir. Wo war ich? Nebel und Finsternis, Öde und Leere umgaben mich rings umher. Finsternis nenne ich es, und doch war sie eigentlich nicht finster, nicht dunkel, diese unheimliche Nebelwelt, in der ich mich befand. Denn sehen konnte ich, obgleich kein Lichtstrahl in meine Augen fiel. Mein erstes Gefühl war eine durchdringende innere Kälte; Schauer auf Schauer durchrieselten mich, und die Zähne klapperten mir im Munde. Dann fühlte ich einen unbeschreiblichen Ekel, und ein widerlicher Dunst umgab mich. Wo war ich? Unwillkürlich fiel mir die Geschichte vom reichen Manne ein, welcher starb und am Orte der Pein erwachte. Sollte ich vielleicht dieser reiche Mann sein? Aber von ihm wird erzählt, daß er nach einem einzigen Tropfen Wassers schmachtete; also mußte doch eine glühende Hitze ihn gepeinigt haben, während ich keine Spur davon merkte. Im Gegenteil, mich fror ja; Eiseskälte durchschauerte mich. Zähneklappern! — davon ist ja auch irgendwo die Rede. Ja, nun fiel mir's ein. Aber auch das andere, das verzehrende Feuer, war Wahrheit, fürchterliche Wahrheit; das sollte ich bald erfahren.

Mein Selbstbewußtsein kam doch erst durch ein unbeschreibliches Gefühl von Nacktheit und Blöße zur vollen Geltung; vielleicht war diese Blöße die Ursache der furchtbaren Frostschauer. Anfangs glaubte ich noch an mein eigenes Ich, aber ich war nur noch ein Schatten meiner selbst. Das Auge, welches sah, die Zähne, welche klapper-

ten, existierten ebensowenig, wie all die übrigen Teile meines Körpers. Ja, nur ein Schatten war ich, bis auf die Haut, nein, bis zur Herzwurzel entkleidet. Kein Wunder daher, daß mich fror, daß ich mich nackend fühlte. Doch wie stark auch dies letzte Gefühl war, von Scham wußte ich nichts.

Aber grenzenlos elend fühlte ich mich. Mein ganzer Mannesmut, auf den ich einst so stolz gewesen, hatte mich verlassen. In der Welt pflegt man einen Mann der allererbärmlichsten Art Lump oder Memme zu nennen. Ach, für mich waren diese Worte noch viel zu gut! Während man in der Welt sicherlich mit Pomp und Pracht mein Leichenbegängnis hielt, hielt ich, armselig, nackt und über alle Beschreibung elend, meinen Einzug in die Hölle. Während der Priester mit salbungsvollem Ton mich selig pries, während er erklärte, daß ich nun keine Not mehr leide, daß das Himmelreich sich mir geöffnet, kurz, während er alle jene Herrlichkeiten an mich verschwendete, welche man bei solchen Gelegenheiten für gutes Geld bekommen kann, saß ich schon mitten in der Höllenpein. Wehe, wehe, tausendfach wehe!

Ich eilte davon. War es Erde oder was war es, worauf ich trat? Meine Füße schienen auf Schwamm zu wandeln. Ein wunderliches Pflaster! Waren es vielleicht die guten Vorsätze, womit, wie man sagt, der Weg zur Hölle gepflastert ist? Das Gehen verursachte mir ein unerklärliches, widerliches Gefühl, aber immer weiter kam ich. Ich ging, ich schwebte, ich flog weiter; auf welche Weise oder wie schnell, weiß ich nicht, immer weiter durch Nebel und Finsternis oder was das sonst war. In weiter Entfernung, vielleicht tausend Meilen von mir entfernt, sah ich ein Licht schimmern. Instinktmäßig steuerte ich darauf los. Der Nebel schien nach und nach zu weichen. Vielleicht war es nur eine Einbildung, hervorgerufen durch den Anblick verschiedenartigster Gebilde; ich sah gleichsam Schattenbilder von Burgen, Häusern, Palästen hier und da aus dem Nebel hervortreten. Manchmal kam es mir vor, als ob ich in meiner blinden Hast geradeswegs durch eines dieser fabelhaften Gebäude hindurchfahre. Ich sah Menschenphantome,

zuerst nur einzelne, aber bald mehr und mehr. Mit Entsetzen erblickte ich sie, und doch wußte ich, daß sie nichts anderes waren als Wesen meiner eigenen Art. Plötzlich sah ich mich von einer ganzen Schar dieser Geister umringt. Ich floh in bebender Angst und entwich der einen Schar nur, um einer andern in die Hände zu fallen. Ich sage: in die Hände; denn sie zerrten und rissen an mir, obgleich ich nur ein Schatten war; vergebens bestrebten sie sich, mich in ihrer Mitte fest zu halten. Unaufhörlich schrieen und riefen sie durcheinander. Aber welche Stimmen! Sie tönten in meinem Ohr wie schwaches Knistern oder Schnarren. In meiner Angst stieß ich selbst einen Schrei aus und hörte denselben kümmerlichen, abscheulichen Ton. Dies Gewirre von Stimmen konnte ich schlechterdings nicht verstehen. Doch glaubte ich einzelne, oft wiederkehrende Worte wie „Woher?“ und „Was giebt's Neues?“ zu unterscheiden. Ach ich Armer! Konnte ich wohl dazu aufgelegt sein, Neuigkeiten zu erzählen? Und nicht die Frage woher? sondern die unselige Frage wohin? die war's, welche mein ganzes Sein erfüllte.

Glücklicherweise gab es noch andere Elende auf demselben Wege und in derselben Lage wie ich. Während die umherstreifenden Banden auf diese Elenden Jagd machten, gelang es mir zu entwischen. Ich schritt weiter, nicht körperlich, sondern geistig keuchend, bis ich eine einsame Stätte fand, wo ich mich wieder sammeln konnte.

Sammeln? Ach, was sollte ich mich noch sammeln und mit mir zu Rat gehen, ich war ja verloren, rettungslos verloren!

Überwältigt von dem, was ich litt, sank ich hin und grübelte über mein Elend. So war ich denn im Reiche der Toten, in der Hölle und in der Qual! Ja, in einer größeren Qual als Worte zu sagen vermögen. Wehe, daß es dahin mit mir kommen mußte! Warum war ich stehen geblieben zwischen Glauben und Unglauben, zwischen Himmel und Hölle, bis zum letzten Augenblicke? Einige Monate, ja einige Wochen vorher wäre es vielleicht noch Zeit gewesen abzulenken und in mich zu gehen, um einem so entsetzlichen Schicksale zu entfliehen. Aber blindlings stürzte ich mich ins Verderben, und ich verdiente es nicht besser.

In diesem letzten Gedanken fühlte ich eine gewisse bittere Befriedigung. Also gab es selbst in der Höllenpein etwas, das einer Befriedigung ähnelte. In Wahrheit, ich haßte mich selbst mit einem glühenden, unversöhnlichen Haß, trotz der starken Eigenliebe, die ich ungeschwächt aus der Welt mit hernieder genommen. Und als ich an die vielen sogenannten guten Vorsätze dachte, die ich in den Tagen meines sündigen Lebens gefaßt, da war's mir, als müßte ich mich selbst in tausend Stücke zerreißen. Wahrlich, ich hatte tapfer geholfen, den Weg zur Hölle zu pflastern.

Aber dies Gefühl hatte nichts mit Reue gemein. Ich war betrübt, zerrissen, vernichtet; ich verdammte mich selbst, aber Reue empfinden konnte ich nicht. O, könnte ich doch nur bereuen! Ich weiß, was das ist, aber die Fähigkeit dazu ist für immer dahin. Aber damals kannte ich mich selbst und meinen Zustand nicht so gut wie jetzt. Ich fühlte mich so elend, so hoffnungslos verloren. Bei all meinem Haß hatte ich doch das innigste Mitleid mit mir selbst. O, hätte ich in dieser Stunde nur weinen können! Der reiche Mann im Evangelium seufzte nur nach einem einzigen Tropfen Wasser; ich seufzte: „O, nur eine einzige Thräne!" Ein lebhaftes Gefühl sagte mir, daß ich mit den Thränen zugleich von meiner Qual erlöst würde. Ich kämpfte, ich verzehrte meine Kräfte in konvulsivischen Anstrengungen, um weinen zu können, nur um diese einzige Thräne hervorzupressen. Mein ganzes Wesen wurde erschüttert und bebte unter diesem Kampf und dieser qualvollen Anstrengung.

Plötzlich fuhr ich erschrocken auf: eine Stimme redete mich an, und eine noch ganz junge Frau mit einem kleinen Kinde auf dem Arme stand vor mir.

„Ach, Deine Mühe ist vergebens!" sagte sie sanft und innig; doch mehr noch als in ihrer Stimme lag in ihren Zügen und Mienen ein Ausdruck tiefer Milde. „Ich habe es selbst so oft versucht, aber es nützt nichts. Hier giebt es keine Wassertropfen, keine Thränen mehr."

Nur allzu deutlich fühlte ich die Wahrheit ihrer Worte. Einst

hätte ich weinen können, aber damals wollte ich nicht; jetzt wollte ich, aber nun konnte ich nicht.

Sie setzte sich zu mir mit dem Kinde auf dem Schoß. Unbeschreiblich war der Ausdruck der schmerzvermischten Zärtlichkeit, mit welcher sie das Kind betrachtete, das nur kurze Zeit das Leben gesehen zu haben schien.

Nach einer Pause wandte sie sich wieder zu mir; aber nicht ich, sondern das Kind beschäftigte ihre Gedanken.

„Nicht wahr“, sagte sie, „das Kind lebt? Es ist nicht tot, weil es so still daliegt und die Äuglein schließt?“

Ich hielt es wirklich für tot, aber ich konnte es nicht übers Herz bringen, das arme Geschöpf zu betrüben; deswegen antwortete ich:

„Ich denke, es schläft; kleine Kinder pflegen ja viel zu schlafen.“

„Gewiß, es schläft“, erwiderte die junge Frau und begann das Kind leise auf ihren Knieen zu wiegen.

Ich aber zitterte vor Schreck über meine eigene Stimme, welche ich nun zum erstenmal in artikulierten Tönen hörte.

„Man sagte, ich hätte mein Kind, mein eigenes Kind getötet“, fuhr die Frau fort. „Nicht wahr, das ist wahnsinniges Geschwätz? Wie sollte wohl eine Mutter ihr eigenes Kind morden können?“ Und sie drückte das Kind mit krampfhafter Zärtlichkeit an ihre Brust.

Ich konnte diesen Anblick nicht länger ertragen, ich ging weg. Und doch, ich fand eine gewisse Linderung meiner Qual in dem Bewußtsein, von einem fremden Schmerze anstatt nur von meinem eigenen erfüllt zu sein. Aber vor diesem Schmerze konnte ich fliehen und ich floh vor ihm. Vor meinem eigenen Schmerz gab es kein Entrinnen. — —

Ich wandelte wieder weiter, unverwandt auf das ferne Licht zu. Es war, als treibe mich eine magische Macht nach dieser Richtung. Überall, wohin ich kam, war das Nebelland wohlbebaut und wohlbevölkert. Wunderbare, phantastische Gebilde und Gestalten sahe ich allerorten in zahlloser Abwechselung; aber alles war nur Schatten,

lebende und leblose Schatten. Vieles jagte mir Entsetzen ein, Qual verursachte mir alles; doch nach und nach begann ich mich in diesem meinem unglückseligen, negativen Zustande zurecht zu finden. Was mir begegnete, wie ich allmählich Erfahrungen sammelte, o, laß mich davon schweigen! Nur Eines will ich erzählen, weil mir bei dieser Gelegenheit zum erstenmal der Zustand dieser Stätte des Schreckens zum klaren Bewußtsein kam.

Ich hielt in meiner Wanderung vor einer dieser durchsichtigen Schattenwohnungen inne, welche eine Kneipe vorstellen sollte. In der Welt hatte ich auf solche Lokale hoch herabgesehen, ich kannte nichts von ihnen als ihre Existenz. Jetzt war mir alles gleich gut. Drinnen ging es augenscheinlich lustig her beim Trinken, Kartenspielen und Würfeln. Aber eine entsetzliche Lustigkeit war's, in welcher diese häßlichen Schatten tobten. Einer von ihnen, vermutlich der Wirt, winkte mir zu. Das im Kamin flammende Feuer verlockte mich Thoren, und hastig gehorchte ich seinem Wink.

„Kann Er nicht sehen, daß das Haus eine Thür hat?“ schnatterte mich der Wirt zornig an.

Verdutzt stammelte ich als Antwort: „O, wie mich friert!“

„Dummkopf, warum geht Er denn nackend?“ rief der Mensch mit dünnem Lachen und scheußlicher Miene. „Hierher kommen sonst nur wohlgekleidete Personen“.

Unwillkürlich dachte ich an meinen warmen, weichen, ostindischen Schlafrock mit Zubehör; aber kaum war dieser Gedanke entstanden, so hatte ich schon Schlafrock, Mütze und Pantoffeln an. Aber nichtsdestoweniger ließ sich meine Blöße nicht damit verbergen, und ich fühlte mich nicht im geringsten wärmer.

Ich trat an das Feuer und streckte meine zitternden Hände darüber aus, aber keine Spur von Wärme entstieg der Glut; die Flammen hätten ebenso gut auf ein Stück Leinewand gemalt sein können.

Verzweiflungsvoll wandte ich mich weg. Aber die unheimlichen Kneipgäste lachten mich aus und nannten mich einen Guck-in-die-Welt. Einer von ihnen reichte mir einen Becher. Obgleich

ich nie ein Trunkenbold gewesen, griff ich doch im Gefühle einer unbeschreiblichen innern Leere hastig nach den dargereichten Becher und führte ihn gierig an die Lippen, um seinen Inhalt in mich hinein zu gießen. O dies entsetzliche Gefühl der Nichtigkeit! Als ich in meiner brennenden Begierde nur einen bodenlosen, leeren Becher sah, da war mir's, als ob eine Ohnmacht mich anwandelte.

Mein Entsetzen mußte sich deutlich in meinen Mienen abgespiegelt haben, denn man lachte und grinste mich an und spottete meiner. Geduldig fand ich mich darein. Aber etwas Jämmerliches und Unheimliches lag in dieser widernatürlichen Lustigkeit, die mir in die Seele schnitt.

Das Zechen und Spielen nahm wieder seinen ungestörten Fortgang, während ich in finstere, verworrene Gedanken versank und scheu das wunderliche, wilde Treiben um mich betrachtete.

Endlich faßte ich mich und redete den wortkargen, mürrischen Wirt an.

„Was ist dies für ein Haus?“ fragte ich mit leiser, schnarrender Stimme.

„Das ist mein Haus“, lautete die Antwort.

Diese Auskunft befriedigte mich wenig. Nach einer kleinen Pause fragte ich wieder: „Wie ist dies Haus und alles andere entstanden?“

Der Wirt betrachtete mich, über meine haarsträubende Unwissenheit mitleidig lächelnd, und es verging einige Zeit, bis er sich zu einer Antwort herabließ.

„Wie es entstanden? Nun, Freundchen, ich dachte es mir, und so stand natürlich alles plötzlich da“.

Jetzt dämmerte es in mir. „Das Haus ist also nur eine Vorstellung?“ fragte ich weiter.

„Ih, was sollte es sonst wohl sein?“

„Ja, Kamerad“, rief einer der Gäste, indem er sich vom Spieltisch aus umwandte, „hier sind wir in dem wahren Zauberlande, wovon man auf Erden soviel fabelt. Kaum haben wir uns etwas gedacht, so steht es schon vor uns. Hurra! Es lebe die Lustigkeit!“

Und mit einem scheußlichen Lachen, das eher von allem andern als von Lust und Fröhlichkeit zeugte, warf er die Würfel auf den Tisch.

Jetzt verstand ich es. Das Haus war eine Vorstellung; das Feuer ohne Wärme, die Kerzen ohne Licht, die Karten, die Würfel, die starken Getränke, die zerfetzte Schürze des Wirts — kurz, alles war nur leere Vorstellung. Nur Eines war keine Vorstellung, sondern vollkommene Wirklichkeit: der fürchterliche Trieb, welcher diese Schattengebilde von Menschen zwang, jetzt im Geiste und zum Schein fortwährend das zu thun, was sie einst auf Erden mit Ernst und Eifer getrieben; deswegen mußte der Wirt eine liederliche Kneipe halten, und die Gäste mußten spielen, trinken und fluchen und mit Verzweiflung im Herzen sich den Anschein einer maßlosen Ausgelassenheit geben.

Ich betrachtete mich selbst. Diese Kleidung, welche mich nicht einmal bedecken, geschweige denn erwärmen konnte, war auch nichts anderes als ein Gaukelspiel meiner Gedanken. Fort, fort! schrie es in meinem Innern. O, daß ich vor mir selber fliehen könnte! Aber ich Elender könnte höchstens vor dem Schlafrock fliehen, der kein Schlafrock war. Ich fuhr aus meiner Scheinhülle und begab mich wieder auf die Flucht in meiner nackten Erbärmlichkeit. Ein dämonisches Gelächter gleich dem fernen Quaken heiserer Frösche erscholl hinter mir. — —

Wie lange ich, ein ruheloser Geist, wanderte und wanderte, vermag ich nicht zu sagen. Gäbe es hier in der Hölle eine Zeiteinteilung, so würde sie ebenso wie alles andere nur in der Einbildung existieren. Das in der Ferne schimmernde Licht war mein stetes Ziel. Ich glaube aber zu bemerken, daß das Licht immer mehr an Stärke abnahm. Zuerst hielt ich dies für Täuschung, aber bald konnte ich nicht länger zweifeln. Das Licht nahm wirklich ab und war zuletzt nur noch ein schwacher Dämmerschein; noch eine Weile und es mußte ohne Zweifel stockfinster um mich werden.

So elend ich auch war, konnte ich doch — wer sollte es glauben! — noch elender werden. Ich kroch in mich selbst zusammen und wollte, soweit es in meiner Macht stand, dem vielgeschäftigen

Treiben der Toten entgehen. Ihr Weltmenschen werdet vielleicht denken, ob nicht auch hier in dem Reiche der Toten Zerstreuung eine Wohlthat sei. O Ihr Glücklichen, glücklich in all Eurer Drangsal, Eurem Schmerz und Weh, Ihr sprecht nach Eurem irdischen Verstande. Aber hier giebt es keine Wohlthat, und von Zerstreuung kann keine Rede sein. Mit der Zerstreuung, dieser Eurer beständigen, oft so unheilvollen Zuflucht, ist es vorbei, sobald Ihr die Augen schließt.

Wie ein Mensch in sich selbst zusammen kriechen kann, jämmerlich und verloren, davon habt Ihr keinen Begriff, und ich kann es Euch auch nicht erklären. Genug, lange saß ich so in mich gekauert da, wie die Kröte in einer Ecke, als meine Aufmerksamkeit plötzlich durch einen tiefen, aus der Nähe kommenden Seufzer geweckt wurde. Ängstlich fuhr ich empor und sah zur Seite. In der zunehmenden Dunkelheit konnte ich nur mit Mühe eine schauerliche Gestalt erkennen, welche nicht weit von mir saß und mich verstohlen anblickte. Ihre Züge waren seltsam in die Länge gezogen und um den Hals hatte sie einen Strick, mit dessen losen Enden ihre Hände sich unaufhörlich zu schaffen machten. Dann und wann fuhr sie sich mit der Hand um den Hals und ließ einen Finger rund herumgleiten, wie um den Strick zu lösen.

Die Gestalt sah mich mit einem Paar Augen an, die aus dem Kopfe treten zu wollen schienen, aber kein Wort kam über ihre Lippen. Ich mußte wohl den Anfang machen.

„Das Licht nimmt immer schneller ab“, sagte ich, indem ich nach der Gegend deutete, wo noch eine letzte Spur von Dämmerung zu sehen war, „es wird wohl bald ganz finster sein“.

„Ja“, antwortete die Gestalt mit wunderlich dicker Stimme, „die Nacht ist vor der Thür“.

„Wie lange wird die Nacht dauern?“ fragte ich.

„Was weiß ich? Vielleicht ein paar Stunden, vielleicht hundert Jahre“.

„Dauert sie nicht immer gleich lange?“

„Davon vermögen wir uns keine Vorstellung zu machen, aber

lang ist sie immer", erwiderte die Gestalt mit einem schrecklichen Seufzer.

„Aber es ist doch gewiß, daß es wieder Tag wird?"

„Ja, wenn Du das Tag nennst, was man in der Welt Dämmerung nennt. Höher steigen wir nie. Ich hege stark den Verdacht, daß hier überhaupt kein wirklicher Tag ist, und genau genommen kann das ja auch gleichgültig sein. Du bist hier wohl noch ein Fremdling?"

Jetzt war die Reihe an mir zu seufzen, indem ich antwortete:

„Ich starb erst vor kurzer Zeit".

„Eines natürlichen Todes?" fragte die Gestalt weiter.

„Ja, natürlich".

Dieses Wort schien dem Geiste übel zu gefallen. Er schnitt einige abscheuliche Grimassen und schwieg einen Augenblick.

Ich für meinen Teil fühlte mich keineswegs aufgelegt, das Gespräch fortzusetzen, aber die Gestalt begann aufs neue:

„Wahrlich, es ist kein Spaß, so mit dem Leben in den Händen zu gehen, wie ich es muß. Nie Ruhe, beständig auf der Flucht! Alle, alle sind darauf erpicht, mir das Leben zu nehmen. Auch Du bist, das kann ich an Deinen Augen sehen, nicht ganz frei von Mordgedanken. Aber noch bist Du zu verwirrt über Dein eigenes Schicksal, um wirklich gefährlich zu sein. Siehst Du die Enden dieses Strickes? Alles beruht darauf, daß niemand sie erwischt. Deswegen lasse ich sie nie los, denn sobald jemand sie erhascht — schwubb! wäre ich aufgehängt!"

Der Geist machte eine längere Pause, dann fuhr er fort:

„Im Grunde ist alles nur Einbildung und Dummheit, das weiß ich sehr gut, wenn ich's mir recht überlege. Niemand kann mir das Leben nehmen aus dem einfachen Grunde, weil niemand nehmen kann, was man gar nicht hat. Aber ich kann nicht dafür; wenn diese thörichte Angst über mich kommt, dann muß ich rennen, als ob ich tausend Leben zu verlieren hätte, als ob die Hölle voll von Totschlägern wäre".

Mit einem Seufzer schloß die Spukgestalt ihre Auslassungen, löste den Strick um den Hals und versank in stilles Brüten.

So saßen wir zusammen, aber nur einen Augenblick. Unglücklicher oder glücklicher Weise machte ich eine Bewegung mit dem Arm gegen meinen elenden Nachbar hin. Vermutlich glaubte er, daß ich nach dem Strick, den er in Händen hielt, greifen wollte, und wie ein Blitz war er verschwunden.

II.

Ich blieb, wo ich war, und bald hatte die Finsternis mich ganz eingehüllt. Bald — sage ich! O ich Thor! Was weiß ich, ob es lange dauerte oder nicht, ehe es vollständig dunkel wurde! Nur soviel weiß ich, daß die Dunkelheit mit stets zunehmender Schnelligkeit und Stärke eintrat, und daß es endlich ganz finster wurde. Sieh, nun sage ich endlich, vorher sagte ich: bald, der beste Beweis meines unsicheren Urteils.

Aber welche Finsternis! Ihr, die Ihr auf Erden lebt, könnt Euch keinen Begriff davon machen. Man sagt in der Welt: die Finsternis ist so dick, daß man sie mit den Händen greifen kann, daß man sie schneiden kann. Ach, selbst dieser Vergleich ist für die Hölle zu schwach. Die Finsternis ist hier so dick und schwer, daß sie mit Zentnerlast auf einem liegt, daß man glaubt, zwischen riesigen Eisen- und Steinblöcken fest eingemauert zu sein. So fest, daß man sich nicht rühren noch regen kann. Nun erst verstand ich die Worte der Schrift: Die äußerste Finsternis.

Da saß ich nun in dem engsten Gefängnis bebend vor Kälte und Angst, über alle Vorstellung elend und bejammernswert, ich, dem noch vor so kurzer Zeit die ganze Welt offen gestanden, ich, der von kecker Kraft gestrotzt hatte. Ich sage: vor Kälte, muß aber hinzufügen: mit einem verzehrenden Feuer im Innern.

O schreckliche Wahrheit! Die Höllenqual besteht gerade in dem Gegensatze: äußerlich Kälte, Heulen und Zähneklappern, innerlich

ein verzehrendes Feuer, eine Dürre, gegen welche die Dürre in der Wüste Sahara wahre Erquickung ist. Und dann diese Angst, diese füchterliche Angst! Eine der ersten Erfahrungen, die ich in der Hölle machte, war die, daß mit einbrechender Dunkelheit gleichsam eine Todesangst alle ihre Insassen überfällt. Mit dem Zunehmen der Finsternis wächst auch die Angst, und zuletzt möchte man vor Grauen und Entsetzen schier vergehen. Vergehen? Ach nein, das scheint nur so. Man vergeht natürlich nicht, man kann ja nicht vergehen, das ist kein wirklicher Todeskampf, sondern nur eine geistige Wiederholung dieses letzten und oft schrecklichsten aller Kämpfe. Wie ächzt und wimmert die arme Seele! Wie schluchzt sie innerlich! Welches Geheul stößt sie in ihrer Verzweiflung aus! fürchterliches Geheul — aber niemand hört es!

Weißt Du, was es heißt, eine lange, lange Zeit sich auf seinem Lager wälzen, ohne Ruhe finden zu können, gepeinigt von bitterem Gram, von Schmerz und Bekümmernis? So wisse, daß dies eine wahre Wollust ist gegen das, was wir hier in einer einzigen endlosen Nacht leiden müssen! Zuletzt wurdest Du doch Deines Grames, Deiner Sorgen müde; die Natur forderte ihr Recht, — glücklicher Mensch, Du fielst in Schlummer! und im Schlaf vergaßest Du all Dein Elend; je tiefer das Leid gewesen, desto tiefer war auch der Schlaf. Und als Du erwachtest, war ein neuer gesegneter Tag über Dir aufgegangen mit neuer Gnade, neuen Hoffnungen.

Glücklicher, o glücklicher Mensch! Ja, mit Recht nenne ich Dich so, was Du auch leiden magst, wie erbärmlich Du's auch auf Erden zu haben glaubst. Denn vergiß nicht, daß im Vergleich mit einem von uns hier in der Pein selbst die Elendesten unter den Sternen glückselig zu preisen sind, wenn sie sich nur von ihrer Einbildung frei machen und ihr Unglück für das ansehen könnten, was es in Wirklichkeit ist. Ja, so wunderlich es auch klingt, in der Welt, die doch eine Welt der Wirklichkeit ist, existiert das Unglück in höherem oder geringerem Grade nur in der Einbildung; hier in der Hölle dagegen, die doch nur eine Schein- und Schattenwelt ist, ist das Unglück stets volle Wirklichkeit. In der Welt hängt soviel davon

ab, wie man das Unglück trägt; hier giebt es nur eine Weise es zu tragen: mit harter, unbeugsamer Notwendigkeit.

O, schlummern zu können, sich selbst vergessen zu können, wenn auch nur einen einzigen Augenblick, welche Wollust, welche Seligkeit! Ach, warum will ich selbst meine Qualen noch vergrößern? Meine Thränen rinnen, indem ich dies schreibe, aber es sind nicht solche Thränen, die das Papier netzen, nein, wie Tropfen geschmolzenen Bleies fallen sie auf meine Seele, meine arme Seele. — Habe ich von Thränen gesprochen? Ach, glaube mir nicht, das war nur so eine Redensart!

Da saß ich nun die lange, unendliche Nacht; Todesnacht muß ich sie zum Unterschied von andern finstern, schauerlichen Nächten nennen, die ich in der Welt erlebt. Todeskälte durchschauerte mich, aber in meinem Innern brannte das Feuer: meine Sünden und meine Begierden. Welche von diesen beiden Gluten am stärksten und peinlichsten loderte, vermag ich nicht zu sagen; nur soviel weiß ich, daß sie abwechselnd mich ergriffen und daß meine Gedanken gleichsam der Blasebalg waren, der sie zu immer hellerer Glut anfachte.

Meine Sünden! Was nützt es, daß ich jetzt noch von meinen Sünden spreche; aber ich muß es. Das Leben der Sünde ist nun abgeschlossen, es liegt wie ein aufgeschlagenes Buch mit schrecklicher Deutlichkeit vor mir, nicht allein als Ganzes, sondern auch in allen seinen Teilen, selbst in den unbedeutendsten. Daß ich ein Sünder bin oder richtiger war, zu dieser Erkenntnis bin ich erst jetzt gekommen; ich habe es eigentlich nie gewußt. Mit einer Kunst und Geschicklichkeit, welche nicht sowohl von meiner, als vielmehr von des Teufels Meisterschaft Zeugnis ablegt, verstand ich es, dies Bewußtsein fast ganz zu unterdrücken, so lange ich in der Welt lebte. Es ganz zu ersticken und zu töten, vermochte ich freilich nicht, aber ich hielt es in einem Gefängnis so tief und sicher, daß es so gut wie tot war. Drang seine Stimme bisweilen hinauf zu mir, so war es nur ein leises Flüstern, dem ich kein Gehör zu schenken brauchte. Ja, ich oder der Teufel brachte es zu einer solchen Meisterschaft, daß ich meine Sünden vergaß, wirklich vergaß, als ob sie nie existiert hätten.

Aber jetzt, jetzt — dies Vergessen war nur ein teuflisches Gaukelspiel. Alle meine Sünden stehen vor mir, auch nicht eine einzige fehlt: im Gegenteil, ihre Zahl ist weit größer, als ich auf Erden hätte ahnen können. Tausend Kleinigkeiten, die ich für nichts achtete, erheben sich jetzt mit bitterer Anklage wider mich. Mein Leben liegt wie eine Zeichnung vor mir, bis auf die kleinsten Einzelheiten ausgeführt, und keine Linie ist so schwach, kein Punkt so klein, daß er nicht jetzt riesengroß meinen Augen erschiene. Sünde ist gehäuft auf Sünde, und was übrig bleibt ist Thorheit. Meine geängstigte Seele wälzt sich hin und her, windet und krümmt sich, um eine wenn auch noch so kleine Stätte zu finden, wo sie ruhen kann, wo sie nur einen Augenblick Friede und Linderung finden kann, aber umsonst! Überall ist Sünde, überall ist Gram und Verzweiflung!

Und doch bin ich nie gewesen, was man in der Welt einen schlechten Menschen nennt. Ein großer Egoist, aber nicht alles natürlichen Mitgefühls bar; fleischlich gesinnt, aber nicht ohne geistige Interessen; mit gewaltigen Leidenschaften, aber zu gebildet, um öffentlich Anstoß zu erregen. Leutselig entgegenkommend, hilfreich, gutherzig, so lange eine Leidenschaft mich nicht verblendete, — erfreute ich mich nicht allein allgemeiner Gunst, sondern auch allgemeiner Achtung. Kurz, ich war ein Mensch, den die Welt brauchen konnte, aber ich wollte mich nicht von ihr brauchen lassen; im Gegenteil, es war mein fester Wille, sie zu gebrauchen. Ohne Glauben, ohne festes Ziel lebte ich nur dem Augenblicke, dem Genuß. Ohne Glauben, sagte ich, aber das ist nicht die volle Wahrheit. Als Kind hatte ich einen innigen, lebendigen Glauben, aber als ich in die Welt hineintrat, konnte er nicht bestehen, da welkte er wie eine wasserlose Blume im Sonnenbrand. Als mein Leben an einem gewissen Punkte angelangt war, schien er wieder siegreich hervorbrechen zu wollen. Aber als alles brach, da brach auch er zusammen, um nie wieder aufzublühen. Und doch ihn ganz zu vernichten, vermochte ich nicht. Bis zu meiner letzten Stunde hatte ich das Gefühl, daß noch etwas von dem früheren frommen, kleinen Kinde in mir lebte, welches ich einst gewesen.

Aber als ich Mann wurde, lebte und atmete ich nur für meine Begierden. Bist Du so vorwitzig zu fragen: welche? Ihrer waren mehr als ich nennen kann, aber Du kennst die wichtigsten, wenn ich sage: einen guten Tisch, hohes Spiel, schöne Frauen, pikante Abenteuer.

Diese Begierden, o wie sie jetzt brennen! Es ist wahr, auch in der Welt brannten sie, doch ohne mir Schmerz zu bereiten, höchstens nur einen wollüstigen Schmerz. Aber jetzt, jetzt! Ich fühle eine verzehrende Dürre in meinem Innern, es ist, als ob das Feuer der Begierden aus Mangel an anderem Stoffe mich selbst verzehren sollte. Auf einem Scheiterhaufen zu verkohlen, würde eine Wollust gegen diese Qual sein, denn dann wüßte man doch, daß es bald ein Ende haben müßte. Aber hier giebt es kein Ende, keine Erlösung.

Ach, noch habe ich nicht alle Qualen jener ersten Nacht erschöpft! Ich schäme mich fast zu sagen, was ich doch nicht verschweigen darf. Zu all dem übrigen kommt noch ein Schmerz ganz besonderer Art, ein Schmerz, den ich hier in der Hölle ganz allein für mich selbst zu tragen habe, gleichwie wohl die meisten etwas allein für sich selbst zu leiden haben, ein Schmerz, der mich auch nicht eine Sekunde lang verlassen hat, seit ich meine Augen am Orte der Pein aufgeschlagen. Es ist eine kleine Geschichte, aber eine jener Geschichten, welche tiefer in unser Leben eingreifen, als man glauben sollte.

Meinen einunddreißigsten Geburtstag feierte ich in einer kleinen Dorfschenke in einem fremden Lande. Nach einem mehr als einjährigen Aufenthalt im Auslande — bis zum Orient hatte sich meine Reise erstreckt — kam ich in der unglücklichsten Stimmung heim, niedergebeugt von Schmerz und Kummer, von dem verzehrenden Gram einer getäuschten Leidenschaft. Drei waren wir, als wir von dannen zogen, zwei, als wir zurückkamen. Nur wenige Tagereisen von der Heimat entfernt, nötigte uns ein fürchterliches Unwetter, in dieser elenden Bauernschenke zu rasten.

Allein es geht wunderlich in der Welt her. Nachdem ich mo=

natelang für alles teilnamlos, wie lebendig tot gewesen, sollte ich hier den ersten Gegenstand finden, der mein Interesse wieder erweckte, mich selbst wieder ins Leben zurückrief. Es war ein zerlumpter, acht- oder neunjähriger Knabe, dessen Mutter zu einer herumziehenden Zigeunertruppe gehörte. Als diese kurz vorher sich aufgelöst hatte, fand man ihre Leiche in einem nahe gelegenen Haidesumpf. Es war ein schmutziger, unerzogener, wilder Knabe, der sich nicht trösten lassen wollte. Er hatte zärtlich, leidenschaftlich geliebt — ich auch. Er hatte alles verloren, woran sein Herz hing — ich auch.

Aber das war nicht alles. Das ganze Wesen des Knaben fesselte mich. Seine Heftigkeit, seine Verschlossenheit, ja selbst seine Unbändigkeit schlug auf wunderbare Weise eine verwandte Saite in meinem Herzen an. Mir war, als ob ich ihn so recht verstände, als ob ich mich ganz auf dieselbe Weise geberdet hätte. Und trotz Lumpen und Schmutz war es ein sehr schöner Knabe. Seine dunklen, thränenerfüllten Augen hatten einen Blick, der in die Seele drang; das verworrene, dichte Haar umrahmte ein Gesicht, das, ohne regelmäßig schön zu sein, doch etwas in hohem Grade Anziehendes hatte. Es war eines jener Knabengesichter, wie es Spaniens Raphael, Murillo, gemalt haben würde. Was soll ich weiter sagen, als daß ich gleich nach dem ersten Blick ihn in mein Herz geschlossen hatte? Da kein anderer den Knaben haben wollte, nahm ich ihn.

Seine Mutter war nur unter dem Namen Rosalinde bekannt gewesen. Der Knabe selbst kannte außer dem Namen Mutter keinen andern. Rosalinde war aber offenbar nur ihr Künstlername, und in ihrem armseligen Nachlaß ließ sich nichts finden, das zur Aufklärung dienen konnte. Hatte sie etwas derartiges besessen, so mußte die arme Frau es mit sich in den Haidesumpf genommen haben. Das einzige, woran sich eine schwache Hoffnung knüpfen ließ, um einmal auf die richtige Spur zu kommen, war ein auf dem rechten Arm des Knaben unvergänglich eingeätztes Mal, das einen von unverständlichen Hieroglyphen umgebenen Schwan darstellte. Der Knabe trug den ganz gewöhnlichen Namen Martin und sprach einen

aus mehreren Sprachen gemischten Jargon, in welchem ich deutlich genug leise Anklänge an meine Muttersprache erkennen konnte.

Ich nahm also den Knaben mit mir. Drei waren wir, als wir abreisten, drei, als wir heimkehrten! Aber ach, welch ein Wechsel!

So wuchs er nun unter meinen Augen auf als ein Kind ohne Herkunft, ohne Namen. Nie entdeckte ich auch nur die geringste Spur, die das über ihn schwebende Dunkel erhellen konnte. Aber er selbst war je länger, desto fester davon überzeugt, daß das Mal auf seinem Arm früher oder später zur Entdeckung seiner Herkunft führen würde. Martin, der keine geringe Meinung von sich selbst hatte, kam nie aus meinen Augen, so daß die Leute sagten, ich hätte mir in dem Knaben ein Stück Spielzeug angeschafft. Und vielleicht lag etwas Wahres darin. Martin hatte eine starke, sinnliche Natur in sich, welche sicherlich auf Kosten seiner sittlichen Natur üppig aufwucherte. Im Bewußtsein seiner Kraft, mit starken Trieben und Begierden, voller Leidenschaftlichkeit, mit einem außergewöhnlich ausgeprägten Eigenwillen, war er keineswegs leicht zu regieren. Ich machte mir ein Vergnügen daraus, diese wilden Naturkräfte in dem Kinde anzustacheln und zu reizen, indem ich ihnen bald freies Spiel ließ, bald die straffsten Zügel anlegte. Aber er war mir doch mehr als ein bloßes Spielzeug, er wohnte, ja er thronte in meinem Herzen. Vielleicht kam es daher, daß ich ein gut Teil meiner eigenen Natur in dem Knaben wieder zu finden glaubte, vielleicht hatte von Anfang an nur die Laune den größten Anteil an diesem eigentümlichen Verhältnis, und die Laune war zur Gewohnheit geworden; gewiß ist, daß ich nach nicht langer Zeit den Knaben wirklich liebte. Und ich kann sie zählen die Menschen, die ich außer meiner Person in der Welt geliebt habe.

Er erwiderte meine Liebe leidenschaftlich, glühend. Wenn ich ihn nach Herzenslust gereizt hatte und schließlich, sobald er mir trotzte und in den wildesten Ausdrücken den Gehorsam verweigerte, meinen Fuß auf seinen Nacken setzte, konnte er wieder so tief, so tief sich vor mir demütigen, bettelnd meine Kniee umklammern, durch den Staub sich von mir schleppen lassen. In solchen Augenblicken würde

er es geduldig ertragen haben, von mir mit Füßen getreten und auf jegliche Weise gemißhandelt zu werden, nur in der Hoffnung, daß ich ihm verzeihen und ihm aufs neue meine Liebe zuwenden würde. Die härteste Behandlung würde ihm keine einzige Thräne abpressen können; jetzt hing er sich an mich in Thränen aufgelöst und hielt mich umschlungen, als das einzige, was er auf Erden besaß. Seine grenzenlose Liebe rührte mich, oftmals kamen mir Thränen in die Augen. Dann schlossen wir miteinander Frieden und erneuerten den Bund unserer Liebe, welche unter solchen Wechselfällen keineswegs litt, sondern im Gegenteil aus ihnen neue Nahrung sog. So gingen die Wogen auf und nieder zwischen uns, bald der heftigste, bitterste Zorn, bald die süßeste, zärtlichste Hingebung, bis ich eines Tages plötzlich die Entdeckung machte, daß der Knabe schon erwachsen sei. Und bald war er ein Mann wie ich selbst, stark im Fleisch, gewaltig in der Eigenliebe.

Dann kam es zwischen uns zu einer Katastrophe, die schlimmer als alle vorhergehenden war. Er hatte mir auf einem Gebiete Trotz geboten, wo ich es unter keinen Umständen dulden konnte, und ich hatte ihn so gut wie von mir gestoßen. Wie konnte sich auch der Bube erdreisten, mein Nebenbuhler sein zu wollen?

Er hatte mich verlassen, gemißhandelt, aber ungebeugt, schnaubend vor Trotz, um, wie er sagte, nie wieder zurückzukehren. Und er war der Mann dazu, sein Wort zu halten. Später empfing ich einen Brief von ihm, worin er mir die Wahl stellte, entweder ihm zu weichen oder ihn zu verlieren, indem er drohte, irgend einen Posten in einem halb barbarischen Staat annehmen zu wollen. Dies Ultimatum blieb unbeantwortet, natürlich verlangte ich, daß er sich in voller Resignation mir bedingungslos unterwerfen sollte. Die Zeit verstrich, ich glaubte wirklich ihn verloren zu haben. Dieser Gedanke quälte mich und nagte an meinem Innern, denn was auch geschehen war, ich liebte ihn doch. Und war er verloren, dann sagte mein Herz mir, daß ich, ich sein Verderber geworden.

Danach wurde ich krank. Es war meine erste und sollte auch meine einzige und letzte Krankheit sein. Auf dem Krankenlager em-

pfing ich gegen alle Erwartung noch einen Brief von ihm. Der Inhalt war etwas dunkel, der darin wehende Geist aber klar. Ja, er kroch wirklich zu Kreuze, er war so sanft und demütig, wie er es nie vorher gewesen.

Er bat mich um eine Unterredung, er wollte als der verlorene, reuige Sohn zurückkehren. Er habe mir wichtige Mitteilungen zu machen, die jeglichen Zwist zwischen uns auslöschen würden. Eine höhere Macht habe über uns das Urteil gesprochen. Auch ihrer erwähnte er in seinem Brief; aber alles war so abgebrochen, so verworren, daß es mir unmöglich war zu entscheiden, ob die Aufklärungen, die er geben wollte, ihn oder sie betrafen.

Auch dieser Brief blieb unbeantwortet; ich selbst war zu schwach zum Schreiben und einem andern Menschen wollte ich mich nicht anvertrauen.

Welche Erklärungen hatte er zu geben? Welche Ereignisse hatten eine so wunderbare Veränderung in ihm herbeigeführt? Um wen handelte es sich, um ihn oder um sie? Diese Frage peinigte mich bis zu meinem letzten Atemzuge, vielleicht war auch sie ein Nagel zu meinem Sarg. Sie verfolgte mich wie eine Erinnye bis in die Hölle hinein und quälte mich auch hier schlimmer als irgend etwas anderes. Wie glühende Kohlen brannte sie auf meiner Seele. Und die eine Frage: Handelte es sich um ihn oder um sie? löste sich in mehrere andere auf. Wie war es ihm ergangen, ihm, verstoßen von dem einzigen, den er liebte und kannte auf Erden? War ich die Ursache seines Verderbens? Ach, ach, diese Fragen sind selbst eine Hölle für sich!

III.

Wie lange ich so da saß, gleichsam in mich selbst und in Finsternis eingemauert, wie lange diese Nacht des Schreckens währte, kann ich nicht sagen. Vielleicht ein ganzes Jahr, vielleicht nur einige Stunden. Nur das weiß ich, daß ich in dieser einen Nacht mein ganzes elendes Erdenleben wieder durchlebte, und von dieser Qual kannst Du Dir keinen Begriff machen.

Endlich begann es wieder zu dämmern, aber mit einer unbeschreiblichen Langsamkeit. Nach und nach wurde diese massive Finsternis weniger dick, und ein schwacher Lichtschimmer brach sich Bahn. Diese Zeit der Erwartung, der Hoffnung, wenn ich sie so nennen darf, war die qualfreieste Zeit, die ich bis dahin in der Hölle erlebt. Während ich mit gespannter Erwartung des zurückkehrenden Lichtes harrte, kam gleichsam ein Schatten des Vergessens über mich. Und Vergessen ist das Glücklichste, was wir uns hier denken können. Licht habe ich gesagt! Ach, es wird ja nie in der Hölle Licht! Deswegen ist das Vergessen auch keine Wirklichkeit, sondern nur Einbildung.

Aber der Dämmerschein des Lichts erfrischte, belebte mich doch, ja, ein gewisser neuer Lebenstrieb beseelte mich. Ich raffte meine jämmerliche Person zusammen und wanderte wieder weiter in der Richtung der anbrechenden Dämmerung. Wie lange und wie weit ich wanderte, thut nichts zur Sache, genug, bald war ich wieder mitten im Elend der Hölle; aber nicht lange währte es, da hatte

ich eine Stätte erreicht, wo ich wieder ruhen konnte. Sagte ich: ruhen? Ein für alle Mal muß ich Dich bitten, Dich nicht durch solche thörichte Ausdrücke, die mir noch immer aus alter Gewohnheit entschlüpfen, irre führen zu lassen. Hier an diesem Orte der Pein kann von Ruhe in eigentlichem Sinne natürlich gar nicht die Rede sein. Ich meinte nur: hier hatte die infolge inneren Triebes so und so lange fortgesetzte Fahrt vorläufig ein Ende.

Es ist wunderbar, wie schnell ich mich orientierte, wie schnell ich mich in diesen bis zur Verzweiflung nichtigen und erbärmlichen Verhältnissen und Zuständen zurecht fand. Instinktmäßig geberdete ich mich wie alle anderen, jedoch in einer meiner Individualität entsprechenden, eigentümlichen Weise. Ich trug das Meine dazu bei, die Hölle zu einem Karikaturbild der Welt zu machen, obgleich ich mir bewußt war, daß es mir selbst zum bittersten Hohn und Spott gereichte.

Jeder fühlt nämlich einen unwiderstehlichen Trieb in sich, das nachzuahmen, was er in der Welt gekannt, das fortzusetzen, was er in sündiger Verblendung auf Erden vollbracht hat. Und Jeder kann, was er wünscht, erhalten; man braucht sich nur etwas vorzustellen, so steht's da. Die Leidenschaften und Lüste regieren hier ganz wie in der Welt, nur um soviel entsetzlicher, als sie allen Stoffes entbehren. In der Welt prangten sie doch im schönen Kleide des Fleisches; so wild und verderblich ihr Streben auch war, so waren sie doch wenigstens naturgemäß. Aber hier sind sie gleichsam Gerippe, die in ihren fleischlichen Gelüsten aller Natur Hohn sprechen, die alles wollen, was sie einst gewollt, und doch in Wirklichkeit nichts anderes vermögen, als sich die Zähne zu zeigen. Alles Dichten und Trachten in der Hölle ist hohl und leer, ohne alle Wahrheit und Wirklichkeit, ohne alle Befriedigung. Aber das ist gerade die Strafe und Qual der Hölle, daß wir gezwungen sind, dieser wahnwitzigen Nichtigkeit, dieser tötenden Leere uns hinzugeben. Wenn auch die Erkenntnis von dem Leeren und Nichtigen unseres Thuns und Treibens noch so lebendig vor uns steht, wenn auch unser Widerwille dagegen noch so stark ist, willenlos müssen wir uns fügen,

ohne Rast und Ruh müssen wir versuchen, das zu sein, was wir einst gewesen.

Wenn eine Anzahl Geister sich dahin einigt: hier soll eine Stadt sein, so steht die Stadt da; wenn die Geister sich dahin einigen: hier soll eine Kirche liegen, hier ein Theater, und hier soll eine Promenade sein, dort soll ein Wald liegen und dort ein See, hier sollen sich Berge erheben, so steht alles nach Wunsch da. Nicht allein, daß jeder selbst sieht, was er in eitlem Verlangen hervorgebracht hat, es ist auch vor anderer, vor aller Augen sichtbar. Aber alles ist ja nur Schattengebilde, nein, weniger noch, alles ist nur Einbildung. Daß bei solchem Zustande ein steter Wechsel, eine unaufhörliche Veränderung herrscht, versteht sich von selbst.

An dienenden Geistern, dieses Schatten- und Narrenwerk in Szene zu setzen, ist nie Mangel. Wer einen Palast bauen und eine glänzende Haushaltung führen will, dem stehen treulose Verwalter, diebische Kellermeister, verräterische Diener bis zum Überfluß zu Gebote. Wenn Du glaubst, daß niemand oder nur sehr wenige solche untergeordnete Stellungen einnehmen wollen, bist Du im Irrtum, denn die von der Welt mitgebrachte Lebensgewohnheit giebt den Ausschlag. Wer eine Armee bilden will, wird genug bramarbasierende, raub- und blutgierige Landstreicher finden, vorausgesetzt, daß er auch auf Erden eine Armee zu kommandieren hatte, denn ohne Reputation würde ein solcher Versuch resultatlos sein.

Nach diesen Erklärungen wird es Dich nicht wundern zu erfahren, daß ich hier wie seiner Zeit auf Erden in meiner herrlichen Villa am See wohne, unmittelbar vor der Stadt, daß ich ein feines Haus führe und den eleganten Mann spiele. Auch jetzt wie immer huldige ich der Geselligkeit und schöpfe aus den ihr entspringenden heimlichen wie offenkundigen Quellen des Genusses. Nur wenige Menschen haben diese Quellen so gut wie ich gekannt und benutzt. Aber jetzt! — bedaure mich nicht, mein Freund, denn das Mitleid anderer ist kein Trost für mich — sieh, hier steht das Elend der Hölle, in wenige Worte gefaßt, vor Dir: Genießen will ich, schwelgen

im Genuß wie früher, aber ohne Sinne, aller Wirklichkeit bar und ledig! Ist das nicht Wahnwitz?

Bekannte und Freunde habe ich hier in großer Anzahl gefunden, aber ich bringe keinen Gruß von ihnen, habe ich doch noch nicht vergessen, wie feinfühlend die Welt ist. Es wäre ja Sünde, die armen Familien zu blamieren, und ein Gruß von ihren Angehörigen könnte ihnen ja überhaupt keine Freude machen. Mag man diese zur Hölle Gefahrenen in der Welt für selig halten, das verringert ja nicht ihre Qual!

Darf ich eine Beschreibung der Hölle wagen? Läßt sich derartiges überhaupt beschreiben? Fast bezweifle ich es, will's aber doch mit wenigen Zügen versuchen.

Natürlich hat die Hölle auch ihre Geographie, aber niemand vermag zu sagen, wie weit das Land sich erstreckt. Bis ins Unendliche — das ist vielleicht die einzige Antwort auf diese Frage. Und wenn man Erde, Sonne und Mond und alle Planeten nähme, sie könnten, glaube ich, bei weitem nicht die Hölle ausfüllen. Doch was sage ich da? Es giebt ja hier weder Raum noch Zeit. Und die Grenzen der Hölle? Nur auf einer Seite in unendlicher, unermeßbarer Ferne hat die Hölle eine Grenze; aber ob jemand sie je erreicht hat, weiß ich nicht.

In der Richtung des abwechselnd zu- und abnehmenden Dämmerscheines giebt es eine ungeheure Kluft, einen riesigen Abgrund, der die Scheide ist zwischen Hölle und Paradies. Jenseits ist also das Paradies, von wo der Lichtglanz ausgeht. In bestimmten zweifellos regelmäßigen Zwischenräumen quillt aus diesem Abgrund Stockfinsternis hervor, welche das vom Paradies ausgehende Licht allmählich mehr und mehr zurückdrängt, bis es ganz finster bei uns geworden. Dann haben wir Nacht und der Abgrund ist dann eine einzige flammende Glut, aber die Flammen leuchten nicht. Das ist des Teufels Residenz, der Aufenthaltsort der Verdammten. Mit Grauen und Beben spreche ich davon. Nach und nach verschlingt der Abgrund wieder die Finsternis und das Licht kommt aufs neue zum Vorschein. Es wird stärker und stärker, bis es in einer milden, wunderlich

klaren Dämmerung seine höchste Kraft erreicht hat. Plötzlich ist es, als ob eine Nebeldecke zerrissen sei! In mächtigen, überwältigenden Strömen bricht sich das Licht siegreich Bahn. Die Hölle wird davon geblendet und gleichsam ins Herz getroffen. In Glanz und nie geahnter Herrlichkeit offenbart sich jenseits des Abgrundes das Paradies vor den Augen der Verdammten. Nein, nicht der Verdammten, wir sind ja noch nicht gerichtet, vor den Augen derer, die in der Höllenqual schmachten. Man sieht nicht allein das Paradies, sondern auch die Seligen darinnen.

Alles dies habe ich mir erzählen lassen, ich selbst habe es noch nicht erlebt. Aber jetzt mit dem zunehmenden Dämmerschein gehe ich dieser Stunde entgegen, soll ich sagen dieser glücklichen oder dieser unglücklichen Stunde? Wie lange Zeit das Licht braucht, um zu- und wieder abzunehmen, weiß ich ebensowenig, als mir die Zeitdauer unserer sogenannten Nacht bekannt ist. Nach irdischer Berechnung ist es vielleicht eine Zeitdauer von mehreren Jahren. Der Paradiesglanz selbst währt gewiß nur einen flüchtigen Augenblick, obgleich viele behaupten, daß er furchtbar lange dauert. Soll ich mich auf diesen Augenblick freuen oder muß mir davor grauen?

Durch die Hölle schlängelt sich ein mächtiger Fluß mit dunklem, trübem, schlammigem Wasser. Du denkst wohl gleich an den Lethestrom? Ach nein, mein Freund, hier fließt kein Lethestrom, aus dem sich Vergessen trinken ließe. Das ist ja nur eine Fabel, aber dieser Fluß ist grausame Wirklichkeit. Er empfängt seinen Zufluß von der Erde; in ihn fließt die Lüge und Ungerechtigkeit der ganzen Welt. Daher kommt es, daß er so schwarz, so trübe und so schlammig ist; oftmals sieht sein Wasser sogar wie geronnenes Blut aus. So oft die Welt diese oder jene große Lüge oder Ungerechtigkeit gebiert, schwillt der Fluß an, tritt über seine Ufer und hinterläßt einen ekelhaften, stinkenden Schlamm. Plage häuft sich auf Plage, kaum ist's auszuhalten. Aber wir abgehärteten Geister in der Hölle, wir halten alles aus.

Bisweilen soll es hier regnen und schneien. Aber das gehört zu den seltenen Übeln. Es geschieht, wenn die Thorheiten und

Nichtigkeiten der Welt sich über das gewöhnliche Maß erheben. Ein gut Teil kann die Welt vertragen, das ist ja ihre Natur. Aber es kann doch zuweilen zu viel werden. Dann fällt das Übermaß in die Hölle, und wir sagen nach alter Gewohnheit: es schneit oder es regnet.

Es herrscht hier in der Hölle nicht allein eine gewisse natürliche Zeitfolge, sondern auch eine gewisse politische und soziale Ordnung. Die Geschlechter und Familien wohnen hier gleichsam herdenweise, die Geister, welche derselben Zeit angehören, wohnen gewöhnlich zusammen. Daneben macht sich eine Kulturentwickelung geltend. Die zuletzt Angekommenen pflegen den untersten Platz in der Hölle einzunehmen, aber sobald neue Scharen ankommen, rücken sie auf. Jedoch giebt es im einzelnen viele Ausnahmen von dieser Hauptregel. Diejenigen, welche in der Welt nach Denkart und Handlungsweise mit einander verwandt sind, schließen sich gerne zusammen, wenn sie auch den verschiedensten Zeiten und Nationalitäten angehört haben. So giebt es eine Stadt der Ungerechtigkeit, die man auch die Stadt der Politiker nennt; ferner die Stadt der heiligen Inquisition, die ungeheure Judenstadt, die Mormonenstadt, die Stadt der Sodomiter, der Pränoachiter und viele andere der Art.

Nach und nach sind mir die Lebenstriebfedern in der Hölle immer klarer geworden. Diese sind ebenso einfach wie natürlich. Begierde und Gram treiben das ganze Werk. Beinahe hätte ich Reue anstatt Gram gesagt, aber ach! Reue kennen wir ja nicht. — Die Qual ist eine doppelte, läuft aber auf dasselbe hinaus. Der eine große Teil muß denselben Lüsten und Begierden folgen, denen er in der Welt folgte, jedoch hier in der Hölle ohne alle Befriedigung, oder er muß mit unendlichem Widerwillen und Ekel dieselben Missethaten verüben, deren er in der Welt sich schuldig machte. Der Geizige z. B. kann nur an Gelderwerb denken, der Wollüstling nur an Unzucht, der Schlemmer nur an Essen und Trinken, der Mörder nur an seine blutige That. Der andere große Teil dagegen muß gerade dem nachjagen, was er in der Welt verachtet und versäumt hat; sein Dichten und Trachten ist auf Gutes gerichtet und doch fühlt

er das Nutzlose seines Strebens. Der Ungerechte denkt nur daran, sein Unrecht wieder gut zu machen, der Unbarmherzige nur Barmherzigkeit zu üben, die unnatürliche Mutter lebt nur für ihr armes Kind, der Selbstmörder denkt nur daran, sein Leben zu bewahren.

Aber was wir hier auch in der Hölle leiden müssen, unsere Qual darf doch nicht als irgend eine Strafe betrachtet werden. Die Strafe steht uns noch bevor und erst muß das Urteil über uns gefällt sein. Nein, das ist nur die natürliche Folge unseres irdischen Lebens. O Ihr, die Ihr noch lebt, denkt doch an die Folgen! Alles, alles, und wenn es noch so gering erscheint, hat seine unabweisbaren Folgen, und diese erstrecken sich weit über die Grenzen des Lebens hinaus, bis tief in die Hölle. Sind aber die einfachen Folgen schon so entsetzlich, wie grauenhaft muß dann einst die Strafe werden!

Das also ist das Gesetz, das furchtbare Grundgesetz der Hölle: Wir werden nicht gepeinigt, wir peinigen uns selbst! Aber vergiß nie, daß alles darauf hinausläuft, daß im Tode alles schließlich darauf ankommt, ob wir im Glauben an Gottes Sohn gelebt haben, der sich einst für uns dahingegeben. Unsere Sünden kommen nur soweit in Betracht, als sie davon Zeugnis ablegen, daß wir nicht geglaubt haben. — Laß es Dich nicht Wunder nehmen, daß ich Gottes Namen nenne. Ach, er ist ja auch unser Gott! Und so nenne ich auch Gottes Sohn. Wir wissen, daß Gott einen Sohn hat, daß der einst zur Welt gekommen, um die Sünder selig zu machen, daß er die Verlorenen liebte bis zum Tode, bis zum Tode am Kreuze. Aber trotzdem wissen wir nicht das mindeste von Errettung und Erlösung, alles ist vergessen, sogar der Name des Erlösers. Oft verzehren wir uns in qualvollen Anstrengungen nur um uns eine schwache Erinnerung davon zurückzurufen. Vergebens, nicht einmal seinen Namen! Könnten wir uns nur den Namen ins Gedächtnis rufen und könnten wir ihn aussprechen, so würden wir, daran kann ich nicht zweifeln, erlöst sein. Aber wehe, wehe uns allen! Es ist zu spät!

Unfaßbar ist's, was ich vergessen habe; ich könnte leicht sagen, ich habe alles vergessen, ausgenommen mich selbst. Ja, mit Recht spreche ich so. Mich selbst habe ich nicht vergessen; im Gegenteil, alles dessen, was meine Person und mein Leben angeht, erinnere ich mich mit einer Vollständigkeit, die eben so wunderbar wie peinlich ist. Aber was meiner Person einst gleichsam angehängt war, das ist alles verschwunden. Die Kenntnisse, die Einsichten, die Fertigkeiten sind zugleich mit allen Herrlichkeiten des Mammons und des Fleisches verschwunden. Kannst Du Dich nun noch darüber wundern, daß das Gefühl der Nacktheit und Blöße so lebendig in mir ist?

Ja, nur mich selbst habe ich zurück behalten. Und wenn ich untersuche, was dies mein Selbst enthält, so finde ich: einen brennenden Schmerz, der nie gelöscht werden wird, glühende Begierden, die nie befriedigt werden, eine thörichte Sehnsucht nach dem, was ich verlassen habe, eine zahllose Menge großer und kleiner Erinnerungen, die mir zum größten Teil unerträgliche Qual verursachen und die alle bitter und schmerzlich sind. Da hast Du mich wie ich bin, o mein Gott, mein Gott, in der Hölle Qual!

IV.

Die Verhältnisse, unter denen ich in der Welt aufwuchs, waren keineswegs glücklich zu nennen. Meine Eltern waren in ihren Charakteren so verschieden und paßten so wenig zu einander, daß die Leute allen Grund hatten zu der Bemerkung, niemand könne begreifen, wie sie eine Ehe überhaupt hätten schließen können. Mein Vater war ein einfacher schlichter Mann mit stillem, zurückhaltendem und anspruchslosem Charakter; obgleich Chef eines angesehenen Handels- und Fabriketablissements, war er bei oberflächlicher Betrachtung doch nur eine ziemlich unbedeutende Erscheinung. Aber in seinem klaren, ruhigen Blick lag ein Ausdruck, in seinen wenigen einfachen Worten ein Gewicht, das namentlich bei näherer Bekanntschaft jedem die Überzeugung aufdrängen mußte, daß man es doch nicht mit einem ganz gewöhnlichen Mann zu thun habe.

Meine Mutter, für mich, soweit mein Gedächtnis zurückreicht, stets die Hauptperson, war, um es mit einem einzigen Worte zu sagen, eine Dame, und zwar eine Dame von seltener Vollkommenheit. Sie war ebenso schön wie vornehm, und bewahrte ihre Schönheit bis in ihr höchstes Alter, was vielleicht darin seinen Grund hatte, daß ihr Leben von großen Leidenschaften verschont blieb. Einige hielten sie für kalt und gefühllos. Mag sein, daß in diesem Urteil etwas Wahres lag; aber man würde sich sehr irren, wollte man sie auch für willen- und energielos halten. Obgleich ihr Wille sich nie in Anstoß erregender Weise geltend machte, ist er doch,

glaube ich, niemals gebeugt worden. Wer sollte ihn auch beugen können, wenn ich es nicht vermochte, ich, ihr einziges, geliebtes Kind? Und mit dieser Bestimmtheit und Energie des Willens verband meine Mutter eine für eine Frau ungewöhnliche Klugheit.

Bewundert wurde sie allgemein, daß sie auch geliebt wurde, darf ich nicht behaupten. Vielleicht liebte sie auch niemanden so recht von Herzen, mich ausgenommen. Liebte ich meine Mutter? Soll ich diese Frage wie eine Gewissensfrage beantworten, so muß ich sagen: auch ich bewunderte sie mehr, als daß ich sie liebte. Und sie verdiente diese Bewunderung. So viel ich mich auch in der Welt umgeschaut habe, nie sah ich ein Weib, das in so vollkommener Weise den Begriff einer Dame ausfüllte. Verstehe mich recht, ich meine: auf einem niedrigeren Standpunkt in der menschlichen Gesellschaft. Sie war gleichsam ein Bild der Vollkommenheit: vollkommen schön, vollkommen in Haltung und Manieren, vollkommen in ihrer Tracht, vollkommen in allen Sitten und Gebräuchen der Welt, vollkommen in der Erfüllung ihrer Pflichten, vollkommen in ihrem Wandel, vollkommen in christlicher Gottesfurcht und Frömmigkeit. In allen Dingen ein Muster, stand sie ohne Makel fleckenlos da. Nie erregte sie Anstoß, nie sagte, that oder gestattete sie etwas Unrechtes. Kurz: meine Mutter war vollkommen bis auf die kleinsten Falten ihres Kleides. Und dieses Wesen bewahrte sie sich bis in ihr sehr hohes Alter, ja selbst ihre Schönheit wollte nur ungern von ihr weichen.

Wenn ich jetzt zurückschaue, ist mein Blick auf sie wie auf alles andere klarer als je zuvor. Jetzt erkenne ich deutlich, daß die Welt in ihren Augen außerordentlich viel galt. Die Welt war gleichsam ihr Modell; um ihr zu gefallen, hatte sie sich zu einer solchen Vollkommenheit entwickelt und ausgebildet. Hiermit soll keineswegs gesagt sein, daß ihr das Gefühl für das Edle und Gute, namentlich für die Religion, fehlte. Im Gegenteil, dies Gefühl war in hohem Grade entwickelt. Ich darf wohl sagen, daß nur wenige Menschen Gottes Gebote so fest vor Augen gehabt haben wie sie. Die Prediger verehrte sie, die Kirche war ihr gleichsam ein zweites Heim; nie ging jemand von ihr, ohne auf diese oder jene Weise

getröstet und zufrieden gestellt worden zu sein. Wenn ich mich so ausdrücken darf, Pflicht und Anstand gingen Hand in Hand an ihrer Seite ihr ganzes Leben lang.

Unser großes Haus hatte zwei Abteilungen; in der einen herrschte meine Mutter, in der andern mein Vater. Es waren zwei Kreise, die sich kaum berührten. Ich, das Kind des Hauses, stand nicht mitten zwischen beiden, sondern ich gehörte als der Liebling meiner Mutter zu dem höheren Kreise. Mit meinem Vater hatte ich nur wenig zu schaffen. Ich scheute mich vor seinem stillen, ernsten Wesen, vor seinem ruhigen, prüfenden Blick. Er nahm sich meiner auch nur wenig an, obgleich ich nicht bezweifeln darf, daß er mich innig lieb hatte.

In dem Kreise meiner Mutter herrschte ein feiner Ton; sie führte ein gesellschaftliches Leben. Aber mein Vater nahm nur selten an dieser Geselligkeit teil, und that er es, so fühlte ich einfältiger Junge etwas wie Beschämung über ihn. Er war so einfach und hielt sich, obgleich Herr im Hause, doch immer sehr zurück. War er nicht in der Fabrik oder in den Lagerräumen beschäftigt, so verbrachte er fast seine ganze Zeit auf dem Kontor und in den dazugehörenden Gemächern.

Einen merkwürdigen Kontrast zu meiner Mutter bildete meine Tante, die Schwester meines Vaters. Sie war ein ältliches Fräulein von eigentümlich excentrischem Wesen. Aus lauter Unregelmäßigkeiten, Eigenheiten und Sonderbarkeiten schien sie zusammengesetzt. Unberechenbar in jeder Hinsicht, überschritt sie nach allen Richtungen hin das Maß. Sie war überspannt, hatte Launen, gab sich unaufhörlich Blößen. Sie war keine Dame; aber wohl konnte es ihr einfallen, dann und wann die Dame spielen zu wollen. Das war jedoch nur eine Rolle, eine Art Verstellung, deren sie bald müde wurde. Bei alledem war sie in seltenem Grade natürlich; ihr Herz lag beständig auf den Lippen. Ihre Naivetät grenzte an das Unglaubliche; ihre Sprache trug gewöhnlich ein komisches Kolorit, und sie war, wie sie selbst sagte, die einzige, die meinen stillen, ernsten Vater aufmuntern konnte. Und dieses Amtes pflegte sie mit aller Treue. Von Vollkommenheit war Tante Betty weit entfernt; in

den Augen der Welt, vor denen sie sich übrigens nur selten sehen ließ, galt sie, milde gesprochen, als eine Absonderlichkeit. Sie besaß nur eine einzige Vollkommenheit, das war ein von Liebe überströmendes, zu jedem Opfer bereites Herz, ein Herz, dessen Freude darin bestand, sich selbst zu verleugnen und nur für anderer Glück zu leben. An sich selbst dachte sie nie. Und dieses Herz war erfüllt von einem Glauben, so tief und lebendig und einfältig, wie nur ein Kindesherz ihn haben kann. Gewiß wogte auch ihr christliches Leben auf und ab, denn ihrer Natur zufolge konnte es nicht anders sein, aber ihr Herz stand doch allzeit auf dem rechten Fleck. Und Gott thronte in ihrem Herzen. Oft freilich verwickelte sie sich mit ihren Pflichten und lief irre in den Geboten Gottes; aber allzeit stand unerschütterlich und klar das eine große Gebot vor ihr, welches die Erfüllung aller Gebote ist: Liebet Gott, liebet einander!

Von meinem Vater war sie von Jugend an unzertrennlich gewesen. Jetzt waltete sie in seinem Haus, dem großen zweigeteilten Haus. Wenn ich sie mit Aschenbrödel vergleiche, so paßt dieser Vergleich gewiß nicht und doch liegt etwas Wahres darin. Allerdings herrschte sie mit unbeschränkter Macht in der Haushaltung, aber sie hatte sich in dieser ihrer Stellung zu einer Dienerin für alle gemacht. Alle Mühe, alle Sorge hatte sie auf sich genommen, sie rieb sich förmlich auf im Hause. Aber gerade das wollte sie. Trat man ihr in diesem Punkte entgegen, wurde sie störrisch, so sanft und mild und gefügig sie sonst auch war. Meine Mutter, die Dame, rührte keine Hand; alles war Tante Betty überlassen, selbst die Sorge für mich und den Vater. Aber die tägliche Arbeit und Mühe war nur der geringste Teil ihrer Bürden; sie fühlte sich auch berufen, alle Widerwärtigkeiten, Sorgen und Schmerzen der Familie zu tragen. Sie war ein Schild für alle und nach allen Seiten hin, ja, sie ließ sich willig zum Sündenbock für die Fehler und Versehen anderer machen. Hierin sah sie nur ihre Bestimmung auf Erden, sie, in all ihrer Einfältigkeit doch die Klügste von uns allen, ging unermüdlich hin und her zwischen Vater und Mutter. Sie war das eigentliche Band zwischen den Ehegatten.

Aber es war doch offenbar mehr mein Vater, dem sie sich geopfert hatte; an ihm hing sie mit einer Zärtlichkeit, die rührender war, als Worte es auszudrücken vermögen. Wie verstand sie es nicht, ihn in seinem unbehaglichen Heim zu hegen und zu pflegen, alle Verdrießlichkeiten abzuwenden, ihn zu erheitern und zu trösten, und mit einem Scherz, der oft aus kummervollem Herzen kam, den unheilbaren Riß zuzudecken, der ihn und seine Gattin und ach, auch sein Kind von einander trennte!

Und mit welchem Ernst nahm sie sich meiner an, die herzensgute Tante! Meine Mutter verzärtelte mich; daß sie mich verderbte, darf ich nicht sagen, denn sie war in jeder Beziehung eine kluge Frau. Meiner Tante aber verdankte ich es, daß ich ungeachtet aller Verzärtelung ein gutes und frommes Kind wurde. Auf ihren Knieen erhielt ich meinen ersten Religionsunterricht, und nie hat später etwas Gutes tiefer auf mich gewirkt. Es liegt etwas unendlich Süßes in der Erinnerung an diese Zeit trotz aller Bitterkeit der Hölle. Mit welcher Macht der Liebe die Tante mich zu sich zog, geht deutlich genug daraus hervor, daß ich mich oft aus den prächtigen Zimmern meiner Mutter, wo ich doch Herr war, fortschlich, um als einfältiges Kind meine Zeit bei meiner Tante zuzubringen, sei es in der Küche oder in der kleinen Kammer, die sie ihr eigen nannte. Das war die glücklichste Zeit meines Erdenlebens.

So genoß ich eine wirklich fromme Erziehung, deren Früchte aber nicht zur Reife gelangten. Ich wuchs heran mit starken, sinnlichen Trieben, und frühzeitig fand ich an der Welt Geschmack. Tante Betty starb; sie hatte sich förmlich aufgerieben; die Liebe ist oft ein gefährlich Ding. Ihr Tod machte einen starken, aber keinen nachhaltigen Eindruck auf mich. Ich war damals schon auf dem Kontor und im Geschäft. Meine Mutter hatte mich für die militärische oder, wenn möglich, für die diplomatische Laufbahn bestimmt. Ich besaß die Schönheit meiner Mutter, das Vermögen meines Vaters und war obendrein gut begabt. Sie war stolz auf mich und wollte Ehre von mir in der Welt haben. Aber obgleich

ich nun fast ganz meiner Mutter überlassen war, trat mein Vater in der Wahl meines Berufes ihr fest und bestimmt entgegen; ich sollte in seine Spur treten und mich zu einem ehrbaren Geschäftsmann ausbilden. Das Leben, meinte er, würde mir auch dann noch genug Anfechtungen bieten.

Und darin hatte er Recht. Ich hatte die Gabe, alle Menschen für mich einzunehmen, eine gefährliche Gabe, namentlich für Menschen mit so sinnlicher Natur wie ich. Ich fand die Arme der Welt nicht allein offen, sondern sie umschlangen mich, wie die Nymphen des Quells den schönen Knaben Hylas umschlangen und ihn zu sich hinab in die Tiefe zogen. Noch ehe der Flaum auf meinen Lippen sich kräuselte, war ich bereits verdorben. Schlechte Freunde hatte ich in Menge; aber noch gefährlicher als meine Freunde wurden mir meine Freundinnen. Die Sache rächte sich indes selbst: aus dem Verführten wurde bald ein Verführer.

Seitdem ich unter meines Vaters Führerschaft gekommen, nahm er sich meiner in jeder Beziehung ernstlich an; es fehlte auch keineswegs an Ermahnungen, Verweisen und Einschränkungen. Aber das alles half nichts; ich floh und betrog ihn. Von weit größerem Einfluß auf mich war meine Mutter. Wenn sie mich einerseits auch fühlen ließ, daß sie geneigt war, mich zu entschuldigen und mir durch die Finger zu sehen, so wußte sie andrerseits doch die Rücksicht auf Klugheit und Anstand so kräftig geltend zu machen, daß ich Besserung gelobte. Und ich besserte mich wirklich. Meine Ausschweifungen schränkte ich ein und ich hütete mich, Anstoß und Ärgernis zu erregen.

Dies Maßhalten fiel mir anfangs schwer genug; denn ich strotzte von wilder Kraft und Begier. Aber hatte ich starke Leidenschaften, so besaß ich auch einen starken Willen sie zu zügeln, und die Klugheit meiner Mutter legte mirs nahe dies zu wollen.

Als ich einige zwanzig Jahre alt war, starb mein Vater; seit dem Tode meiner Tante habe ich kein Lächeln auf seinem Antlitz gesehen, es gab niemanden mehr in der Welt, der ihn aufmuntern

konnte. Meine Mutter zog sich zurück und konnte sich, wie sie es nannte, nun ganz abzirkeln. In einem noch sehr jugendlichen Alter wurde ich als Teilhaber in die unter der Leitung meines Onkels stehende Firma aufgenommen. Kurz darauf fiel ich in eine schwere Krankheit.

Jetzt komme ich zu einem der dunkelsten Abschnitte meines Lebens. Es ist allerdings nur eine kleine Partie, gleichsam eine auf einer Lustwanderung flüchtig hingeworfene Bleistiftskizze, aber in ihr liegt die Quelle meines größten Schmerzes. Würde ich auch von allen meinen Sünden rein gewaschen, dieser eine dunkle Fleck wird nie verschwinden.

Die glücklich überwundene Krankheit ließ eine unbeschreibliche Schwäche zurück. Es war Frühling; der Arzt meinte, nur ein Landaufenthalt würde mir die entschwundenen Kräfte wiedergeben. Aber ebenso schwach wie ich war, ebenso launisch, verdrießlich und wankelmütig war ich geworden. Ich wußte selbst nicht, ob ich dem ärztlichen Rate folgen sollte oder nicht. Ich hatte keine Lust unser Landhaus zu beziehen; Einsamkeit und Stille, die ich dort nicht finden konnte, waren auf jeden Fall eine Hauptbedingung für mich. Zufälligerweise gab eine Laune den Ausschlag. Im vorhergehenden Sommer hatten wir einen Ausflug nach der Seeküste gemacht. Diese Tour erweckte in mir die Erinnerung an ein kleines freundliches Försterhaus, das epheu- und rosenumrankt tief im Walde lag, so einsam und so still, als ob der Friede selbst dort Wohnung genommen. Mußte ich durchaus aufs Land, so wollte ich in diesem Hause wohnen; nur hier würde ich mich erholen können.

Nach einigen Schwierigkeiten wurde die Angelegenheit geordnet und ich zog hinaus. Der alte Förster wohnte dort mit seiner damals kaum erwachsenen Tochter Anna allein. Anna! Wie wenig ließ ich mirs träumen, daß dieser Name einst einen so fürchterlichen Klang in meinen Ohren haben sollte!

Meine Kräfte kehrten bald zurück. Aber so schön der Ort auch war, dies inhaltslose Leben wurde mir auf die Dauer doch

langweilig. Aus purer Langeweile fing ich an, Anna den Hof zu machen. Sie war nur wenig mehr als ein Bauermädchen, aber in ihrem freien, natürlichen Wesen lag eine Fülle von Liebreiz. Es war eine wunderbare Harmonie zwischen ihr und ihrer Umgebung; sie war ebenso frisch und frei und duftend wie der Wald. Gerade diese vollkommen freie, beinahe wilde und dabei doch zarte Natur hatte etwas ungemein Verlockendes für mich. Wir waren fast immer allein mit einander. Der Vater sah in ihr noch immer nur ein Kind, — sie war kaum siebenzehn Jahre alt — und sie war mir ausdrücklich als Aufwärterin gegeben.

Aber Anna schüttelte gleichsam alle Schmeicheleien ab, mit denen ich sie beehrte; sie war leichtfüßig und leichten Sinnes; sie wandelte alles in Scherz und ließ sich nicht fangen. Munter und fröhlich, voll Güte und Anmut, flatterte sie mich pflegend umher, hütete sich aber wohl, mir zu nahe zu kommen. Nicht eben weil sie irgend welche Gefahr fürchtete, denn davon hatte sie sicherlich nicht die geringste Ahnung, sondern wie jede freie Natur scheute auch sie instinktmäßig Fesseln und Schlingen. War ich auf meine Weise unbändig, so war sie es auch auf ihre Weise. Und ihre Gedanken waren weit entfernt von allem, was man Liebe nennen kann. Sie war in sich selbst zufrieden, freute sich über alles, genoß das Dasein gleichwie der Vogel auf dem Ast, wie der Schmetterling zwischen Blumen. Nie hab' ich einen so freien und glücklichen Sinn, nie ein so frisches und keckes Wesen gesehen; nichts schien ihren Himmel trüben zu können. Sie sang wie die Lerche in die Luft hinein, mochte nun Sonnenschein oder Regen sein.

Aber ich in meinem teuflischen Verlangen, ich sagte bei mir selbst: warte nur, meine Kleine! Ich will doch sehen, ob Du Dich nicht zähmen läßt. Ich liebte sie nicht; der Standesunterschied war zu bedeutend. Aber der Knabe wollte das junge schöne Röslein brechen.

Und endlich nach zahllosen Künsten glückte es mir, sie zahm zu machen, und zwar so vollständig, daß sie nicht wieder zu erkennen

war. Sie sank dahin, wie eine gebrochene Waldblume oder wie ein Vogel mit geknickten Flügeln. Gesang und Lachen waren verstummt; vorbei wars mit ihrem frischen, kecken Wesen. Still und traurig, mit niedergeschlagenem Blick schlich sie einher. Aber mit einer Zärtlichkeit ohnegleichen, mit einer Hingebung ohne Grenzen hing sie von Stund an an mir, an mir, ihrem mutwilligen Verderber. Sie fühlte ganz richtig, obgleich auf ihre eigene Weise, daß ich ihr Leben von ihr genommen. Sie liebte mich, verloren wie sie war, rettungslos verloren, und ich, ich war ihr Seelenmörder.

Da, ja schon da umklammerte die Reue mit scharfen Krallen mein Herz. Aber zur selben Zeit bemächtigte sich meiner eine tiefinnige Rührung über eine solche Liebe, über eine so vollkommene Hingebung. Denn ganz verdorben war ich doch nicht. Und war sie vorher anmutig gewesen, so war sie es jetzt nicht minder. Nicht wieder zu erkennen, das ist wahr; aber auch die Verwandlung hatte ihren Zauber. Vorher so frei und keck wie eine, deren Nacken nie ein Joch getragen; jetzt bezwungen und demütig wie eine, die ihre Ketten noch küßt.

Ich liebte sie wieder, oder glaubte wenigstens sie zu lieben, und ernstlich begann ich an eine Verbindung mit ihr zu denken.

Aber es sollte anders kommen. Meine kluge, welterfahrene Mutter durchschaute mich und nahm sich vor, mich zur Vernunft zu bringen. Auf eine Weise, welche meinen Starrsinn nicht reizte, aber gerade deswegen um so wirksamer war, hielt sie mir das Thörichte meiner Absichten vor. In ihren Worten lag kein Spott, und doch fühlte ich die Sache lächerlich gemacht. Sie setzte meinem Plan kein direktes Hindernis entgegen, aber sie lehrte mich nach und nach ihn mit anderen Augen betrachten. Hätte ich Anna wirklich geliebt, würde ich meiner Mutter vielleicht widerstanden haben. Aber es fiel mir wie Schuppen von den Augen: ich liebte sie nicht, ich hatte nur Mitleid mit ihr.

Meine Mutter kam oft auf diese Angelegenheit zurück. Nach und nach gab sie meiner Aufmerksamkeit, um nicht zu sagen: Be-

gier, eine andere Richtung. Sie hatte ein kleines, weitläufig mit ihr verwandtes, elternloses Mädchen aus Amerika zu sich ins Haus genommen. Lili mochte nun wohl neun oder zehn Jahre alt sein; ich hatte sie bisher kaum der Beachtung gewürdigt. Die flüchtig hingeworfenen Äußerungen über die aufblühende, seltene Schönheit des Kindes wurden immer häufiger und deutlicher. Mir mußten schließlich die Augen dafür aufgehen. Endlich gab mir meine Mutter mit klaren Worten zu verstehen, daß Lili nach sieben oder acht Jahren als eine der schönsten Jungfrauen und eine der reichsten Partieen für Hunderte ein Gegenstand leidenschaftlicher Anbetung sein würde. Wenn ich daher Anna mir aus dem Sinne schlagen und meine Gedanken Lili zuwenden wollte, wollte sie nicht allein meine Absicht begünstigen, sondern auch Lili für mich zu bewahren suchen. Wenn sie erwachsen sei, würde es für mich gerade passende Zeit sein zu heiraten, und ich könnte die ganze Welt durchsuchen, ohne ihresgleichen zu finden. Das war alles wahr. Meine Einbildungskraft kam in Bewegung; von dieser Zeit an beschäftigte ich mich viel mit der kleinen, elternlosen, vielversprechenden Kreolin.

Lili war unleugbar ein sehr schönes Kind; mein vorwärts eilender Blick zeigte mir die reife Mädchenblüte, und meine Begierde war geweckt. Sie selbst, das Kind, konnte natürlich nicht derlei Gedanken nähren; aber ich genoß sie gleichsam schon im voraus. Ehe ich selbst es mir recht bewußt war, war ich für den Plan meiner Mutter schon gewonnen. Es lag in diesem Verhältnis ein ganz besonderer Reiz. Über Lili zu wachen wie über mein Eigentum, ohne daß sie eine Ahnung davon hatte, sie Anmut auf Anmut in aller Unschuld entfalten zu sehen, alles nur für mich, sie nach meinem Gutdünken zu formen, Schatz auf Schatz in ihrem Innern aufzuhäufen, bis die Zeit der Ernte gekommen — nenne es unnatürlich, wenn Du willst; aber es war für eine Natur wie die meine unwiderstehlich verlockend. Du verstehst mich wohl; der Egoismus ist ein Ungeheuer, das alles um sich herum verschlingt, ohne satt und fett zu werden. Aber ich war mehr als bloßer Egoist; es wütete ein Dämon der Begierde in mir, und Dämonen, so naturgemäß

sie auch sein können, finden immer die größte Wollust darin, wider die Natur zu handeln.

Ich gab meiner Mutter freies Spiel, um, wie sie sich ausdrückte, die Angelegenheit mit Anna zu einem schicklichen Ende zu führen, und von dieser Zeit an sah ich diese infolge gegebenen Versprechens nicht mehr. Nicht wahr, das war ein großes Opfer? — Jetzt fühle ich es auch!

V.

Ich fange an, mich heimisch zu fühlen. — Heimisch! So süß und schön dies Wort auf Erden klingt, in der Hölle hat es einen fürchterlichen, schneidenden Klang. Aber Hölle bleibt Hölle, und wir bleiben in der Hölle, ob wir nun das Wort heimisch gebrauchen oder nicht. Die Sache liegt so: wir sind gezwungen uns heimisch zu fühlen, gerade so wie wir gezwungen sind zu sein, was wir sind.

Dieser unwiderstehliche Drang, unaufhörlich das zu thun, was wir auf Erden gethan, und mit einer wirklichen Begier im Herzen einem trügerischen Scheindasein nachzujagen, das ist, so zu sagen, unser tägliches Brot hier in der Hölle. Ja, die Begier ist volle Wirklichkeit, sie ist dieselbe wie immer, aber die Sinne im Fleisch sind abgestorben. Und deswegen ist die Begierde hier ein teuflischer Nimmersatt, deswegen brennt sie unauslöschlich wie flammende Glut. Nicht übel ist unser Zustand in der Sage von Tantalus und Sisyphus geschildert. In der Hölle giebt es nichts Reales, ausgenommen die Begierde, und alles ist nichtig, eitel und fruchtlos. Erst hier kommt jenes Wort der Weisheit zur vollen Bedeutung: die Nichtigkeit der Nichtigkeiten! Hier ist alles nur Einbildung, und doch welch fürchterlicher Ernst!

Ich habe also mein früheres Leben wieder aufgenommen, nicht aus Lust, sondern aus Zwang, mit innerlicher Qual und machtlosem Widerstreben. Indessen habe ich es doch mit der Gesellschaft, an welche ich mich vorläufig angeschlossen habe, ganz glücklich ge-

troffen. Viele alte Bekanntschaften habe ich erneuert und manche neue gestiftet, die auf Erden nicht ohne Interesse gewesen wären. Du würdest Dich in hohem Grade verwundern, wenn ich die Indiskretion beginge, Namen zu nennen. Man findet in der Hölle nicht allein sehr viele sogenannte brave Menschen, sondern diese bilden sogar, gerade so wie in der Welt, den Kern der Bevölkerung. Du kannst sie nicht verkennen; ich meine alle die Menschen, welche nur für ihre eigenen Angelegenheiten Verständnis haben und keine anderen Bedürfnisse, als ihr Brot in Frieden zu essen, und willig allen anderen dasselbe gönnen, ohne Sinn für das, was über der Welt liegt, ohne Sinn für den höheren Beruf, der uns alle zu Kindern eines Vaters, zu einer Familie macht. Sieh Dich nur um! Sie wimmeln um Dich, aber achten nur wenig auf Dich. Sie gehen ganz auf entweder in ihrem Amt und ihrem Beruf, ihrem Geschäft und Gewerbe, oder in ihrem Familienleben, Hauswesen und den tagtäglichen Plackereien, die Männer sowohl wie die Frauen. Nur wenige Menschen haben eine Ahnung davon, daß auf dem Tummelplatz des alltäglichen Lebens, in den kleinlichen Sorgen für das Haus- und Familienleben zwei der allergefährlichsten Fallen für sie aufgestellt sind. Einige Menschen schleichen sich durch die Welt, andere duseln hindurch, wieder andere plagen sich mit unnützen Sorgen; das nennen sie leben. Und dann ist es plötzlich mit ihnen vorbei, sie schließen ihre Augen, um sie in der Hölle Pein wieder aufzuschlagen.

O, hätte ich nur ein einziges Jahr meines Erdenlebens zurück! Ich denke dabei nicht allein an mich selbst. Es könnte mir vielleicht doch glücken, einige dieser braven Haus- und Familienväter, deren Blick nicht über das Kontorpult, den Eßtisch und das Himmelbett hinaus reicht, und einige dieser braven, musterhaften Haus- und Familienmütter, deren Blick nicht über den Kochtopf, die Waschwanne und die Wiege reicht, dem gewissen Verderben zu entreißen. Ich bescheide mich und sage: einige, denn ich weiß sehr wohl, daß man mir in den meisten Häusern Thür und Herz verschließen würde.

Was die sogenannten Wohlthäter der Menschheit betrifft, so muß ich auf die auffallende Thatsache aufmerksam machen, daß einige

von ihnen — ich sage einige — wirklich auf gewisse Weise Tausenden wohlgethan, und nur sich selbst zum Verderben gelebt haben. Aber die Lobpreisung der Welt, welcher Art sie auch sei, — willst Du klug sein und Deine Seele bewahren — hüte Dich, ihr irgend einen Wert beizulegen! Gleichwie die Eilpost ein Packet ohne Wert, so befördert jene Dich geraden Weges ins Verderben.

Doch ich vergesse, wo ich bin! In der Welt habe ich ja nichts mehr zu schaffen. Alle jene, welche ich oben geschildert habe, fallen der Hölle anheim, ohne daß sie sich einer Missethat schuldig gemacht haben. In der Welt wird es heißen, wenn auch nur um der schönen Redensart willen: das ist himmelschreiend! Sie fühlten sich so sicher, so sorglos, weil sie sich keines Vergehens bewußt waren, und in diesem Bewußtsein fanden sie eine Fülle der Rechtfertigung. Und doch, doch sind sie zur Hölle gefahren! Diese kommen auch, wenigstens zu einem großen Teil, ohne despotische Begierden in die Hölle. Wiederum himmelschreiendes Unrecht! Aber ihrer harrt dasselbe Elend. Die Qual der Hölle für diese Art von Weltmenschen besteht darin, daß sie hier nichts zu thun haben, keine Geschäfte, keine Arbeit finden, in die sie sich vertiefen und verlieren können. Sind sie auch von Begierden frei, so haben sie doch Gewohnheiten, und diese sind ebenso tyrannisch wie jene.

Soviel ist gewiß, wenn Langeweile und Überdruß töten könnten und wenn man hier am Orte der Qual sterben könnte, so würden die meisten Insassen der Hölle vor Langeweile sterben, und die Hölle würde leer werden. — —

Nachdem ich mich meiner neuen Umgebung habe vorstellen lassen, trägt mein Leben ein sehr gesellschaftliches Gepräge. Du stutzest vielleicht bei dem Worte vorstellen? Ohne allen Grund, muß ich sagen: Sollten wir nicht auch hier Lebensart und guten Ton kennen? Zur Hölle zu fahren ist wahrlich keine Kunst; aber sich des gesellschaftlichen Lebens der Hölle würdig zu zeigen, dazu gehört wirklich nicht wenig. Ganz so wie in der Welt, nur mit dem einzigen Unterschied, daß es dort darauf ankommt, was man ist, hier, was man gewesen ist.

In der Welt war ich der schöne und angenehme, feine und elegante Mann mit großem Vermögen. Hier bin ich dieser Mann nicht mehr, aber ich spiele ihn. Damit mußt du aber nicht an irgend welche Kunst denken, o nein, es ist die reine, unverfälschte Natur.

Anfangs war ich mit Visiten und Einladungen förmlich überschüttet. Auch hier wird wie in der Welt das Neue sehr gesucht. Hätte ich auch weiter nichts als irgend eine thörichte Mode von der Welt mitgebracht, so würde man mich hier herzlich willkommen geheißen haben. Aber ohne mich selbst zu loben, darf ich sagen, ich hatte weit mehr mitgebracht: einen ganz fashionablen Anstrich der flottesten Art. Soll ich Dir eine lustige, üppige Herrengesellschaft schildern, der ich neulich beiwohnte? Man hatte mir die Ehre erwiesen, mich in eine Gesellschaft der größten Schlemmer und Trunkenbolde, die die Welt je gekannt hat, einzuladen. Wahrlich, eine unverdiente Ehre! Ich habe nie weder zu der einen noch zu der andern Klasse gehört, sondern im Gegenteil in allen meinen Liebhabereien jener schönen Weisheitsregel gehuldigt: est modus in rebus. Mit einem geradezu beispiellosen Raffinement war bei dieser Gelegenheit alles aufgeboten, um Bauch und Gaumen zu kitzeln. Und lustig genug gings da her, nach den Witzen und lustigen Einfällen und liederlichen Späßen zu urteilen, die das Trinkgelage würzten. Die Versuchung, die Anfechtung, ja die machte sich in vollem Maße geltend, aber der Genuß, o schone mich, laß mich davon schweigen. Nichts Wirkliches war bei diesem Gelage, ausgenommen die anstachelnden Begierden; die Gäste hatten nichts anderes zu verzehren als sich selbst. Das Essen und Trinken verursachte ein unbeschreibliches Gefühl von Nichtigkeit; mit jedem Bissen, mit jedem Glas, das wir zum Munde führten, fühlten wir uns in ein Nichts zusammenschrumpfen. Und die Witze und die lustigen Einfälle, das waren lauter alte, abgestandene, unendlich oft wieder aufgewärmte Gerichte, die eher Ekel als Freude hervorzurufen geeignet waren. Den Menschen suchst Du vergebens in der Hölle, der mit einem neuen und wahrhaft lustigen Einfall zum Vorschein kommen kann.

Indessen essen und trinken mußten wir, so gut es ging, und dazu lachen und jubeln. Wir mußten, verstehst Du? Nun hast Du auch einen Begriff davon, was es heißt, in der Hölle an einem Gelage teil nehmen.

Oder soll ich noch weitergehen und Dir eine unserer Orgien schildern? Ich sage: unsere; aber nur widerstrebend und ausnahmsweise lasse ich mich zur Teilnahme an Orgien und dergleichen bewegen. Das ist mehr denn häßlich, und Du weißt, ich halte auf Anstand. Aber gerade deswegen will ich mich nicht mit einer solchen Schilderung befassen. Nur so viel laß mich sagen, daß die Gegenwart von Frauen nie den Genuß bei diesen Höllengelagen vergrößert, den Genuß nie, wohl aber die Qual.

Eine andere Betrachtung machte sich mit Macht bei mir geltend. Während ich an jener reichbesetzten Tafel saß, wo nichts fehlte, was das Raffinement der Sinne ausklügeln konnte, mußte ich an den Bauer denken, der auf Erden im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen muß. Dies kümmerliche Brot, womit er seinen Hunger stillt, dies jämmerliche Dünnbier, womit er seinen Durst löscht, — welch königliches Mahl hält er doch im Vergleich mit uns! Allein das Gefühl, daß man etwas Wirkliches zu beißen, etwas Wirkliches durch den Hals gleiten zu lassen hat, mag es sonst sein, was es will, — welche Wollust!

Ist es nicht der unübertreffliche Held Achilleus, der im Reiche der Schatten betrübt ausruft, er wolle lieber der elendeste Tagelöhner auf Erden, als König und Held in der Unterwelt sein? Das ist nur eines Heiden Weisheit und wie vollkommen ist sie doch, wie wahr, wie wahr! Auch ich wollte lieber meine Zeit in der Welt unter den elendesten Umständen dahinschleppen, unterdrückt und geknechtet auf jede Weise, voll von Sorgen, Mühen und Entbehrungen, — tausend mal lieber wollte ich dies, als hier in der Hölle die angesehenste Stellung bekleiden oder die wichtigste Rolle spielen. Unter den zahllosen Thoren, welche die Welt erzieht, giebt es doch keine größeren als diejenigen, welche sich selbst das Leben nehmen in der Voraussetzung, schlimmer als sie es schon hätten,

könnten sie es auf keinen Fall bekommen. Wahrlich, was sie auch auf Erden erdulden müssen, sie können es noch viel, viel schlimmer bekommen. Sie werden sich nach ihrem Unglück zurücksehnen, als wären sie die allerglücklichsten Sterblichen gewesen. Ja, böte man ihnen ein Leben noch zehn mal schlechter und elender, mit Entzücken würden sie ihre Hände danach ausstrecken und denjenigen, der ihnen ein solches Dasein bieten könnte, würden sie segnen und ihren Heiland nennen.

Aber ihrer sind nur wenige, die die Thorheit so weit treiben, sich selbst zu töten. Die meisten, und deren Zahl ist ohne Ende, lassen es dabei bewenden, durch Seufzen und Klagen, durch saure und betrübte Mienen, kurz und gut, eigenmächtig ihr Leben zu verkürzen. Aber daß sie ihr Leben kürzen, würde nur wenig zu bedeuten haben, wenn sie es dadurch sich um so besser gestalteten. Doch im Gegenteil, den ihnen bleibenden Rest des Lebens verderben und verscherzen sie durch eine alle Lebenslust tötende Unzufriedenheit. Sie sind unzufrieden mit sich selbst, mit ihren Nächsten, mit der ganzen Welt, mit der Luft, die sie einatmen, mit der Erde, worauf sie treten, mit dem Licht, das in ihr Auge dringt. O, es kann bald finster genug um sie werden! Und warum sind sie unzufrieden? Weil ihre Gesundheit dies oder jenes zu wünschen übrig läßt, oder weil die Welt hier und da ihren Weg kreuzt, oder weil ihre Stellung im Leben nur unvollkommen mit ihrer Natur und Neigung übereinstimmt, oder weil andere ein besseres Los haben als sie, oder weil der Kampf ums Dasein ihnen härter wird als den meisten anderen, oder, wenn wir hoch greifen, weil ihr Leben auf gewisse Weise verfehlt genannt werden kann, nachdem sie mit ihren glücklichsten und teuersten Hoffnungen Schiffbruch gelitten haben.

Ich sage nicht, daß das alles nichts ist, im Gegenteil, das Erdenleben bereitet den meisten ein hartes, vielen ein sehr hartes Dasein. Aber ich sage: Könntet Ihr die Sache von der Hölle aus ansehen, Ihr alle, die Ihr Euer Leben durch Unzufriedenheit zu Grunde richtet, so würdet Ihr finden, daß man aus dem Erdenleben, so fest es auch mit Sorgen und Kummer und Drang=

sal verknüpft ist, doch immer eine Art glückliches Dasein heraus lösen kann. Es hängt so viel davon ab, wie man die Sache anfaßt. Wenn Ihr dem Elend, anstatt es als etwas Fremdes, Feindliches außerhalb Eurer Person festzuhalten und Euch blind und krank darauf zu sehen, die Thore Eures Innern öffnetet und mit Kraft es zu einem natürlichen Moment in Eurem Dasein verarbeitetet, wie ganz anders würde dann Euer Los werden! Manches Unglück ist nur eingebildet; bei einer vernünftigen Behandlung würde es ganz schwinden. Und manches wirkliche Unglück könnte der Anstoß zu einer besseren Lebensrichtung sein und zugleich die Grundlage eines höheren Glückes. Könntet Ihr die Sache von der Hölle aus ansehen, so würde es Euch einleuchten, daß ein Mensch viel, viel tragen kann, daß er sich mit manchem Mißgeschick, mit vielen Entbehrungen und Nöten aussöhnen und schließlich doch glücklich sein kann. Ihr würdet finden, daß jeder Tag auch eines solchen Lebens, wie Ihr es jetzt Euch selbst und der Welt zur Last führt, in sich selbst ein kostbar und wertvoll Ding ist, ein Gnadengeschenk des Himmels, wofür man nicht dankbar genug sein kann. Ihr würdet verstehen, warum ich mit schmachtender Seele mich an Eure Stelle wünsche, und wie ich mich glückselig preisen würde, selbst wenn ich das Joch auf mich nehmen müßte, das Ihr für das allerelendeste haltet. — Aber was nützt es mir, daß jetzt alles dies so klar vor mir liegt; nun ist es zu spät, für mich ist es zu spät! — —

Daß man sich hier gerade so wie in der Welt mit großen, feinen und steifen Gesellschaften plagt, versteht sich von selbst; das sogenannte Salonleben macht einen nicht geringen Teil unseres Daseins aus. Aber ist diese Geselligkeit in höherem Stil schon in der Welt ein eitel und nichtig Ding, so wirst Du Dir einen Begriff davon machen können, was sie hier ist, hier, wo Eitelkeit und Nichtigkeit auf dem Throne sitzen. Wenn ich nun zurückdenke, kann ich es nicht begreifen, wie ich in der Welt jener Unsitte, in Gesellschaft zu gehen, so viele und große Opfer bringen konnte. Wahrlich es ist, als ob ein böser, schadenfroher Geist dabei seine Hand

im Spiele hätte. Zwanzig bis fünfzig Menschen, die zum größten Teil es daheim so gut haben könnten, sehr oft Menschen, die sich weder kennen noch zu einander passen, ziehen den bösen Geist an den Haaren herbei und sperren ihn mit sich in einer Reihe hell erleuchteter Gemächer ein. Das nennt man eine Gesellschaft. Der Geist hat vielleicht seinen Spaß dabei, aber die armen Opfer vergehen beinahe vor Langeweile und Überdruß. Und ist der Geist des Spaßes satt, dann ist der Zauber gebannt: die Gesellschaft bricht auf, die Lichter erlöschen. Wirt und Wirtin seufzen aus Herzensgrunde: Gott sei Dank, daß das überstanden ist! und die Gäste sagen mit gleichem Wohlgefallen: Gott sei Dank, daß wir wieder zu Hause sind! —

Ich sagte, ich könne nicht begreifen, wie ich in der Welt dieser formellen Geselligkeit so viele und große Opfer habe bringen können. Hier aber liegt die Sache anders; was ich hier thue, bin ich gezwungen zu thun. Hier ist ein größerer, fürchterlicherer Zwang, als irgend ein schadenfroher Geist uns auferlegen könnte.

Also man geht auch hier wie in der Welt in Gesellschaft. Hier wie dort ist die Aufgabe: sich sehen lassen, eine mehr oder minder bedeutende Rolle spielen, und im übrigen sich mit Anstand langweilen. Hier wie dort erheischt die Pflicht, ein angenehmes Wesen zur Schau zu tragen und angenehme Worte auf den Lippen zu haben. Und doch ist dabei ein großer und wesentlicher Unterschied, durch welchen man in eine ebenso peinliche wie wunderliche Lage versetzt wird. Hier in der Hölle nämlich sieht man sich gegenseitig nicht allein durch die Kleider, sondern bis in die Seele hinein. Wenn man also mit lächelnder Miene sagt: Wie freut es mich, Sie zu sehen! Welches Glück, Sie hier zu treffen! und man zur selben Zeit denkt: Ach, soll ich mich wieder mit dieser alten Hexe abquälen! — so steht man da als ein netter Geselle, trotz all seines Anstandes und guten Tones. Aber man bewaffnet sich in der Hölle nach und nach mit einer gewissen leichtfertigen Frechheit, ohne welche aller Umgang unerträglich wäre. In dem Augenblicke, wo ich spreche, ist der Vorteil unleugbar auf Seiten der alten Hexe;

aber sobald sie zu sprechen anfängt, ist der Vorteil auf meiner Seite. Denn ich sehe ebenso deutlich in ihr Inneres wie sie in das meine. Die Wage steht also im Gleichgewicht.

Aber ein äußerst peinlicher Umstand ist und bleibt es doch. Namentlich liegt darin ein unüberwindbares Hindernis für alle Kurmacherei. Es gehört hier durchaus ins Gebiet der Unmöglichkeit, ein Weib zu verführen, sei ihre Tugend auch noch so gebrechlich. Alle schönen Worte der Hölle würden sie nicht bethören. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, bilden wir hier eine sehr tugendhafte Gesellschaft. Es ist überhaupt mit großen Schwierigkeiten verbunden, Komplimenten und Schmeicheleien in der Hölle Geltung zu verschaffen. Das Herz ist unser Verräter in einem ganz anderen und weiteren Sinne, als es auf Erden der Fall ist.

Es kann sich niemand einen Begriff davon machen, wie viel Überraschendes und Interessantes hier an einem Tage vorfällt. Die Welt ist, von der Hölle aus gesehen, ein wahres Land der Träume und Einbildungen. Aber deswegen ist sie nicht minder schön und wünschenswert. So widersinnig es auch klingt, hier, wo es keine Wirklichkeit mehr giebt, erst hier gelangt die Wirklichkeit, die nackte und ungeschminkte, zur Herrschaft. Seien es Freunde oder Feinde, die sich begegnen, schnell kommt es zu einer Erklärung zwischen ihnen, und diese Erklärungen sind selten angenehmer Natur. Sie können auch kein Geheimnis bleiben, sondern gar bald dienen sie einem weiteren Kreise zur ergötzlichen Unterhaltung. Willst Du ein paar Beispiele haben? Hier sind die allerneuesten dieser teilweise skandalösen Geschichten.

A . . war in einem Duell erschossen worden, in welches er sich eingelassen hatte, um eine seiner jungen Gemahlin zugefügte Beleidigung zu rächen. Vor kurzem nun traf er ganz unvermutet mit seinem ehemaligen Gegner zusammen; auch der war den Weg alles Fleisches gegangen und zur Hölle gefahren. Erbittert drang er auf ihn ein. Aber dieser nahm die Sache ganz kaltblütig und sagte:

„Thörichter Mensch, willst Du Dich wieder aufs neue ereifern,

und noch dazu um nichts? Schlag Dir alles aus dem Sinn und laß uns Freunde sein!"

„Um nichts!" rief A.., „war das nichts, daß Du meine Gattin beleidigtest und mir dann, als ich für sie in die Schranken trat, auch noch das Leben nahmst?"

„Nun, ich muß Dir wohl die Wahrheit sagen", antwortete sein Gegner. „Du stehst noch immer auf einem verkehrten Standpunkt. Die Sache ist einfach die: ich war der Geliebte Deiner Gemahlin gewesen, aber wollte es nicht länger mehr sein. Das war die Beleidigung. Deswegen hetzte sie Dich gegen mich. — Noch einmal, laß uns das jetzt aus dem Sinn schlagen und Freunde sein!" —

Ob sie Freunde wurden, weiß ich nicht, nur so viel weiß ich, daß es A. . bei dieser Mitteilung war, als ob man ihm kaltes Wasser über den Kopf gösse. — —

Zwei Freunde und Verwandte saßen in vertraulichem Gespräch. „Eigentlich war ich zum Dichter geboren", sagte der eine. „Ich schrieb Romane, und meine ersten Arbeiten machten stürmisches Glück".

„Ja, das weiß ich besser als irgend ein anderer", antwortete sein Vetter, „denn ich war's ja, der in so vielen Blättern und Zeitschriften als nur irgend möglich die Kritiken schrieb. Ich war es, liebster Vetter, der Dich in Mode brachte. Derlei läßt sich ja leicht machen, wenn man nur einige Verbindungen hat und nur so viel Witz, daß man es versteht, in seinen Empfehlungen nicht langweilig zu werden".

„Wie, Du warst es? Geh, Du willst mich foppen! Das müßte man wirklich eine außerordentliche Anstrengung nennen".

„Das war es auch" antwortete der Vetter. „Die Anstrengung stand in nahem Verhältnis zu der Liebe, die ich zu Dir hegte. Sind wir nicht von klein auf an wie Brüder gewesen?"

Vetter No. 1 wurde nachdenklich. Nach einer längeren Pause sagte er:

„Ja, ich genoß eine wirklich ungewöhnliche Gunst, das ist wahr. Ich war in Mode gekommen und sah eine große Zukunft vor mir. Aber plötzlich geschah wie durch Zaubermacht ein Umschlag, den ich mir nie habe erklären können. Die Kritik wurde mir plötzlich so gehässig, daß ich keinen Verleger mehr finden konnte und nach einigen fruchtlosen, verzweifelten Versuchen die Schriftstellerei an den Nagel hängen mußte".

„Nun, das kann ich Dir auch, und zwar gründlich erklären. Ich war's, der Dich in den Blättern herunterriß und Dir auch nicht einen Pfennig Ehre übrig ließ. Ich machte Dich zum Opfer einer förmlichen Verfolgung. Bei dem geringsten Laut, den Du von Dir gabst, ließ ich die Geißel auf Dich fallen. So mußtest Du wohl zuletzt still schweigen".

„Du — Du hast das gethan?"

„Gewiß, aber natürlich nur zu Deinem Besten. Deine teure Mutter, die auch mir eine Mutter gewesen, beschwor mich unter heißen Thränen, keine Mühen, keine Anstrengungen zu scheuen, um Dich von der Bahn des Verderbens abzubringen. Dichtertalent hättest Du nicht, sagte sie, dagegen ein unleugbares Talent für den Butterhandel, der schon seit mehreren Generationen eine Quelle des Segens für die Familie gewesen sei. Ich sah es selbst ein, mit Deiner litterarischen Berühmtheit war's nur Wind. Ich hätte den Ballon aufblasen können, aber eine dauernde Füllung hätte ich ihm nicht zu geben vermocht. Bei allem, was Du schriebst, ließest Du den Wind zwischen den Zeilen entweichen. Gewiß ist, Du gingst dem wahren Verderben entgegen. Da sattelte ich plötzlich um. Im Interesse der Poesie und des Butterhandels und in Deinem eigenen Interesse bot ich meinen ganzen Vorrat an Witz und Laune auf, um Dich zu Boden zu schlagen, so oft Du Dich in der Druckerschwärze sehen ließest. Ein vollständiger Erfolg krönte meine Bestrebungen. Du machtest Deiner Familie Ehre, Du wurdest ein respektabler Butterhändler, Bürger und Patriot".

„Und bin nun in der Hölle!" fuhr der Poesie- und Butterhändler heftig auf. „Wäre ich auch in die Hölle gekommen, wenn mir

der Weg zum Pantheon nicht auf so schändliche Weise versperrt worden wäre?"

„Die Frage kann ich nicht beantworten", antwortete der Vetter sanft. „Aber davon bin ich auf jeden Fall überzeugt, daß die Poesie an und für sich Dir die Thore zum Paradies ebensowenig erschlossen hätte, wie die Butter schuld daran ist, daß Du jetzt in der Hölle schmachtest. Aber komm! Sind wir nicht Brüder? Ich meinte es ja so gut mit Dir. Was ich für Dich that, hätte ich für keinen andern gethan."

Aber der poetische Butterhändler wandte sich ärgerlich ab. Was er erfahren hatte, war mehr, als er für den Augenblick ertragen konnte. — —

Zwei Mönche saßen in stille, ernste Unterhaltung vertieft bei einander.

„Aber sage mir, lieber Bruder", fuhr der eine fort, „wie ging es eigentlich zu, daß Du ins Kloster kamst?"

„Ganz einfach; das war meine eigene Dummheit. Ich verliebte mich sterblich in Lisella Neri, die Du wohl auch gekannt hast. Man nannte sie eine Schönheit, und sie war eine gute Partie. Indessen sie wurde mir versagt, und so ging ich lebenssatt ins Kloster, eine Thorheit, die ich alle Tage bereut habe. Das ist meine einfache Geschichte. Aber was bewog Dich zu dem gleichen Schritt?"

„Mir widerfuhr gerade das Gegenteil. Auch ich hielt um Lisella an, fand aber Gnade vor ihren Augen und wurde der unglücklichste Ehemann unter der Sonne. Lisella war das launenvollste und boshafteste Geschöpf auf Erden, und sie liebte mich nicht. Nie hatte ich Frieden. Da griff ich zuletzt zu dem einzigen Ausweg, den sie mir offen gelassen: Alles, was ich besaß, ihr überlassend, flüchtete ich mich ins Kloster. Und diesen Schritt habe ich nie bereut. Schlich sich dann und wann Unzufriedenheit in mein Herz, so brauchte ich nur an Lisella zu denken und süßer Friede zog in meine Seele."

Der erste Mönch saß lange in tiefe Gedanken versunken da. Endlich sagte er: „Unser Leben zeigt, daß niemand seinem Schicksal entgehen kann. Ich würde also auch ohne Lisellas Hilfe ins

Kloster gekommen sein. Aber Du, Bruder, wurdest der Glücklichste von uns beiden, nicht durch Lisella, die schöne Teufelin, sondern durch die bittere Erfahrung, womit sie Dich bereicherte". — —

Doch genug hiervon. Ich weiß selbst nicht, wie ich dergleichen überhaupt nur erzählen mag.

Martin, armer Martin, wie mag es Dir ergangen sein? — Er hat doch eigentlich großes Unrecht erlitten. Schlecht erzogen, schlecht behandelt, wie er war, war er ja ganz mein Werk!

Sie war sehr schön, jenes kleine Mädchen, ungefähr von seinem Alter. Auf einer Treppe machte ich ihre erste Bekanntschaft; sie kniete und scheuerte. Aber so niedrig diese ihre Beschäftigung auch war, die Kleine bot dem Kennerauge einen höchst verlockenden Anblick. Mein Dämon regte sich. Ich fand Gelegenheit, mich ihrer anzunehmen. Ich riß sie aus ihrer niedrigen Stellung, zu der sie keineswegs geboren zu sein schien, und brachte sie in einer passenden Familie unter, wo sie eine bessere Bildung genießen konnte. So naiv sie auch war, schien sie doch recht gut zu verstehen, daß ich alles dies nicht für nichts that. Aber sie war mir noch zu unreif. Ich hatte warten gelernt.

Durch welchen Zufall er und sie sich kennen lernten, weiß ich nicht; aber ihre erste Begegnung scheint entscheidend gewesen zu sein. Wie durch einen elektrischen Funken war die Flamme im selben Nu in beiden Herzen entzündet, und schnell kam es zwischen ihnen zum Einverständnis.

Martin trat mit einem offenen Bekenntnis vor mich hin. Ich versagte ihm nicht allein meine Einwilligung, sondern innerlich erbittert verhöhnte ich ihn aufs grausamste. Da verließ er mich im Zorn, um seinen eigenen Weg zu gehen. Ebenso entschlossen, wie ich gewesen wäre, bedachte er sich nicht einen einzigen Augenblick, was er zu thun habe. Er entführte mir das Mädchen so zu sagen vor meinen Augen.

Sie war nirgends zu finden. Aber er verbarg sich nicht; trotzig trat er mir wieder unter die Augen. Da warf ich ihn aus

meinem Hause hinaus und, wie ich meinte, auch aus meinem Herzen. Aber darin täuschte ich mich selbst.

Was hatte er mir mitzuteilen, „das jeden Streit zwischen uns schlichten würde?“ Betraf diese Mitteilung ihn oder sie? „Eine höhere Macht hat über uns gerichtet“. Man könnte den Verstand über diese Rätsel verlieren!

Viele Rätsel, aber nur eine Frage. Und diese Frage brennt mir auf der Seele und bereitet mir unerträgliche Qual. Ich könnte mich versucht fühlen, nur um dieser einen Frage willen zur Erde zurückzukehren, vielleicht als Gespenst. Aber würde ich dort Antwort finden?

VI.

Laß mich Dir Lili schildern. Aber ich sehe voraus, daß ich bei der Schilderung des Kindes Lili nicht ganz das Weib Lili werde vergessen können. Und ich muß ausdrücklich hinzufügen, daß ich ja mit dem Blick einer weit späteren Zeit Lili jetzt vor mir sehe. Damals sah und kannte ich sie nicht, obgleich ich sie mit meinen Augen förmlich verschlang. Ich sah sie nur mit fleischlichen Augen an; nichts ist so blind wie die Begierde.

Sie war also eine Kreolin. Feine, anmutige, obgleich nicht klassisch regelmäßige Züge, glänzend schwarzes, seidenweiches Haar, Augen wie Sterne, von einem so tiefen Blau, daß man sie schwarz nennen konnte, lange Augenwimpern, unter denen der Blick so wunderbar hinreißend sich verschleiern konnte. Die Gestalt leicht, geschmeidig, von vollendetem Ebenmaß, zart aber harmonisch gerundet, eher klein als groß, Füße und Hände klein und von seltener Schönheit. — Das war Lilis äußere Erscheinung. Ihre Augen waren aber doch ihr schönster Schmuck. Wer kennt nicht die Augen der Kreolinnen? Lilis Augen dringen noch jetzt mir in die Seele hinein. Nie bis in alle Ewigkeit werde ich diesen Blick mit seinem feuchten Glanz vergessen können, der halb Lächeln und halb Thränen war, diesen schwermütigen und doch so verheißungsreichen Blick, der zu jeder Zeit mein Herz schmelzen konnte.

Man legt den Kreolinnen gewöhnlich ein leidenschaftliches, launenhaftes, eigenwilliges Wesen bei. Nichts lag aber Lili ferner

als dies. Gewiß, eine glühende Natur besaß sie; aber das war eine ebenso milde wie tiefe Glut, die nicht zu gewaltigem Ausbruch drängte, sondern sich in innerer, wohlthuender Wärme auflöste. Launen waren ihr gänzlich fremd. Dagegen hatte sie einen sehr bestimmten Willen in Hinblick auf alles, was sie für Recht ansah, auf alles, was ihrer innern Überzeugung nach Wahrheit und Liebe von ihr forderten. In allen anderen Stücken war sie die Unterwürfigkeit selbst. Eigenliebe kannte sie nicht, ihres Wesens tiefster Kern war Hingebung. Armes Kind, unglücklicher konntest Du es nicht getroffen haben! Du warst in die Gewalt eines Menschen gefallen, der nichts, nichts anderes war als Selbstsucht und Eigenliebe!

Sie war gleichsam nur Herz. Später, als sie sich mehr entwickelt hatte, sprachen die Ärzte die Vermutung aus, sie habe einen organischen Fehler im Herzen; einige sagten, ihr Herz sei zu groß. Nichts war glaubwürdiger als dies. Nie habe ich eine Seele gekannt so gefühlvoll, so leicht zu rühren wie die ihrige. Alles ging bei ihr in Zärtlichkeit auf, und Liebe war das einzige, was sie verlangte. Oft konnte ein liebevolles Wort, ja ein liebevoller Blick sie so weit hinreißen, daß sie mir um den Hals fiel und sich dankbar an meine Brust schmiegte. Es gehörte so unendlich wenig dazu, ihr Herz zu entflammen. Was die Menschen wagend versuchten, was die Menschen litten, wie es ihnen im Glück und Unglück, Freud' und Leid erging, das war ihr Hauptinteresse am Leben. Sie lebte und atmete in Mitgefühl und Mitleid.

Bisweilen schlich sich der Gedanke bei mir ein, daß sie, so wie sie war, für diese rauhe Welt nicht geschaffen zu sein scheine. Es ist begreiflich, daß sie mit einem solchen Wesen sich im Umgang mit ihresgleichen oft zurückgestoßen und verletzt, sich wie eine Fremde unter ihnen fühlen mußte. Deshalb verkehrte sie auch am liebsten mit sich selbst und mit mir, — mir Elenden!

Hierzu kam eine merkwürdige Einfalt ihres Wesens, aber eine Einfalt voll von Geist. Ich bin davon überzeugt, daß sie, selbst wenn sie alt und grau geworden wäre, bis zum letzten Augenblick das Kind in sich bewahrt haben würde. Nichts war leichter, als

ihr etwas einzureden, wenn es nur nicht mit ihrem moralischen Gefühl in Widerspruch stand. Nie fiel es ihr ein, daß jemand die Absicht haben könnte, sie zu betrügen. Mehrere Male setzte ich in meinem Leichtsinn ihre Einfalt auf die Probe, aber mein eigener Übermut verdroß mich so sehr, daß ich es später nie wieder that. Selbst die zu Fleisch und Bein gewordene Frechheit würde dieser heiligen Unschuld aus dem Wege gegangen sein. Sie war eine jener auserwählten Naturen, die man nur selten im Leben trifft, denen der Erdenschmutz nicht anhaften zu wollen scheint. Fast möchte ich sagen, sie hätte durch die Höhlen der Sünde und des Lasters hindurchgehen können und wäre doch ebenso unschuldig und rein geblieben. An nichts nahm sie Anstoß; nie fiel es ihr ein, etwas Böses von jemandem zu glauben. Nie sind ihr die Augen vor der großen Wahrheit aufgegangen, daß es eine böse Welt ist, in der die Menschen leben. Was Sünde war, wußte sie; in ihrem frommen Gemüte trug sie eine kindliche Vorstellung davon. Aber das Laster lernte sie nie kennen, während sie mit flüchtigem Fuße über die Erde hinschritt.

Ich thäte mir selbst Unrecht, wenn ich sagte, daß ich alles dies erst jetzt einsähe. Nein, ich fühlte es schon damals, so verderbt ich auch war. Aber ich muß wieder seufzen: welches Paar, sie und ich! Geist gegen Fleisch! Arme, arme Lili!

Nur wenig lernte sie hier im Leben, wenn man nach dem Vielerlei der Gegenstände urteilt. Daß die Geschichte ihr Lieblingsfach war, läßt sich leicht erklären. Da ist ja von Menschen die Rede, von ihrem Streiten und Streben, ihren Thaten, ihrem Glück und Leiden. Menschen waren es, für die sie fühlte, Menschen waren es, die sie in allen ihren Büchern suchte. Fand sie diese nicht, so standen tote Buchstaben vor ihr, die sie nur quälten und peinigten. In den mechanischen Fertigkeiten stand sie deswegen auch zurück; es war unmöglich, sie auch nur eine einzige fremde Sprache zu lehren. In diesem reinen Gefühlsleben mußte sie naturgemäß sinnend und träumerisch werden. Der Verstand hatte nur wenig bei ihr zu bedeuten. Wir machten es uns zur ernsten Pflicht, sie aus

diesem Traumleben herauszureißen; aber es ist und bleibt immer eine undankbare Aufgabe, etwas gegen die Natur zu versuchen. Verschlossen war sie nicht; mir wenigstens vertraute sie gern alles an, was sich in ihr regte.

Die biblische Geschichte behielt bei ihr stets vor allen andern den Vorzug. Es war die erste Nahrung, die ihr Geist empfing. Und einer der tiefsten Eindrücke, die sie empfing, war, Gottes Sohn, der die verlorenen Menschenkinder bis zum Tode liebte, den Kreuzestod erleiden zu sehen. Nie rührte sie später etwas so gewaltig wie diese Liebe und dieses Leiden. Immer und immer wieder las sie diese Geschichte; ein Engel hat gewiß die Thränen gezählt, die sie darüber vergoß. Dieser erste tiefe Eindruck blieb entscheidend für ihr ganzes Leben. In allem anderen Maria Magdalena gewiß unähnlich, glich sie ihr vollkommen in dem einen Punkt: in der brennenden Liebe zum Gekreuzigten.

Später machte die Geschichte der Kreuzzüge Epoche in ihrem Leben. Der Gekreuzigte war ihre erste Liebe, die Kreuzfahrer ihre erste Schwärmerei. In wenigen Wochen schien sie um mehrere Jahre älter geworden zu sein, so mächtig hatte der Gedanke sie ergriffen. Der Eindruck verflog, die Idee aber blieb. Von dieser Zeit an war das heilige Land, wo Gottes Sohn gelebt und gelitten, das Ziel ihrer innigsten, schwärmerischen Sehnsucht. Mehr als einmal gab sie dieser Sehnsucht in Worten Ausdruck, aber das mußte sie bitter bereuen. Ihre kleinen Freundinnen gaben ihr den Spottnamen: die Kreuzfahrerin. Selbst mit einem Schloß vor dem Munde konnten diese sie nicht in Frieden lassen. Indem sie bei ihr vorbeigingen, legten sie zwei Finger über Kreuz, eine nicht mißzuverstehende Gebärde. Des Erlösers Kreuz war in gewissem Sinne auch ihr Kreuz geworden. Der Spott verletzte sie tief, und seitdem sprach sie nie mehr von dem heiligen Land. Doch was die Lippen nicht länger nennen durften, umfaßte das Herz vielleicht desto inniger.

Aber ist es nicht wahr, sie schien nicht für diese Welt geschaffen zu sein? Für meine Welt wenigstens nicht.

Wäre ich nicht ein so elender Wicht gewesen, so hätte ich durch

ihren bloßen Anblick eine Ahnung davon bekommen müssen. Schön, rein wie ein Engel. So lange ich in der Welt lebte, habe ich nur nach Schönheit und Genuß gejagt. Aber nie habe ich etwas so hinreißend Schönes gesehen, als die vollkommene Hingebung dieses Kindesherzens, dieses Herzens, in dem kein Tropfen böses oder unreines Blut war, kein Gran von Unwahrheit, keine Spur von Selbstsucht. — —

So verstrichen einige Jahre. Da hielt es meine Mutter wiederum für notwendig einzugreifen. „Das geht nicht", sagte sie zu mir. „Du willst Dein Glück im voraus genießen und wirst es dabei verlieren. Ihr müßt euch für einige Zeit trennen: Reise, bleib einige Jahre weg! Ich will unterdes Lili Dir zur Freude und zum Glück auferziehen. Ja, verreise, mein Sohn! Es wird eine Zeit kommen, wo Du mir auch hierfür danken wirst".

Ich fühlte, daß meine Mutter Recht hatte, und ich bezwang mich selbst im Interesse der Vernunft oder richtiger, der fleischlichen Begierde. Es war gerade kurz vorher bestimmt worden, daß einer der Teilhaber des Geschäfts auf längere Zeit ins Ausland reisen sollte. Von meinem Onkel, dem Chef der Firma, konnte keine Rede sein; mein Vetter, der andere Kompagnon, wollte nur ungern, so entschloß ich mich auf die energischen Vorstellungen meiner Mutter hin zur Reise. Als ich von Lili Abschied nahm, war sie wie aufgelöst in Thränen, und man mußte sie mit Gewalt von mir losreißen. Aber ich dachte, obgleich selbst innerlich tief ergriffen: Wir sehen uns wieder, meine kleine Braut, dann werde ich mehr gewonnen haben, als Du jetzt verloren hast.

Mein Aufenthalt im Auslande dauerte länger als wir erwarteten. Endlich konnte ich der Heimat wieder zueilen. Während meiner Reisen hatte ich häufig Briefe von den Meinen erhalten, auch von Lili. Wunderbare Briefe! Sie schienen mit Engelshand geschrieben, diese feinen, körperlosen, gleichsam schwebenden Schriftzüge. Und engelgleich waren auch die Gedanken und Vorstellungen, welche sie ausdrückten. Nichts konnte mir ferner liegen, mir fremder sein, als der Inhalt dieser, wenn ich so sagen darf, ätherischen Mitteilungen;

sie drangen mir nicht ins Herz, sondern machten nur einen um so tieferen Eindruck auf meine Sinne. Es war mir eine unnennbare, wahrhaft teuflische Freude, sagen zu können: Diese unschuldige heilige Mädchenblume gehört Dir! Du wirst sie dereinst zur Einsicht bringen, daß auch sie Fleisch und Blut und ein Kind der Welt ist!

Endlich kehrte ich zurück und sah sie wieder. O Wonne! Meine Erwartung wurde noch übertroffen! Da stand sie vor mir, schlank und zart und schmachtend, unbeschreiblich lieblich, mit leicht geröteten Wangen und tief niedergeschlagenen Augen, die junge Brust heftig bewegt, gerade auf der Grenze des jungfräulichen Alters, noch nicht ganz fünfzehn Jahre alt!

Aber in demselben Augenblick, als ich ihren Namen aussprach, schlug sie die dunklen Augen auf und heftete auf mich einen Blick so strahlend vor Freude und Zärtlichkeit, daß er mein Innerstes durchbebte. Es war nur ein Blick, aber er sagte mir alles. Im nächsten Augenblick lag sie in meinen Armen.

Soll ich sie glücklich nennen, diese Zeit, welche nur für mich anbrach? Jedenfalls war sie auch voll Pein. Wenn ich Lili vor mir sah, war es mir, als ob ich wieder ihre Briefe läse; doch war jetzt der Genuß ohne Zweifel größer. Aber Befriedigung fühlte ich nicht, das lehrte mich bald der tägliche Umgang mit ihr. Selbst wenn ich sie entzückt in meinen Armen hielt, fühlte ich doch, wie himmelweit verschieden ihr Streben von dem meinen war. Dasselbe Kind wie früher, nur mehr entwickelt, gab sie sich mir ebenso rückhaltslos hin, wie ehemals. Aber durch diese Hingebung bereitete sie mir Qual und Marter. Denn was für sie volle Wahrheit und Wirklichkeit war, war für mich nur die Nichtigkeit der Nichtigkeiten. Ihre und meine Liebe waren verschieden wie Tag und Nacht, wie Himmel und Hölle.

Kurze Zeit lebten wir so zusammen. Da schritt meine Mutter wieder ein und hielt mir die Forderungen von Vernunft und Anstand vor. Sie müsse Ruhe und Freiheit zur Entwickelung haben; unser täglicher, so freier Umgang würde bald dahin führen, daß sie mich

wie einen Bruder betrachte, und damit sei mir doch nicht gedient. Ich müßte von nun an für mich allein wohnen und leben; je seltener meine Besuche, desto besser für mich. Im übrigen könne ich mich so notwendig und angenehm wie nur möglich für sie machen. Aber das heilige Versprechen müsse ich ablegen, nicht eher von Liebe mit ihr zu reden, bis sie ihr siebzehntes Jahr vollendet habe.

Meine Mutter war unwiderstehlich; ich gab ihr das Versprechen und zog aus. Wohl sah ich in dieser Veränderung meinen eigenen Vorteil. Lili war in ihrer Entwickelung zurückgeblieben; mein Atem war offenbar keine gesunde Lebensluft für sie gewesen. Mir wurde sie jetzt doppelt begehrenswert, und ich merkte deutlich, wie sich ein neues Verhältnis zwischen uns zu bilden begann. Sie hörte jetzt auf, das ahnungslose Kind zu sein, an Stelle der früheren rückhaltslosen Hingebung trat eine jungfräuliche Schüchternheit. Ich mußte sie jetzt vorsichtiger behandeln und das war für mich eine Wohlthat. Nichtsdestoweniger war es eine Prüfungszeit, und zwar eine strenge, ungeachtet aller Seligkeiten, an denen sie so reich war.

Ich erkundigte mich nach Anna. Ihr Vater war vor längerer Zeit gestorben; was aus ihr selbst geworden, wußte niemand. Meine Mutter wußte es ohne Zweifel, aber ich wagte nicht, sie darnach zu fragen. Ich versuchte, die Erinnerung mir aus dem Sinne zu schlagen, und mit Lilis unbewußter Hilfe fiel mir das nicht schwer.

Bald beschäftigten mich auch andere Sorgen! Lili begann sichtlich zu kränkeln. Sie befand sich in einer Krisis. Das Weib in ihr wollte nicht länger Kind sein und machte große Anstrengungen, sich zu entwickeln. Aber ihre Natur war zart und gebrechlich. Um sie während dieser Krisis zu stärken und um sie und mich zugleich zu zerstreuen, beschlossen wir, eine Winterreise nach dem Süden zu machen. Lili war sehr nachdenklich geworden und versank oft in tiefe Träume. Ich fand es natürlich, und nie war sie lieblicher als unter diesen Versuchen, das Rätsel ihres Lebens zu lösen. Aber in Verbindung mit andern Anzeichen war ihre Lieblichkeit zugleich beunruhigend.

So traten wir, meine Mutter, Lili und ich, im Herbst unsere

Reise an. Nun begann eine lichte Zeit für mich; es ist in diesem Abschnitte meines Lebens beinahe nicht mehr Dunkel, als zum Schatten notwendig ist. Lilis Zustand beunruhigte mich bald nur in einem geringen Grade; es verlief ungefähr ein Jahr, ich will nicht sagen ohne Fehl und Makel für mich, aber ohne daß ich mir etwas Wesentliches vorzuwerfen hatte. Kurz, es war ein Elysium. — Aber jetzt bin ich in der Hölle!

Wie glücklich waren wir drei mit und bei einander! Meine Mutter war die Liebenswürdigkeit selbst; ich hatte es wenigstens bis zur Manierlichkeit gebracht; Lili blühte in dieser abwechselungs- und genußreichen Zeit augenscheinlich zu neuem Leben auf. Stets freier erhob sie ihr schönes Haupt, stets kühner ließ sie ihre strahlenden Blicke über die schöne Welt gleiten; körperlich sowohl wie geistig entwickelte sie sich zu einer unbeschreiblichen Schönheitsfülle. Ein halbes Jahr verrichtete Wunder an ihr. Das Weib war in seinem ersten und holdesten Jugendglanz in ihr zum Vorschein gekommen, so frisch und zart und rein wie eine Rose, die sich erst im Morgentau entfaltet hat. Auch in ihrem Verhältnis zu mir schwand immer mehr und mehr das Kind. Ebenso zärtlich und ergeben wie früher, hielt sie sich doch in unbewußtem Selbstgefühl mehr zurück. Sie war nicht mehr die Kleine, die nur in ihrer Umgebung lebte; sie hatte jetzt ein Leben, unergründlich reich und schön, in sich selbst gefunden. In kurzer Zeit gewann sie, die mir an Gaben des Geistes und des Herzens so weit überlegen, einen wunderbaren Einfluß, eine unerklärliche Macht über mich. Mit Freuden gab ich mich diesem Einfluß hin; es war eine neue Wollust, edler und besser, als ich je eine bis dahin gekannt hatte. Lili erhob mich über mich selbst, ohne daß ich wußte, wie; neue Gefühle, neue Interessen und Pläne tauchten in mir auf; stets deutlicher gewann ich die Überzeugung, daß es ein Etwas in der Welt gäbe, das schöner und edler als Eigenliebe und Sinnengenuß sei. Von Tag zu Tag wurde meine Natur im Umgange mit ihr mehr geläutert und veredelt. Ich war auf dem besten Wege ein guter und frommer Mensch zu werden, oder laß mich nur sagen: ein Mensch.

Ihr Blick hatte sich für die Schönheit der Welt weit geöffnet, eine ganz andere Schönheit als ich sie bis dahin gekannt, und allmählich lernte ich mit Lilis Augen sehen. Aber unablässig hoben ihr Blick und Streben sich über die Welt, die sie doch nicht ganz zu fesseln vermochte. Und kannst Du es glauben, mich zog sie mit sich. Welche Kraft und Macht in einem so zarten und schwachen Wesen! Aber es kostete ihr keine Anstrengung. Sie riß mich mit sich, willenlos, widerstandslos; alles, alles vergaß ich über sie. Ich lauschte ihrer Stimme wie dem Rufe einer Prophetin, die mir die Fülle des Segens verkündete. Eine ganz neue Welt, eine Welt des Geistes öffnete sich meinem staunenden Blick; selbst das ewige Leben begann vor mir aufzudämmern. Wie vieler erhabener, seliger Stunden erinnere ich mich aus jener Zeit! Mein Gott, welche Zeit, welche Erinnerungen — und ach, welche Qual!

Ich fing an, mich meiner selbst zu schämen, wenn ich rückwärts schaute. Diese Liebe, welche ich so lange für Lili gefühlt hatte, Liebe war es, aber welche Liebe! — sie würde bis zum Tode erschrecken, wenn sie solche Liebe gekannt hätte. Aber sie lernte sie nie kennen. Gewiß gab es auch jetzt noch Augenblicke, wo die alte heißhungrige Natur sich wieder in mir geltend machte; schwindelnd vor Leidenschaft war ich dann nahe daran, die Herrschaft über mich zu verlieren. Dann erschrak sie über meine Heftigkeit, und sie griff nach ihrem Herzen, wie wenn der Atem ihr vergehen wollte. Aber sie erkannte mich nicht; ihre keuschen Gedanken konnten nicht so tief hinabsteigen. In ihrer Unschuld fühlte sie nur das tiefste Mitleid mit mir, und sie dachte nur daran, mich zu beruhigen. Sie gab mir die zärtlichsten Namen; sie ließ ihre Thränen mit den meinen fließen, — zwei sehr verschiedene Ströme, der eine schmutzig und sumpfig, der andere rein und klar wie Krystall. Und es gelang ihr immer, mich zu mir selbst zu bringen. Im äußersten Augenblick griff ich wie nach einem Schilde nach dem heiligen Versprechen, das ich meiner Mutter abgelegt. Es kostete mir oft unendliche Überwindung, aber in dem Gedanken, daß bald, bald die Frist verflossen sei, fand ich Kraft und Stärke. Und war der Paroxysmus überstanden, so kamen

wieder ruhige, sanfte, glückliche Tage. Das wilde Tier in mir, sie, sie hatte es bezwungen.

Frühling war's wieder; wir dachten an die Heimreise. Lili hatte mehrere Male an einem ziemlich ernsten Anfall gelitten; die Ärzte des Landes nannten es Herzbeklemmung. Aber wir ließen uns nicht sonderlich dadurch beunruhigen. Lili hatte sich ja in letzter Zeit so schön und kräftig entwickelt und sie stand in lieblichster Fülle und Blüte der Jugend. Wir waren an ihrer Seite allzu glücklich und in unserem Glück allzu sorglos. Aber eine merkwürdige, unerklärliche Unruhe kam über Lili, als wir anfingen, von der Rückreise zu sprechen. Ich drang in sie, und zu meiner Überraschung kam es ans Tageslicht, daß auch in Lilis Herzen eine unbefriedigte Sehnsucht wohnte. Jene Kindheitslaune, nach dem heiligen Lande zu wallfahren, hatte sich ihrer wieder plötzlich bemächtigt. Oder hatte dieser Gedanke immer in ihr fortgelebt als stille, heimliche Schwärmerei? Sie bat, sie beschwor mich, nicht umzukehren, ehe ich sie das heilige Land, wenn auch nur flüchtigen Blickes, hätte sehen lassen. Es sei ihr, als würde sie sonst nimmer Frieden finden, aber käme sie dorthin durch meine Hilfe, würde sie mich ewig segnen.

Ich sah dies nur für eine schwärmerische Grille an, aber ich mußte es doch bewundern, mit welcher Ausdauer und Treue sie von Jugend an diesem Wunsche gehangen, ja, es rührte mich, und ich beschloß, meinen ganzen Einfluß für sie zu verwenden. Hätte sie mich auch um etwas weit Thörichteres gebeten, ich hätte ihren Bitten nicht widerstehen können. Wenn sie so innig bat und flehte, war es mir, als läge ihr Leben auf meinen Lippen.

Ich sprach mit meiner Mutter; nur mit Widerstreben gab sie ihre Einwilligung. Wir verließen die jonischen Inseln, wo wir uns damals befanden, und reisten nach Palästina. Der Blick, mit welchem sie mir dankte, dieser süße, engelgleiche, liebevolle Blick, brennt mir noch in meinem Herzen und wird bis zum jüngsten Tage brennen. Ein himmlischer Friede breitete sich von dieser Stunde an über ihr Wesen. Sie war noch stiller geworden, aber sie war vollkommen glücklich.

Nur wenige Worte noch, und meine Erzählung ist zu Ende. Warum soll ich mich selbst mit einer langen Erzählung martern? Meine Qual ist an sich schon groß genug hier in der Hölle.

Wir betraten die heilige Küste. Wie eine Prinzessin ließ ich sie ans Land steigen; ich war nur ihr erster Diener. Aber sie hatte offenbar keine Prinzeßgedanken, sie war nur eine demütige Pilgerin. Mehrere Wochen lang wanderten wir langsam von einer Stätte zur andern. Lili war leidender als wir ahnten, aber sie hatte keine Ruhe. Sie litt an einer gefährlichen, schon weit vorgeschrittenen Herzkrankheit. Ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen bewirkte, daß das Übel auf ebenso fürchterliche wie plötzliche Weise hervorbrach. In einem Kloster zu Bethlehem, in das wir uns hinein betteln mußten, hauchte sie, wenige Tage bevor sie ihr siebzehntes Jahr vollenden sollte, ihr Leben aus. Sie starb mit dem glückseligen Lächeln einer Heiligen auf ihrem Angesicht; sie hatte ja ihres Lebens Ziel erreicht.

Der Tod hatte bei ihr all sein Grauen verloren. Wie verklärt lag sie da, bleich, himmlisch schön, die Hände gefaltet über ihrer frommen, jungfräulichen Brust, in der die Welt nie Raum gefunden hatte.

Du wirst es kaum glauben, wenn ich sage, daß sie selbst in ihren letzten Stunden, da ich ihren sichern Verlust vor Augen sah, mich mit sich hoch über die Vergänglichkeit emporhob. Ich fühlte mich so getrost und unverzagt, als ob der Schmerz auf Erden für nichts zu rechnen sei, als ob ich bald mit ihr an einer bessern Stätte mich vereinen würde, wo es keinen Schmerz mehr giebt, weder Leid noch Not, weder Trennung noch Tod.

O, welcher Wahn!

Ihre letzten Worte, sie klangen so leise, so geisterhaft, als ob sie aus einer andern Welt flüsternd zu mir rauschten, ihre letzten Worte waren Dank und Segen.

„Dank Otto! Ich bin glücklich! — Gott segne Dich!“

Ich war nahe daran, vor Schmerz alle Besinnung zu verlieren. Aber in meinem Innersten hatte ich ein Gefühl, als ob

auch ich über ein kleines alle Schmerzen würde überwunden haben. In einem heiligen Kuß fing ich ihren letzten Atemzug auf.

Aber kaum war sie verschieden, als der alte trotzige Mensch verzweifelnd wieder in mir zum Vorschein kam. Ich wühlte nur in dem einen Gedanken, was ich in ihr verloren hatte, welchen Schatz an Schönheit und Anmut, welche Quelle des Genusses. Und so nahe war ich meinem Glücke gewesen! Nur wenige Tage noch, und sie wäre mein gewesen. Ich raste wie ein wildes Tier, dem man seine Beute entrissen. Sie war mir entwischt, sie, *sie*! Das war also die Frucht vieljähriger Selbstverleugnung und so vieler Opfer! In ihr hatte ich alles angesammelt, Jahr für Jahr, und nun in einem Augenblick alles verloren! — — Und doch, war es nicht so am besten, sollte ich mich nicht vielmehr freuen, daß sie einer so traurigen Zukunft, wie sie ihrer in meinen Armen harrte, entgangen war? O Lili, Lili! Jetzt, glaube ich, könnte ich mich darüber freuen, wenn ich nicht — in der Hölle wäre!

Meine Mutter war auch betrübt, verlor aber nicht die Fassung; ihr Kummer galt wohl mehr mir als Lili. Nachdem wir Lili in der heiligen Erde bestattet hatten, reisten wir zurück. Sie ruht unter einer Sykomore nicht weit von der Stätte, wo der Heiland der Welt geboren wurde.

Wir kehrten zurück. Auf dieser Rückreise fand ich Martin und nahm ihn mit.

So wurde ich zu dem, was ich geworden bin. Ich gab mich ganz der Welt hin und lebte nur meiner Sinnlichkeit. Ich liebte nur mich selbst, vielleicht mit Ausnahme meiner Mutter und meines Pflegesohnes. Ich sage *vielleicht*; denn daß ich sie recht eigentlich liebte, darf ich kaum behaupten. Ich ließ mich einen Christen nennen, war es aber nicht. Allerdings saß ich nicht unter den Spöttern, die das Heilige verhöhnen; aber nach Lilis Tod gab es in Wirklichkeit nichts Heiliges mehr für mich, es müßte denn meine Kindheitserinnerung sein. Dann und wann wollte das Kind der längst verschwundenen Tage wieder in mir zum Vorschein kommen, aber ich fürchtete mich vor ihm und schlug es mit Gewalt in Fesseln.

Die Jahre, die über meine Mutter dahingingen, schienen keine Macht über sie zu haben. Sie verlor ihre Schönheit nicht, blieb immer, von allen bewundert, die vollendete Dame. Fromm war sie immer gewesen; jetzt wurde sie heilig und versuchte auch mir den Weg des Lebens zu zeigen. Aber sie konnte mit mir nicht mehr erreichen, als daß ich ihretwegen die christlichen Gewohnheiten und Gebräuche beobachtete und um meiner selbst willen bei allen Ausschweifungen einen gewissen Anstand nicht außer Augen ließ. —

Und hiermit bin ich am Ziele. Es fiel mir schwer genug, mit diesen Bekenntnissen zu Ende zu kommen. Glaube aber nicht, daß ich nun etwas wie Erleichterung oder Befriedigung empfinde. Ich bin ja in der Hölle, und da kommt alle Reue, alle Buße zu spät.

VII.

Langsam nimmt das Licht zu. Es erreicht aber selbst in seiner intensivsten Stärke nur einen klaren Dämmerschein. Das ist der Lichtglanz aus dem Paradiese. Die Zeit vergeht unter Leid und Qual und Entbehrung. Glaube nicht, weil ich Dich zu zerstreuen vermag, daß auch ich mich selbst zerstreuen kann. Ach, das ist nur scheinbar, wie alles andere in der Hölle nur Schein ist! Die Zeit verrinnt, aber das bringt keine Linderung. Auf der Erde hat man doch immer den Trost, daß die Zeit einmal ein Ende haben wird, aber hier — das ist das Entsetzliche — hier hat sie ja nie, nie ein Ende! — —

Zu den kleinen Liebhabereien, auf die ich im irdischen Leben besonderen Wert legte, gehörte auch die, daß ich als lediger Mann mir gern den Zutritt zu den kleinen Damenzusammenkünften verschaffte, die man Kaffee- und Theegesellschaften nannte. Der Klatsch, der sich hier wie ein ungebändigtes Roß frei und nach Herzenslust tummeln durfte, hatte etwas ungewöhnlich Anziehendes für mich. Natürlich stellte ich mich bei solchen Gelegenheiten so unschuldig wie möglich, um nicht mir selbst und andern das Spiel zu verderben.

Dies Interesse habe ich mit in die Hölle genommen und verfolge es noch immer. Daß es hier ein peinliches, qualvolles Interesse ist, versteht sich von selbst, denn in der Hölle ist ja alles mit Qual verbunden. Auch hier florieren Thee- und Kaffeegesellschaften, den Klatsch mit eingeschlossen. Wenn man in der Welt

etwas als recht dünn und nichtig bezeichnen will, so nennt man es Theewasser. Aber das dünnste Theewasser auf Erden ist doch immer noch ein sehr starkes Getränk gegen den Thee und Kaffee, der hier bei diesen Gesellschaften serviert wird. Nur die Kunst des Klatschens hat bei der großen Überfahrt nichts verloren; im Gegenteil, hier giebt es keine Maulkörbe, hier herrscht unumschränkte Redefreiheit. Nichts ist so schlecht, so schimpflich, so verborgen, daß es nicht bei einer solchen Sitzung von Klatschschwestern, wenn sie erst ins rechte Fahrwasser geraten, zum Vorschein käme. Die eine sucht die andere in giftigen Erdichtungen und thatsächlichen Skandalgeschichten zu überbieten. Hierbei begegnet aber der guten Seele das Unglück, daß sie, wenn sie recht im Zuge ist, andere zu verleumden, plötzlich und unwillkürlich anfängt, über sich selbst zu klatschen. Vergebens sucht sie dagegen anzukämpfen; sie ist gezwungen, die tiefsten skandalösesten Geheimnisse ihres eigenen Lebens preis zu geben. Mit innerlicher Schadenfreude amüsieren sich dann ihre lieben Schwestern über sie: sie blinken einander mit den Augen zu, beißen sich auf die Lippen und sind nahe daran, Freudensprünge zu machen. Aber diese Unterhaltung dauert nur so lange, bis auch an sie die Reihe des Erzählens kommt. Dann geben sie, eine nach der andern, ihren bezüglichen Vorrednerinnen vollgültige Revanche.

Ich komme gerade aus einer solchen Kaffeegesellschaft und will einige charakteristische Beispiele anführen.

Sie hatte schöne Züge, die Dame, welche das Wort führte, obgleich sie nicht mehr ganz jung war. Lebenserfahrungen können sowohl Männern wie Frauen einen sehr schönen Ausdruck verleihen; aber bei vielen, namentlich bei Frauen, hinterlassen sie nur einen gewissen Ausdruck von Frechheit, der keineswegs schön zu nennen ist. Dieser Ausdruck lag auf dem Gesichte der Dame, die also sprach:

„Eigentlich sollte man, liebe Freundinnen, von seinem Nächsten überhaupt nicht sprechen. Täuscht mich mein Gedächtnis nicht, so giebt es sogar ein Gebot, welches dies ausdrücklich verbietet. Indessen, da Ihr mich nach diesem wunderlichen Paar fragt, das eben

an uns vorbei ging, so will ich Euch in kürze erzählen, was ich von ihnen weiß. Der Mann war einer der leidenschaftlichsten L'hombrespieler der Welt. Selbst auf seinem Sterbebette mußte er seine Partie haben. Er starb mitten im L'hombrespiel. „Paß", sagte er, und mit diesem Worte hauchte er seine Seele aus. Ob das Spiel beendet wurde, weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß seine Gattin sich in dem Grad von ihrem Schmerze hinreißen ließ, daß sie ihrem Stubenmädchen ein paar tüchtige Ohrfeigen gab, weil diese ihr nicht stille genug ging. Böse Zungen wollen allerdings behaupten, es geschah nur aus Furcht, daß ihr teurer Mann wieder erwachen könnte. Diese Besorgnis erwies sich jedoch als unbegründet, ihr Mann war und blieb tot, und wurde begraben. Seinen Grabstein zierten die einfachen Worte:

J. J. P...

KURZ WAR SEIN LEBEN.

„Noch heute habe ich den Tag der Beerdigung in lebendiger Erinnerung. Wir hielten uns damals auf unserm Landgute auf, wenige Meilen von der Stadt. „Lieber Antonius", sagte ich den Abend vorher zu meinem Mann, „Du bist wohl genötigt, dem armen P... das letzte Geleite zu geben". Brummend erwiderte er. „Ja, das muß ich wohl". Am nächsten Morgen mußte er also zur Stadt fahren. Nun aber wußte ich bestimmt, daß, wenn mein Mann einmal zur Stadt ging, er nie vor dem andern Morgen nach Hause kam. Das war eine kleine Ausschweifung, an welcher der Klub schuld war, und die ich ihm nie übel nahm. Die Männer sind nun einmal nicht so, wie sie sein sollten. Nun, mein lieber Mann mußte bei dieser Gelegenheit einen kleinen Brief von mir mitnehmen, und sich heilig verpflichten, ihn sofort nach seiner Ankunft abzuliefern. Ich hatte nämlich einen Freund, der nicht meines Mannes Freund war. Mein leibhaftiger Vetter hatte die Ehre, der allererste dieses Genres zu sein. Aber mein Mann hatte den

großen, sehr großen Fehler an sich, daß er es nicht gern sah, wenn der Vetter uns besuchte. Dieser fand Geschmack an mir, und ich an ihm, und so konnte nichts uns an einem Stelldichein hindern, so oft sich die Gelegenheit dazu bot. Ob dies gerade zu den Pflichten eines Vetters gehört, weiß ich nicht so genau; aber er hatte es auf sich genommen, mich in der Kunst zu lieben zu unterweisen. So vernachlässigt war meine Erziehung, daß ich in meinem neunzehnten Jahre noch nicht einmal wußte, was Liebe war. Mein Mann war nicht imstande gewesen, es mich zu lehren; dazu war er zu alt und plump. Mit meinem Vetter war's ein ander Ding. Übrigens, auf Ehre, unser Verhältnis war das unschuldigste von der Welt; wir waren noch nicht über die Anfangsgründe hinausgekommen.

Mein Mann reiste also mit dem Brief an die Freundin ab, die aber in Wirklichkeit ein Freund war. Es schien mir so pikant, daß gerade er der Überbringer meines Briefes sein mußte. Genug, mein Mann verbrachte den Abend im Klub, und ich — ich war auch nicht allein.

Als mein Mann am nächsten Morgen zurück kam, fragte er wie gewöhnlich: „Nun ist hier zu Hause nichts vorgefallen?"

Ich konnte mich des Lachens kaum enthalten, als ich erwiderte: „Nein, lieber Mann, hier ist während des ganzen Tages nicht ein einziger Mensch gewesen". — —

Diese Erzählung machte in der Kaffeegesellschaft großes Glück: spitze Zungen zischelten und flüsterten durcheinander, und aus aller Augen leuchtete unverhüllte Schadenfreude. Der Erzählerin selbst aber wurde gar schlecht zu Mute, denn sobald sie ihre Geschichte beendigt hatte, wurde sie sich dessen vollkommen bewußt, daß sie sich selbst an den Pranger gestellt habe. Sie wäre am liebsten vor Scham und Schande in sich versunken.

Um jedoch etwas zu sagen und die peinliche Pause auszufüllen, fragte sie ihre Nachbarin:

„Beiläufig, sind Sie in Neapel gewesen? Kennen Sie die Fürstin Z . . .?"

„Ja, ich habe die Ehre", antwortete die Nachbarin affektiert,

„und ich darf behaupten, daß ich sie besser kenne, als irgend jemand. Als ich im Jahre 18 . . mich mit meinem Manne in Neapel aufhielt, konnten wir keine bessere Wohnung bekommen als die erste Etage im Palazzo Z . . . . Diese italienischen Fürstenfamilien sind nämlich zum größten Teil soweit zurück gekommen, daß sie nicht einmal die von ihren Vorfahren hinterlassenen Paläste standesgemäß bewohnen können. Der Fürst wohnte in der obern Etage, und zwar in einer gewissen Weise bei uns zur Miete. Unter diesen Umständen hatte ich die allerbeste Gelegenheit, in die Ökonomie und Lebensart der fürstlichen Familien eingeweiht zu werden. Welches vergoldete Elend! Nach außen hin war der Anstand so gut wie möglich gewahrt. Die Zimmer, das heißt diejenigen, die man zu sehen bekam, trugen noch ebenso wie das altmodische Meublement die Spuren früheren Glanzes, doch daß man hier und da an den Herrlichkeiten hatte flicken müssen, machte einen sehr unglücklichen Eindruck. Vorzimmer und Vestibüle waren voll von Lakaien, welche außer der einen Livree in der sie glänzten, nichts von ihrer Herrschaft empfingen, weder Beköstigung noch Gehalt. Sie lebten ausschließlich von dem, was sie den Fremden, die den Fürsten besuchten, unter dem Namen „Trinkgelder“ abpressen konnten. Im Hofe fand sich eine mit dem fürstlichen Wappen geschmückte, in reicher Vergoldung prangende Equipage, und im Stall zwei alte Vollbluthengste, die zur Not noch stolz einhertraben konnten. Nie fuhr man aus, ohne daß zwei oder drei der livreebekleideten Tagdiebe hinter dem Wagen standen.

„So war's nach außen hin. Was aber das Innere betrifft, meine lieben Freundinnen, so kann man sich keine eingeschränktere armseligere Haushaltung denken. Zu dem eigentlich häuslichen Leben hatte nur ein alter treuer Diener und eine ditto Kammerjungfer Zugang. Der alte Diener war Haushofmeister in einem ganz leeren Hause, die alte Kammerjungfer war Köchin in einem Hause, wo es nichts anderes zu kochen gab als Kaffee und Schokolade War die Essenszeit gekommen, so wurden die Thüren geschlossen. Der vertraute Diener schlich sich auf einer Hintertreppe hinaus und kam bald in Begleitung eines Kellners aus der näch-

sten Restauration zurück. Der Kellner trug einen mit dürftigen Speisen nicht allzu schwer beladenen Korb. Einige Foglietten Wein mit etwas Obst vervollständigten die Mahlzeit, die man ohne viele Zeremonieen einnahm. Essen und Trinken galt in diesem Hause nicht für einen Genuß, sondern für ein notwendiges Übel. Dann wurden die Thüren wieder geöffnet, und die Familie kam wieder zum Vorschein entweder daheim oder im Theater. An den zum Empfang bestimmten Abenden fanden sich Gäste ein.

„Die Fürstin und ihre Tochter glänzten aufs neue in einer der zwei Trachten, aus denen ihre Garderobe bestand. Diese Gesellschaften waren nicht sehr kostspielig, denn es wurde nur Eis und Limonade serviert. Die Hauptsache, nämlich die Konversation, brachten die Gäste selbst mit.

„Der Fürst bekleidete ein zwar ehrenvolles, aber wenig einträgliches Amt, und war nicht ohne Einfluß. Man behauptete mit voller Gewißheit, daß er sich durch seinen Kammerdiener bestechen ließe und selbst kleine Summen nicht verschmähte. Der Kammerdiener nahm das Geld in Empfang und teilte es mit seinem Herrn, natürlich nach dem Prinzip, wie Löwe und Schakal mit einander teilen. . . . . . ."

Hier hätte die Erzählerin aufhören sollen; sie fühlte es selbst, aber ein unwiderstehlicher Trieb zwang sie fortzufahren.

„Daß es sich wirklich so verhielt, davon sollte ich mich durch eigene Erfahrung bald überzeugen.

„Eines Tages ging ich mit meinem Gemahl durch einige Nebengassen und kam bei einem Gefängnis vorbei. Unglücklicher Weise fiel mein Blick auf die vergitterten Fenster, hinter welchen sich schreckliche Gestalten zeigten, die teils in schamloser Weise sich über die Vorübergehenden lustig machten, teils mit jämmerlicher Miene um Almosen bettelten. Ein widerlicher Anblick! Aber er sollte noch ekelhafter für mich werden. Unter diesen Elenden war einer, den ich kannte, und in seinem frechen, höhnischen Blick las ich, daß er auch mich erkannte. Ich fuhr zusammen, wie ins Her:

getroffen, meine Kniee wankten und nur mit Mühe konnte mein Gemahl mich von dieser entsetzlichen Stätte fortschleppen.

„Schon am folgenden Tage wurde mir auf geheimen Wege ein schmutziger Lappen Papier zugestellt, der folgende Worte enthielt:

„„Ich bin als eines verübten Raubes verdächtig ergriffen. Carcere delle grotte. Rette mich, oder Du bist verloren!““

„Es bedurfte keiner Unterschrift, ich wußte, daß der frühere Kourier Francesco Patelli diese Zeilen geschrieben. Ich hatte ihn unter den Toten oder doch weit, weit weg gewähnt.

„Vor zehn Jahren war ich zum ersten mal in Neapel gewesen, nicht als die Gemahlin eines vornehmen und reichen Gentlemans, sondern als Kammermädchen bei der aristokratischen Mutter dieses Gentlemans. Ich war als Kammermädchen Gold wert und als eine seltene Schönheit überstrahlte ich alle Ladies.

„Vater und Sohn richteten ihre Blicke auf mich. Geld und kostbare Geschenke regneten gleichsam in meinen Schoß. Zu klug, um mich fangen zu lassen, machte es mir doch Spaß, ihre Leidenschaft anzufeuern. Vater und Sohn als Nebenbuhler, ihr Herz voller Eifersucht, sich gegenseitig nach jeder Richtung hin überbietend — ein solches Verhältnis gehörte zu den allerinteressantesten. Der Alte war beinahe kindisch vor Liebe, der Junge fast rasend; mit ihnen konnte ich alles thun, was ich wollte.

„Aber was sollte ich mit ihnen anfangen? Dies Spiel mußte ein Ende haben. Den Alten konnte ich zu nichts gebrauchen mit dem Jungen ließ sich vielleicht etwas anfangen. Leicht hätte ich ihn bewegen können, mich zu entführen und zu heiraten, aber der Alte hatte es in seiner Macht, den Sohn zu enterben. Dieser Möglichkeit mußte ich vorzubeugen suchen. Daher schloß ich mit dem Kourier dieser Familie, Francesco Patelli, welchem ich schon seit langer Zeit den Schurken aus den Augen gelesen hatte, einen förmlichen Kontrakt.

„Ich ließ mich entführen. Papa und der Kourier setzten uns nach. Aber mit Recht heißt es: Eile mit Weile! Durch einen

unvorhergesehenen Zufall fand der alte Herr auf dieser halsbrecherischen Reise seinen Tod. Auf den Kourier fiel nur ein Schatten von Verdacht, der keine weiteren Folgen hatte. Als er kurz darauf an verabredeter Stelle mit mir zusammentraf, um den Lohn für seine guten Dienste in Empfang zu nehmen, war ich die Gemahlin des jungen Herrn und Miterbin des ganzen Vermögens.

„Aber nun —! Da standen die schrecklichen Worte: Rette mich, oder du bist verloren! Es mußte etwas gewagt werden und zwar so schnell wie möglich.

„Ich bat um eine Audienz beim Fürsten. Der galante Mann ließ sich nicht lange bitten. In dreistem Vertrauen auf die Wahrheit des Gerüchts ging ich, natürlich mit möglichster Finesse und Vorsicht, geradeswegs auf die Sache los und erbat die Hilfe des Fürsten, um einen armen Menschen, Francesco Patelli, der früher in unseren Diensten gestanden, aus einer Gefangenschaft zu befreien, in welcher er wegen ganz grundlosen Verdachts der Räuberei unschuldig schmachtete. Es böte sich dem Fürsten eine neue Gelegenheit zu beweisen, daß die Menschheit in ihm einen ihrer edelsten Vorkämpfer besäße.

„Der Fürst war lauter Lächeln und Komplimente. Sei er einer von den Vorkämpfern der Menschheit, so äußerte er sich, jetzt wüßte er, daß auch ich zu ihnen zählte. Er wolle die Sache überlegen, aber da er an so vielerlei zu denken habe, sei es am besten, wenn ich mit seinem Kammerdiener spräche, damit ihn dieser daran erinnern könne.

„Das that ich natürlich, und um sein Gedächtnis zu stärken, drückte ich dem Kammerdiener ein paar schwere Geldrollen in die Hand. Schmunzelnd versicherte er, sein Gedächtnis sei so treu wie Gold, und der Fürst, der beste Herr der Welt, sähe die schönste Erfüllung seines Lebens in thätiger Liebe für seine Mitmenschen.

„Ein paar Tage später hatte der Fürst die Freude, mir mitteilen zu können, daß der arme Francesco Patelli aus dem Kerker entlassen sei.

„Ich aber hatte für immer genug von Neapel“.

Hiermit endete die Geschichte. Ist es nicht wahr, was ich sagte, daß hier in der Hölle wunderliche Dinge ans Tageslicht kommen? Dasselbe dachte man in der Kaffeegesellschaft. Als die Damen sich trennten, versicherten sie, daß sie seit langer Zeit nicht so angenehme Stunden mit einander verbracht hätten. — —

Unablässig strömen die Erinnerungen auf mich ein. Thaten, die während meines ganzen Lebens nie wieder in mir aufgetaucht sind, hier stehen sie plötzlich vor mir, so lebhaft, in so frischen Zügen, als ob ich nur eine Nacht darüber geschlafen hätte. In meinen Kindheitserinnerungen spielt Tante Betty eine Hauptrolle. Wenn ich daran denke, wie viel sie mir gewesen, so lange ich klein war, ist es mir, als ob sich meine Augen mit Thränen füllen wollten. Aber die Thränen kommen natürlich nicht. Und doch genoß mein Vater noch mehr als ich die Frucht ihrer Selbstverleugnung. Ja, ihre gute Wirkung erstreckte sich auf alle, mit denen sie zusammen lebte. Sie machte sich nach Umständen zu einer Dienerin für alle, selbst für die Geringsten. Oftmals saß sie bis spät in die Nacht auf, damit die Dienstmädchen zu Bette gehen konnten, lange Winterabende quälte sie sich damit ab, die unbeholfenen Finger der Mädchen zu allerlei nützlichen Handarbeiten geschickt zu machen; sie musterte ihre Garderoben, schnitt für sie zu und lieferte ihnen den Beweis, daß sie, obwohl arme Mädchen, doch ordentlich und sauber gekleidet gehen könnten. Es fehlte wenig und sie hätte auch den Kutscher schreiben gelehrt, aber mein Vater legte sich ins Mittel und einer seiner Schreiber mußte diese saure Arbeit übernehmen.

Obgleich ihre Gesundheit nur schwach war, glaubte sie doch jeder Anstrengung trotzen, jede Bürde tragen zu können. Das einzige, womit man sie erzürnen konnte, war das Verlangen, sie solle auch auf sich selbst Rücksicht nehmen. Diese Forderung erschien ihr geradezu empörend. „Ich . . .!“ sagte sie mit einer Miene, als ob sie sich selbst in den entlegensten Winkel würfe, „ich sollte . . . . . .!“ Die Liebe gab ihr eine wunderbare Macht, sich selbst zu beherrschen. Wenn meine Mutter sie gekränkt, und sie dann in stiller Einsamkeit ihre herzlichen Thränen geweint hatte

begegnete sie ihr kurz darauf mit demselben milden Gesichte wie immer, ohne Spur von Kummer und Ärger. Kam sie zu meinem Vater hinein, so hatte sie doch immer, und mochte sie selbst noch so niedergedrückt sein, einen lustigen Einfall auf den Lippen, einen munteren Scherz, womit sie ihn aus seinen traurigen Betrachtungen herausreißen konnte. Gewiß wurde sie hierin von ihrem sanguinischen Temperament unterstützt, aber es war mehr als eine Naturkraft, es war der Geist, der in ihr wirkte. Die Liebe war ihr zur andern Natur geworden. So sonderbar sie oft auch war, so wunderlich ihre Einfälle, so seltsam ihre Wege oft scheinen konnten, die Liebe bewirkte stets, daß sie das Rechte traf. Ihre Erziehung war in hohem Grade vernachlässigt worden, ihr Wissen war nur gering. Hätte man sie nach den einfachsten Dingen in betreff ihres Glaubens und ihrer Hoffnung gefragt, sie würde wahrscheinlich die allergrößte Unwissenheit verraten haben. Und dennoch war sie eine Christin wie nur wenige. Ihre Mängel waren groß, es gebrach an allen Enden; aber die Liebe füllte alles aus und brachte alles in Ordnung.

Sie hatte nach eigener Wahl ihr Zimmer unten zwischen der Wohnung meines Vaters und den zur Haushaltung bestimmten Räumen. Sie sagte selbst, daß dies das einzige Zimmer im ganzen Hause sei, welches sie brauchen könne. Daß sie die Küche überwachen mußte, war selbstverständlich, aber ebenso notwendig schien es ihr, auch meinen Vater gleichsam zu überwachen. Sie fürchtete ein Unglück für ihn, wenn er es etwa wagen sollte, auf eigene Hand einige Schritte zu gehen und er ihr dadurch aus dem Gesicht kam. In solcher Zärtlichkeit und Fürsorge fühlt die Liebe ihre wahre, tiefe Befriedigung.

Ihr Zimmer war zwar einfach, aber ungemein sauber und ordentlich; jedes Ding hatte seinen bestimmten Platz. Die Ausschmückung des Zimmers war ganz eigentümlich. Überall, wo nur irgend Platz war, stand und lag eine Menge größerer und kleinerer Gegenstände der verschiedensten Art. Auch hierin offenbarte sich der wunderliche Geschmack und die Laune meiner Tante. Nicht allein

zeigte sich hier eine in hohem Grade bunte Zusammenstellung der verschiedensten Dinge, Natur- und Kunst-Produkte durcheinander, sondern hier lagen auch Sachen, die man nicht einmal von der Straße aufnehmen würde. Aber meine Tante wußte wohl, was sie that. Das alles waren teuere Erinnerungen für sie, und man konnte an ihnen die Lebensgeschichte meiner armen Tante von Anbeginn bis zu Ende verfolgen. Schon früh bekam ich hiervon eine dunkle Ahnung, und mit einer gewissen Ehrfurcht betrachtete ich diese wunderlich zusammengestellten Gegenstände. Meine kindische Phantasie kam in Bewegung, ich dachte darüber nach, welche wunderliche Geschichte wohl an dies oder jenes Stück geknüpft sei, und oft sank ich unter diesen Betrachtungen in wache Träume.

Tante Betty ging äußerst einfach gekleidet und verachtete im täglichen Leben alle Mode. Aber etwas Reinlicheres und Saubereres als diese ihre einfache Tracht konnte man sich nicht denken. Daß sie die Mittel habe, ganz anders gekleidet zu gehen, ließ sie nicht selten laut werden. „Ja", sagte sie, „ich könnte auch wie die feinste und modernste Dame gekleidet gehen, wenn ich nur wollte". Und darin hatte sie recht. Sie sah es gern, wenn man ihr dann und wann ein schönes Geschenk machte; nicht gerade des Geschenkes halber, sondern als ein Zeichen der Aufmerksamkeit gegen sie. Es war ja auch natürlich, daß sie gern von denen geehrt sein wollte, für die sie sich aufopferte. So bekam sie denn bald von meinem Vater, bald von meiner Mutter allerlei schöne Geschenke, namentlich kostbare und moderne Kleiderstoffe. Mit inniger Dankbarkeit und Befriedigung nahm sie die Gaben an, und verwahrte fast zärtlich die aus jenen Stoffen angefertigten Kleider. Sie hatte eine große Auswahl kostbarer Kleider, Shawls und Mäntel, die sie aber fast nie trug. So kamen sie nach und nach aus der Mode, ohne gebraucht zu sein. Daß die Stoffe selbst nicht verdürben, dafür sorgte sie. Zuweilen fand eine Art Ausstellung bei ihr statt. Ihr Bett, alle Stühle und Tische lagen voll von Kleidern, Shawls, Mänteln, Pelzwerk, Hüten u. s. w. Die Sachen sollten ausgelüftet werden. Mit glücklicher Miene ging sie dazwischen hin und her, probierte

flüchtig dies oder jenes an, ließ einen schönen Stoff durch ihre Finger gleiten, fand hier eine Falte zu glätten, dort ein Stäubchen wegzublasen, und das alles wie versunken in stilles Entzücken. Offenbar schweiften dann ihre Gedanken weit von der sie umgebenden Welt ab. Nicht selten fand ich sie dann zwischen ihren Herrlichkeiten umherwandelnd mit einem eleganten Hute auf dem Kopfe, mit einem Shawl oder einem feinen Tuch um die Schultern, was ihre dürftige Haustracht in ein noch grelleres Licht stellte. Aber diesen kostbaren Gegenständen wohnte gleichsam Zauberkraft inne: sie war nicht mehr sie selbst, da stand nicht mehr die arme Tante Betty, die, der eleganten Welt entrückt, in einer dunklen, räucherigen Küche oder in den dazu gehörenden unpoetischen Räumen waltete, jene Betty, die, anstatt Huldigung und Opfer zu empfangen und Glück zu genießen, sich selbst zum Opfer für anderer Glück dahin gegeben hatte, nur von diesen wenigen gekannt und kaum hinreichend gewürdigt. Wenn aber die Sonne sank, wurde alles wieder eingepackt und Tante Betty war wieder die Alte.

Nur selten, ein oder zweimal im Jahre, ging sie noch einen Schritt weiter. Dann kleidete sie sich von der Sohle bis zum Scheitel in eines ihrer prächtigsten Gewänder und ließ sich von meinem Vater und den Leuten im Hause bewundern. Nur ungern zeigte sie sich vor meiner Mutter, die trotz ihres feinen Taktes doch nicht ein ironisches Lächeln über das ungewöhnliche Auftreten Tante Bettys unterdrücken konnte. Sie war nicht naiv oder gutmütig genug, um auf diese außerordentliche Vorstellung einzugehen. Ja, eine Vorstellung konnte man es nennen, die Verwandlung war vollständig, jeder Zoll an Tante Betty eine Dame. Und doch paßte sie trotz der modernen Tracht nicht in die prosaische Gegenwart. Sie gehörte offenbar einem längst entschwundenen, ritterlichen und poetischen Zeitalter an. Ihr Wesen erinnerte am meisten an altspanische Ehrwürdigkeit; so stolz war ihre Haltung, so vornehm ihr Lächeln, so zeremoniell ihre Verbeugung. Don Karlos von Spanien würde sicher eine der hervorragendsten Damen seiner Zeit in ihr gesehen haben. War der Himmel an einem solchen Tage völlig wolken=

frei, so machte sie auch wohl einen kurzen Gang durch die Stadt, um sich öffentlich zu zeigen. Daß sie dann auf den Straßen durch ihre Tracht und ihr Wesen ein gewisses Aufsehen erregte, mißfiel ihr durchaus nicht. Welchen bessern Beweis konnte es geben, daß sie nicht mehr sie selbst war? Sie lebte gleichsam in einem Rausche, der sie wieder verließ, sobald sie von diesem Ausflug heimgekommen. Die ganze Damenherrlichkeit wurde wieder eingepackt, und lange dauerte es, ehe sie wieder zum Vorschein kam.

Tante Betty besaß in ihrem Zimmer auch eine kleine schöne Büchersammlung, prächtig und dauerhaft eingebunden. Wenn sie von einen neuen ausgezeichneten Buche sprechen hörte, kaufte sie es ohne weiteres. Aber sie las es nicht, dazu glaubte sie keine Zeit zu haben. „Wenn ich alt werde“, sagte sie, „muß ich etwas zur Zerstreuung haben, dann will ich sie alle lesen“. Unter ihren vielen Eigentümlichkeiten besaß Tante Betty auch die, nur laut lesen zu können; nur das, was sie hörte, konnte sie verstehen. Dies verriet, daß sie überhaupt in der Lesekunst nicht weit vorgeschritten war. Arme Tante! Wenn Du alt geworden, willst Du zu lesen anfangen, vorausgesetzt natürlich, daß Du bis zu jener Zeit das Lesen nicht ganz vergessen hast!

VIII.

Des Abends in der Dämmerung schlich ich mich oft in Tante Bettys Zimmer. Dann saß sie gewöhnlich still und in träumerische Betrachtungen versunken da. Aber nie nahm sie es mir übel, daß ich sie störte; sie hatte mich ja so lieb, so lieb. Dann mußte sie mir Geschichten erzählen, wofür sie eine ganz eigentümliche Begabung hatte. Ich bin davon überzeugt, daß sie die meisten Geschichten während des Erzählens selbst dichtete. Fehlte ihren Erzählungen auch ein tieferer innerer Gehalt, so lag in ihnen doch immer etwas Phantastisches und zugleich eine Herzlichkeit und Innigkeit, welche mein kindliches Gemüt mächtig fesselte. Von meiner Tante empfing ich auch den ersten Religionsunterricht. Daß dieser nicht dogmatisch war, ist leicht erklärlich; sie betrat dabei den rein praktischen Weg. Ach, diese Eindrücke, so tief, so süß, so innig, wie konnten sie je in mir erlöschen!

Eines Abends saßen wir zusammen am Fenster. Der Himmel war klar und die Sterne funkelten mit ungewöhnlichem Glanze. Einen wunderbar tiefen Eindruck machte dieser Anblick auf meine kindliche Seele. Ohne Zweifel hatte ich früher schon oft die Sterne gesehen, aber wenn ich mir den Eindruck jener Stunde ins Gedächtnis zurückrufe, ist es mir, als ob ich an jenem Abend zum erstenmal die Sterne am Himmel geschaut hätte. Natürlich wollte ich wissen, was die Sterne sind und was hinter den Sternen ist. Da erzählte mir Tante Betty, daß da droben das Haus unseres himm=

lischen Vaters sei mit den vielen Wohnungen in einer unbeschreiblichen Herrlichkeit. Dorthin würde auch ich einst kommen, wenn ich als ein frommes und gutes Kind auf Erden lebte.

Das fand ich sehr schön und herrlich, aber diese Auskunft befriedigte mich noch nicht. Ich wollte mehr wissen, ich verlangte ausdrückliche Antwort auf meine Fragen. Eine andere würde ohne Zweifel in Verlegenheit gekommen sein, aber Tante Betty hatte eine zu reiche Einbildungskraft, um durch solche Fragen sich irre machen zu lassen. Sie erzählte nun weiter: „Hinter den Sternen ist ein unendlich großer, über alle Vorstellung prächtiger Saal. Da sitzt der liebe Gott auf dem Throne seiner Herrlichkeit, und ihm zur Rechten sein eingeborener Sohn. Und mitten im Saal steht ein Weihnachtsbaum, höher als die höchsten Berge auf Erden, von oben bis unten mit Kerzen und herrlichen Gaben geschmückt. Um den Baum tanzen die guten und frommen Kinder, die nun Engel und Gottes eigene Kinder geworden sind. O, das ist eine Freude, ein Jubel ohnegleichen! Während die Kinder um den Baum tanzen, singen sie Lobgesänge zur Ehre Gottes, und gar lieblich klingen die friedlichen Weisen durch den weiten Himmelsraum. Und so oft sie sich ausruhen, werden schöne Weihnachtsgaben unter die fröhlichen Scharen verteilt, und, ob sie gleich oftmals ruhen, wird der Baum doch nie leer".

Dies befriedigte mich. „Aber", fragte ich, „was sind denn die Sterne?"

„Das will ich Dir sagen, mein Kind", antwortete Tante. „Rings um den Saal herum sind eine unzählige Menge kleiner Gucklöcher, durch welche der Kerzenglanz des Weihnachtsbaumes hindurchstrahlt. Das sind die Sterne. Während die Engelkindlein ausruhen, gucken sie oft durch diese kleinen Öffnungen, um zu sehen, wie die Kinder hier auf Erden sich betragen, ob sie gehorsam, gut und fromm sind. Denn sie sind ja ihre Brüder und Schwestern und sie haben sie lieb und sie sehnen sich so herzinniglich nach ihnen. Wenn Du nun hinauf zu den Sternen siehst, so mußt Du daran denken, daß hinter jedem Stern das Auge eines Engels ist, das auf

Dich niederschaut. Deswegen blinken auch die Sterne, gerade so wie man mit den Augen blinkt. Wenn Du nun nicht willst, mein liebes Kind, daß das Auge des Engels über Dich weinen soll, mußt Du recht artig und gehorsam sein!"

Diese Erklärung ging mir so zu Herzen, daß ich in Thränen ausbrach und mich schluchzend meiner Tante zu Füßen warf. Lange dauerte es, ehe ich meine gehörige Fassung und meine gewöhnliche Fragelust wiedergewann.

Endlich aber drängte sich eine neue Frage hervor: „Aber, liebe Tante, wo kommen denn die bösen Kinder hin?"

Hier wäre Tante Betty beinahe in Verlegenheit gekommen. Sie war zu zartfühlend, um mit mir von der Hölle und ihren Schrecken zu sprechen. Sie antwortete daher nur: „Die bösen Kinder kommen nach einer dunklen Stätte, weit, weit weg von dem lieben Gott und seinem Sohn".

Damit gab ich mich aber nicht zufrieden, ich wollte mehr wissen. „Nun", sagte sie. „Dann will ich Dir alles erzählen. Die bösen Kinder sitzen in einem häßlichen Hinterzimmer eingesperrt, in welchem das Feuer ausgegangen ist, und die Kälte darin ist so groß, daß die Zähne ihnen im Munde klappern. Auch das Licht ist ausgegangen; sie müssen im Dunkeln sitzen und sind furchtbar bange. Sie weinen und schreien und klopfen an die Thür aus allen Leibeskräften, aber niemand, niemand hört auf sie".

Diese Worte durchschauerten mich. „Mir ist so bange, Tante!" sagte ich leise und schmiegte mich fest an sie.

„Schau die Sterne an, mein Kind!" anwortete sie, „dann geht es vorüber".

Und zärtlich nahm sie mich in ihren Arm.

Es ging wirklich vorüber. Die Sterne blinkten so vertraulich und tröstend mir zu, ich fühlte mich unter den Augen und dem Schutz der lieben Engel.

„Ach, ich möchte sie so gern einmal singen hören!" sagte ich. „Liebe Tante, wie klingt es, wenn die Engelein singen?"

„Das sollst Du gleich hören, mein Kind", antwortete sie, indem

sie sich räusperte. Und mit feiner und heller Stimme begann sie einen ihrer Lieblingsgesänge. Das klang so lieblich in der Abendstille. Es lag in diesen sanften, schwachen Tönen etwas so Kindliches, das mir tief zu Herzen ging, während ich meine Augen auf die Sterne gerichtet hielt, und die blinkten mir so freundlich und lieblich zu. Nur einen Augenblick dauerte es, dann waren meine Ohren von meinen Augen mit fortgenommen und es gab keine Erde mehr für mich, sondern nur noch einen Himmel. Mir war, als kämen die Töne von droben her zu mir, und eine unbeschreibliche Andacht erfüllte meine kindliche Seele. Unwillkürlich faltete ich meine Hände, wie meine Tante mich's gelehrt, und unwillkürlich blinkte ich mit den Augen den Sternen, den Engeln wieder zu, als ein Zeichen, daß mein Ohr sie hörte, daß mein Herz sie verstände.

Als der Gesang verstummte und ich wieder zu mir selbst kam, fühlte ich mich arm und verlassen. Aber die ganze Nacht sah ich im Traum den Weihnachtsbaum im Himmel und hörte die Engelein singen.

Noch manchen Abend saßen wir so beisammen. Tante sang und ich sah zu den Sternen empor. Bald hatte ich die Melodieen aufgefaßt und unwillkürlich stimmte ich mit ein. Ich glaube, es ging Tante, dem großen Kinde, wie mir, dem kleinen Kinde: während wir zur Ehre Gottes diese unsere Engelsgesänge anstimmten, wurden wir der Erde entrückt und in uns brannte eine innige Sehnsucht nach dem, was hinter den Sternen ist.

Eines Abends erzählte Tante mir die Geschichte von dem reichen und dem armen Manne. Diese Erzählung wirkte geradezu erschütternd auf mich. Gewiß gönnte ich gern dem armen Manne seinen Platz in Abrahams Schoß, aber der reiche Mann, der in der Hölle Qual nach einem Tropfen Wasser schmachtete, erweckte mein innigstes Mitgefühl. Ich war auf das schmerzlichste bewegt; schluchzend verbarg ich mein Gesicht in Tantes Schoß; ich war ganz außer mir. Der arme reiche Mann, wie mußte er leiden, und wie hart war man gegen ihn!

Die gute Tante fühlte sich ganz unglücklich. Gewiß hatte sie

einen tiefen Eindruck vermutet, aber nicht einen Eindruck dieser Art. Schnell bot sie alles auf, mich zu trösten und zu beruhigen.

„Mein Kind", sagte sie, „laß es Dich nicht so betrüben. Die Sache ist nicht so schlimm. Ich glaube, Vater Abraham hat arg gefehlt, daß er dem reichen Manne nicht einen einzigen Tropfen Wasser gönnte. Der liebe Gott mag das gewiß auch nicht leiden, und kenne ich ihn recht, so wird Vater Abraham wohl Schelte deswegen bekommen. Kann ein Tropfen Wasser den reichen Mann erquicken und beruhigen, so wird Gott ihm dies sicherlich nicht verweigern. Und er, der sein eigen Blut nicht schonte, sollte er so geizig mit Wasser sein? Und außerdem hörtest Du nicht, wie der reiche Mann mitten in seiner Qual an seine armen Brüder dachte? Das kann, das wird Gott ihm nicht vergessen! Liebe zu den Brüdern kann nicht anders als Gottes Herz rühren, selbst wenn der Arme in der heißen Hölle sitzt".

So tröstete sie mich. Sie hätte ohne Zweifel noch ganz andere Ausflüchte gemacht, um meinen Schmerz und meine Thränen zu stillen. Arme Tante Betty, sie war kein Theolog! Nichts stand vor ihr fest, außer Gottes väterlicher Barmherzigkeit, und diese konnte halt- und uferlos nach allen Seiten bei ihr überfließen, gleich ihrer eigenen Barmherzigkeit. Doch warum nenne ich sie arm? Ich selbst, ich bin ja der Arme, bereichert mit einer besseren Erfahrung — in der Hölle! — — Wären diese Kindheitserinnerungen auch noch so peinlich, ich müßte mich doch in sie vertiefen. Aber peinlich sind sie eigentlich nicht, wohl aber schmerzlich. Verstehst Du diesen Unterschied? Es liegt nämlich sogar hier in der Hölle etwas Süßes in den Erinnerungen, und wie einerseits das Schmerzliche hierdurch nur noch fühlbarer wird, — gleichwie das Süße in den Speisen das Saure noch mehr hervorhebt —, so wird andererseits das Peinliche bis zu einem gewissen Grade aufgehoben. Aber dies gilt nur von den eigentlichen Kindheitserinnerungen. Sobald die Gedanken weiter vorwärts eilen, ergreift mich Schmerz und Verzweiflung, und als eine Beute der Qual versuche ich umsonst, diese Erinnerungen abzuschütteln.

So erinnere ich mich deutlich der Beichte, welche mich auf meinen ersten Abendmahlsgang vorbereiten sollte. Sie machte einen tiefen, wahrhaft ergreifenden Eindruck auf mich. Wie dieser Eindruck im Laufe der Zeit, und zwar so rasch, verschwinden konnte, vermag ich jetzt nicht zu fassen. Es war einer der würdigsten Diener der Kirche, von dem ich den letzten Religionsunterricht erhielt. Die wilde, sinnliche Natur regte sich schon damals stark in mir, aber er verstand es, mich in Zucht zu halten. Nur ein Blick, und ich fühlte wieder das Göttliche in mir, nur ein Wort, und ich lauschte andächtig. Er besaß in seltenem Grade die Gabe, die Herzen seiner Zuhörer tief zu rühren und sich zu erschließen. Sein Text zu der oben erwähnten Beichte waren die Worte: „Laßt Euch versöhnen mit Gott!" Wie konnte ich doch je diese Worte vergessen? Ach, ich vergaß sie ganz. Jetzt aber kommen sie wieder und wühlen wie schneidige Messer in meinem Kopfe. Unwillkürlich muß ich zu mir selber sagen: „Laßt Euch versöhnen mit Gott! O, laßt Euch doch versöhnen mit Gott!" Sind die Worte mir erst eingefallen, so kann ich sie nicht eher wieder verbannen, bis eine andere Erinnerung oder ein anderer Schmerz sich mir mit Macht aufdrängt und sie hinaustreibt.

Aus dieser Beichtrede erinnere ich mich jetzt jedes einzelnen Wortes, von Anfang bis zu Ende. Ich erinnere mich der Worte, aber hersagen könnte ich sie nicht, dazwischen liegt eine große Kluft. Auch gewährt mir diese Erinnerung nicht den allergeringsten Nutzen, sie dient mir weder zur Erleuchtung noch zum Trost, geschweige denn zum Frieden. Mit meinem Verstand begreife ich die Worte, meinem Herzen aber bleiben sie fremd und fern. Mir ist, als ob die Worte hohl seien, oder auch ich bin's, der hohl und leer ist, den keine Macht der Welt mehr füllen kann. Gleichviel, ich weiß, daß es Gottes Wort ist, daß in ihm Rettung und Erlösung uns gegeben ist; aber das geht alles an mir vorüber. Ich bin der reiche Mann, der nach dem einzigen Tropfen Wasser schmachtet; aber er wird mir versagt. Die qualvollsten Anstrengungen mache ich, um nur einen winzigen Theil von dem zu ergreifen, was mir vorschwebt, was ich einst so gut konnte — doch umsonst ist alle Mühe, alle Qual ver-

geblich. Oft denke ich: „Jetzt, jetzt hast Du es gleich“, doch in demselben Augenblicke ist es wieder fort. Ich vermag nichts festzuhalten. Dieser fruchtlose, hoffnungslose Kampf, den wir so oft erneuern müssen, ist eine unserer größten Qualen, ja, ich darf sagen, die allergrößte.

Hiernach wirst Du verstehen, wie ich bis jetzt von den Dingen habe sprechen können, die zum Reiche Gottes gehören: von dem Erlöser, dem Gekreuzigten, von Reue, Buße und Glauben, ohne im geringsten Trost und Hoffnung zu empfinden, eine Beute der Verzweiflung. Eitel und nichtig ist ja alles, alles in der Hölle. Nur der Form nach sind jene Begriffe für mich da, von ihrem Inhalt habe ich keine Vorstellung. Ich weiß, daß es einen Erlöser giebt, und daß er Gottes Sohn ist, aber ich kenne ihn nicht. Ich kann ihn mir nicht vorstellen, weiß nicht einmal seinen Namen. Ich verdamme, ich hasse mich selbst, von einer fruchtbaren Reue aber weiß ich nichts; meine Reue ist nur eine thränenlose Reue. Und um von dem Glauben zu sprechen, gewiß habe ich einen Glauben, aber er ist ein leerer, seelenloser Begriff, der nirgends sich heimisch fühlt. Die Teufel glauben ja auch — sie müssen wohl — und zittern. „Laßt Euch versöhnen mit Gott!“ Wie tief bewegten mich einst diese Worte! Mir war in jener Stunde, als ob der Mensch keinen anderen Beruf auf Erden habe, als die Versöhnung mit Gott zu suchen und dann zu sterben, um zu ihm in sein Reich zu kommen. Wieder einmal blinkten die Sterne so vertraulich mir zu und ließen mich die ganze Welt vergessen. Welche frommen und hohen Vorsätze faßte ich in jener Stunde der Erhebung! Mein erster Gang zum Tische des Herrn war der Weg zum Himmel, doch schnell bog ich ab, gleich draußen vor der Kirchenthür, — und jetzt bin ich in der Hölle!

„Laßt Euch versöhnen mit Gott!“ Diese Worte hallen wieder und wieder in meinem Innern. Aber es ist nicht, als kämen sie vom Himmel, sondern aus dem tiefsten Abgrund der Hölle. „Laßt Euch versöhnen mit Gott!“ — Das klingt wie der grausamste, bitterste Spott. — Es giebt ja keine Versöhnung mehr! — —

Wenn ich einmal nicht weiß, was ich mit mir anfangen soll, begebe ich mich hinaus auf unsere Promenade; denn daß wir hier eine Promenade haben, und zwar eine ganz ausgezeichnete, versteht sich von selbst. Hydepark, Champs elysees, Prater, Unter den Linden, Korso, Prado, Lange Linie — das alles mag ganz gut sein, kann sich aber doch nicht mit unserer Promenade messen. Hinsichtlich der Eleganz ist gewiß kein nennenswerter Unterschied zwischen den Promenaden auf der Erde und derjenigen in der Hölle; desto größer aber ist der Unterschied in Hinblick auf die Mannichfaltigkeit und Abwechselung. Dort wird nämlich nur eine Mode zur Zeit repräsentiert, hier dagegen wohl tausend Moden auf ein mal, nämlich die Moden von vielen Jahrhunderten. Ein so buntes, so urkomisches Schauspiel sucht man vergebens unter der Sonne. Die denkbar größten Gegensätze begegnen sich hier und dienen dazu, sich gegenseitig noch schärfer hervor zu heben. Die Narrheit tritt hier mit einem so durchschlagenden Erfolg auf, daß der Zuschauer, und mag er sich noch so elend fühlen, unwillkürlich in ein homerisches Gelächter ausbrechen muß. Auf der einen Seite stolziert man einher bis an das Kinn eingepackt, auf der andern Seite fast halb nackend; auf der einen Seite mit einem Umfang wie ein Riesenluftballon, auf der andern so dünn wie ein Schwefelholz; auf der einen Seite engbrüstig eingeschnürt, auf der andern in beinahe aufgelöstem Zustande. Hier ein Paar fabelhafte Pumphosen, dort ein Paar Beinkleider so stramm wie eine zweite Haut; hier eine riesige Perücke oder ein künstlich aufgetürmtes Toupet, dort ein Kopf mit meilenweit leuchtendem Vollmonde. Und so immerfort bis ins Unendliche: Krinolinen, Fischbeinunterröcke, Westen bis zu den Knieen, Schöße bis zu den Fersen, kurzes Mieder und langes Mieder, Flechten im Nacken wie Kometenschwänze, allerlei Kübel oder Kastelle unter dem Namen von Hüten, Puder, Schminke, Schönheitspflästerchen — wer kann alles das aufzählen? Es ist ein wahrer Narrheits-Jahrmarkt, dieses Gewimmel von Menschen, die auf lächerliche Weise darnach streben, in den verschiedensten Moden sich den Rang hinsichtlich des „guten Geschmacks" streitig zu machen. In der Welt fiel die Narrheit nur in geringem

Grade oder gar nicht in die Augen, denn nur eine Mode herrschte zur Zeit, und die war natürlich über allen Tadel erhaben. Aber hier, wo alle Moden gleichzeitig, oft in ihren äußersten Gegensätzen auftreten, — man begreift nicht, wie die Menschen sich jemals so ausstaffieren, solche sinnlose Geschmacklosigkeiten ausklügeln konnten, und man schämt sich der Menschennatur. Ja, jetzt schämen auch sie sich, diese Modehelden und Modeheldinnen. Freilich blähen sie sich auf wie die Frösche, indem sie mit höhnischen, herausfordernden Mienen in ihren Narrenkostümen an einander vorbeigehen, aber diese Selbstzufriedenheit und eigene Wertschätzung ist nur ein Schein, der in den Kleidern liegt; in Wirklichkeit sind sie alles andere, nur nicht zufrieden, denn sie sind sich ihrer Jämmerlichkeit vollkommen bewußt; sie wissen, daß, während sie über die andern spotten, sie selbst allen andern zum Spott dienen. Aber sie müssen nun diese Rolle spielen, die ihnen einst in ihrer Thorheit so über alles gefiel. Und diese Rolle ist ihnen jetzt um so peinlicher, als diese Tracht der Eitelkeit trotz aller Pracht und allen Pompes nicht einmal imstande ist, ihre Blöße zu verhüllen. Die Leute sehen ihnen durch die Kleider hindurch, und mögen diese auch turmhoch über einander geschichtet sein. Freilich ist die Blöße hier in der Hölle gleichsam ein Naturgesetz, das ohne Ausnahme für alle gilt, aber es ist doch ein großer Unterschied zwischen nackt sein und seine Nacktheit öffentlich zur Schau stellen, namentlich wenn man zur selben Zeit sich wegen eines übertriebenen Luxus verspottet sieht.

Ihr Modegecken auf Erden, könntet ihr doch, und sei es nur im Traum, auch nur eine einzige Minute lang dieses Schauspiel sehen! Ich glaube, ihr würdet von Grund aus geheilt werden.

Wunderbar genug — nein, eigentlich ist es doch nicht so wunderbar — die große Masse der Menschen ist der Meinung, daß alles, was unter den Begriff Eitelkeit gehört, die Modethorheit z. B., keine Sünde ist, sondern höchstens zu jenen kleinen, liebenswürdigen, auf jeden Fall leicht verzeihlichen Schwächen gehört, deren die menschliche Natur nicht wenige aufzuweisen hat.

Nun, an und für sich ist die Eitelkeit vielleicht kein Verbrechen, — ich sage vielleicht. Aber wie man das Ding auch drehen und wenden mag, die Eitelkeit kann nicht anders, sie muß zum Verderben und zu moralischem Elend führen. Durch sie entwickelt sich der Geist in einer falschen Richtung, das Leben kommt in ein verkehrtes Geleise. Der eigentliche Lebenszweck wird unseren Augen wie in einer Nebelwolke entrückt, unser Dasein spinnt sich ohne Wahrheit und ohne Frucht ab. Hat die Eitelkeit erst feste Wurzel in uns gefaßt, dann können wir selbst mit dem besten Willen nach keinem ernsten Ziel mehr streben; all unser Thun und Treiben ist nur Spiel und Tändelei. Schließt man endlich seine Augen, so hat man nichts ausgerichtet, aber tausenderlei versäumt oder schlecht gemacht. Wer hat jetzt die Stirn, zu wiederholen, daß die Eitelkeit kein Verderben und keine Gefahr in sich schließe?!

Ich sehe zurück über mein eigenes Leben. O, wie klar liegt es vor mir, wie klug würde ich sein, wenn ich es noch einmal durchleben könnte!

Eine andere in der Welt sehr verbreitete Ansicht ist die, daß es doch eigentlich sonderbar zugehen müsse, sollte man überhaupt in die Hölle kommen. Als ob dazu so viel gehörte! Ihr armen Kurzsichtigen, hört auf meine Worte: es ist unbegreiflich, wie wenig dazu gehört, um nach dem Ort der Pein zu kommen, das heißt, wenn man die Augen schließt, ohne seinen Erlöser gefunden zu haben. Ohne ihn kann eine Seele nicht die geringste Last von Schuld und Vergehen tragen, sie muß unterliegen; mit ihm dagegen, — ja, mit ihm wird sie selbst unter einer Bergeslast von Sünden sich aufrechthalten und gen Himmel fahren. Kennst Du den Erlöser? Ich frage als einer, der ihn nicht mehr kennt! —

Fast hätte ich Lust, Dir eine kleine Geschichte zu erzählen, die ich einmal irgendwo in Italien gehört habe. Aber gewisse Gründe halten mich davon ab; es giebt Dinge, mit denen man nicht scherzen darf, am allerwenigsten in der Hölle. Auch bin ich keineswegs zum Scherzen aufgelegt.

Indes, Dir könnte es vielleicht nützen sie zu hören, und mir, denke ich, kann es nicht schaden sie zu erzählen. Furcht ist es auch nicht, das meine Zunge bindet, sondern nur eine gewisse instinktmäßige Scheu oder eine Art Widerwille, oder wie ichs sonst nennen soll. Doch gleichviel, zu Deinem Nutz und Frommen will ich mich selbst bezwingen. Es ist nur ein Märchen, eine Art burleske Volkssage, aber es liegt eine tiefe und ernste Wahrheit darin.

Gott hatte von Ewigkeit her in seinem Rat beschlossen, den Menschen zu schaffen. Auch der Teufel kannte von Anbeginn diesen Willen Gottes. Und Gott führte seinen Ratschluß aus. Er schuf den Menschen, und es kostete ihm nicht die geringste Mühe, ihn mit allen Vollkommenheiten auszustatten; er schuf ihn einfach nach seinem Bilde. Dem Teufel dagegen kostete es die äußerste Anstrengung, um ausfindig zu machen, wie er dies Ebenbild Gottes verderben sollte.

„Jetzt habe ichs!" sagte Luzifer zu seiner Urgroßmutter. Diese saß in einer entlegenen Ecke der Hölle und strickte und strickte. Sie strickte Schlingen und Ränke und Fallstricke. Nur zu ihrem Vergnügen, denn sie könnte sehr gut ohne diese Arbeit leben.

„Jetzt habe ichs!" sagte Luzifer. „Ich will dem Menschen eine böse Begierde einflößen, so daß er sein Herz an das Verbotene hängt, an Ungehorsam seine Freude findet. Zu einem Missethäter will ich ihn machen!"

„Schon gut, Söhnchen, schon gut!" antwortete die Urgroßmutter meckernd. „Aber das verschlägt nichts. Die Begierde läßt sich in Zucht halten, und Gott der Herr ist der Mann dazu, das zu thun".

„Zum Henker auch!" rief der Teufel. „Na, dann will ich gründlicher darüber nachdenken". Und wieder fuhr er in der Hölle tiefsten Abgrund, den er seine Studierstube nannte. Hier saß er tausend Jahre mit der Hand unterm Kinn, und mit den glühenden Augen unverwandt vor sich hinstarrend. Er merkte nicht, wie die Zeit ging.

„Jetzt habe ichs!“ rief er, als er nach Verlauf von tausend Jahren wieder aus seiner Höhle heraus kam. „Ich will die Seele des Menschen mit Eigenliebe und Eigenwillen füllen. Ich will ihn ganz verblenden, so daß er nur auf sein eigenes Ich sehen soll. Zu einem Schurken will ich ihn machen, einem großen oder kleinen, je nach den Umständen“.

„Schon gut, sehr gut, Söhnchen!“ antwortete die Urgroßmutter. In demselben Augenblicke aber verlor sie eine Masche. „Ach bitte, nimm einen Feuerbrand, der ordentlich leuchtet! — So, nun hab ich sie. — Ja, Söhnchen, schon gut, aber das verschlägt nichts. Eigenliebe und Eigenwille können ausgerottet werden, und Gott der Herr ist der Mann dazu, um das zu thun“.

„Das ist doch eine verdammte Geschichte!“ brummte Luzifer. „Dann muß ich den Lumpenkram noch mal wieder vornehmen. Na, pazienza, was sein muß, muß sein!“ Und hinweg fuhr er, um in seiner Studierstube weiter zu grübeln.

Nach Verlauf von tausend Jahren kam er wieder und fand seine Urgroßmutter noch immer auf derselben Stelle strickend und in tiefen Gedanken. Sie war so alt, daß tausend Jahre fast gar keine Spur bei ihr hinterließen. Sie war nur ein wenig mehr auf ihrem Sitz zusammengesunken, und die Nägel an ihren Fingern waren ein unbedeutendes Stück länger geworden.

„Jetzt habe ichs!“ sagte der Teufel übermütig. „Ich will im Menschen Wohnung nehmen und alles in ihm um und um kehren. Sein Sinnen und Trachten soll nach dem Verkehrten stehen. Lüge soll er für Wahrheit halten, Laster für Tugend, Schande für Ehre. Kurz, ich will ihn zu einem Narren machen“.

„Mein Sohn, auch das verschlägt noch nichts“, antwortete die Urgroßmutter, indem sie mit ihrem einzigen Zahne den Faden durchbiß, da sie gerade eine Schlinge fertig hatte. „Da gehört mehr, weit mehr dazu. Was einmal umgewendet ist, kann wieder umgewendet werden; das Verkehrte kann recht werden, und Gott der Herr ist der Mann dazu, um das zu thun“.

„Aber nun habe ich bald keine Lust mehr", knurrte der Teufel. „Das ewige Studieren zehrt an den Kräften. Doch es wäre dumm, auf halbem Wege stehen zu bleiben". Und wieder war er weg.

Abermals verliefen tausend Jahre, ohne Almanach, und ohne daß überhaupt jemand wußte, wo sie geblieben sind.

Und wieder kam der Teufel zum Vorschein. Er sah wirklich etwas angegriffen aus. Die Urgroßmutter saß auf ihrem gewohnten Platz, aber wider Gewohnheit mit den Händen im Schoß. Sie hatte sich augenscheinlich nach ihrem Sohne gesehnt. Genie oder Dummkopf — sie hatte ja nur diesen einen.

„Jetzt habe ich es endlich!" rief Luzifer. „Ich will dem Menschen die Eitelkeit zur zweiten Natur machen. Nach Affenmanier soll er in sich selbst verliebt werden, und Affenkünste soll er treiben. Ich will ihn zu einem Narren machen, der Mensch soll dem Menschen zu Spott und Gelächter werden!"

„Hoho! jetzt hast Du's getroffen, Söhnchen!" kreischte die Urgroßmutter, und aus ihren roten Triefaugen blitzte die Freude. „Alles andere war gut, vortrefflich ausspekuliert, aber es hatte einen Fehler, und der war groß: es war nicht unschuldig genug. So begierig, verkehrt und thöricht der Mensch auch würde, er würde doch immer fühlen, daß es nicht ganz richtig mit ihm stehe; er würde Mißtrauen gegen sich selbst und die Welt bekommen, er würde wie ein Krieger im feindlichen Lande auf seiner Hut sein. Vergiß das Gewissen nicht! Und man weiß nie, was Gott dem Herrn in seiner endlosen Liebe zu diesem jämmerlichen Geschlecht alles einfallen kann.

„Mit der Eitelkeit aber ist es ein ander Ding. Herrliche Erfindung! O Eitelkeit, Deine Rolle wird groß auf Erden werden! Alles, was hierher gehört, sieht so unschuldig aus, erweckt nicht im geringsten Verdacht oder Unruhe. Was scheint wohl unschuldiger zu sein, als die Zeit tot schlagen, sich amüsieren, fröhlich unter den Fröhlichen und schön unter den Schönen sein, hübsche Kleider tragen, sich feiner, anmutiger Manieren befleißigen, seinen natürlichen und

erworbenen Gaben Anerkennung verschaffen? Der Eitelkeit wird der Mensch sich ohne allen Verdacht hingeben; durch die Eitelkeit werden Begierde, Eigenwille und Thorheit am ehesten über ihn Macht bekommen; auf dem Wege der Eitelkeit wird er in aller Unschuld den geraden Weg zur Hölle wandern. Es ist wahr, Gott der Herr kann, was er will; daran dürfen wir gar nicht zweifeln. Aber ich bin auch nicht von gestern, und ich meinesteils kann mir nicht vorstellen, wie Gott den eitlen Thor, der mit dem besten und ruhigsten Gewissen der Hölle zutrollt, von diesem Wege abrufen sollte".

Die Alte war ganz eifrig und gesprächig geworden. Sie schüttelte sich und ihre Knochen rasselten, so trocken waren sie. Ihre Haut schimmerte in fast allen Farben und hing in losen Falten um sie.

„Du machst mir Ehre, Söhnchen!" fuhr sie fort. „Es ist nicht mehr als billig, daß auch ich das meine zu der guten Sache beitrage. — Wenn ich nun die Haut wechsele, will ich sie ganz besonders schön für Dich präparieren. Sie soll so fein und geschmeidig und so bunt werden, daß jeder Narr die Augen nach ihr verdrehen muß. Deine Sache wird es denn sein, sie dem Menschen in die Hand zu spielen. Das wird Dir keine Schwierigkeiten bereiten. Mit seiner Affennatur wird der Mensch sich alles begierig aneignen, wenn es nur außergewöhnlich ist und Aufsehen erregt. Und Du Diavolino, wirst die Folgen davon sehen. Man wird einen neuen Götzen, die Mode, anbeten, man wird sie für das unschuldigste Ding von der Welt halten, und doch ist sie — ha, ha, ha — weder mehr noch weniger als meine alte, abgestreifte Haut! Und die Mode wird die Eitelkeit am stärksten nähren und das menschliche Leben an ein Nichts hängen. Jetzt wird der Narr im Menschen erst recht zum Vorschein kommen, in tausend bethörenden, ewig wechselnden Gestalten. — Aber nun muß ich mich doch ein wenig rühren, damit ich meine Haut gut abstreifen kann. Man wird ja ganz steif von diesem Stillsitzen".

Luzifer war entzückt. „Per baccho!" schrie er, „so ist denn die

Sache endlich in Ordnung! Nun kann Gott der Herr seinen Menschen schaffen, wann und wie er will".

Und seine Urgroßmutter auf den Rücken nehmend, fuhr er mit ihr in lustigen Sätzen hin und her durch die Hölle. Und die Urgroßmutter jubelte, daß sie vor Lachen beinahe geborsten wäre.

„Denk an die Haut", rief sie, „denk an die Haut, mein Söhnchen!"

IX.

Du wirst Dich vielleicht wundern, wenn Du mich über die Litteratur in der Hölle sprechen hörst. Einige wenige erklärende Bemerkungen werden indes genügen, um Deiner Verwunderung ein Ende zu machen. Die Sache ist nämlich einfach die: wie überhaupt alles spezifisch Schlechte, so fährt auch von geschriebenen und gedruckten Sachen auf Erden alles das zur Hölle, was moralisch schlecht oder anmaßend dumm ist. Zuerst kommen die Schriften, dann die Skribenten. Hiernach wirst Du einsehen, daß die Litteratur in der Hölle keineswegs arm genannt werden kann, wenngleich sie naturgemäß ziemlich einseitig ist.

Die schöne Litteratur ist sehr reichlich repräsentiert durch eine Menge seichter und schmutziger Romane. Alle zivilisierten Länder und Völker haben ihren Beitrag geliefert, jedoch nach einem sehr verschiedenen Maßstabe. Einige zeichnen sich durch die Quantität, andere durch die Qualität aus. Bezüglich der letzteren unterscheiden wir zwei Hauptrichtungen — Schulen kann man sie wohl gerade nicht nennen —: das Pikante und das Zotige. Jede Richtung hat ausgezeichnete Repräsentanten. Ich nenne keine Namen. Aber ohne Zweifel wird es bei den noch Lebenden eine freudige Überraschung verursachen, zu erfahren, welche außerordentliche Verbreitung ihr Talent gefunden hat, daß sie nämlich nicht allein für die Erde, sondern auch für die Hölle schreiben. Freilich müssen sie auf das Honorar des Höllenpublikums verzichten — wenigstens so lange,

bis sie sich persönlich hier einfinden. Dann wird sich dies, wie auch alles andere, von selbst ordnen.

Nach dieser sogenannten schönen Litteratur ist hier wie in der Welt große Nachfrage. Es giebt Menschen, die so zu sagen von nichts anderem leben. Aber die Seele ist noch nicht gefunden, welcher sie zur Erbauung gedient hat. Auf Erden ist ihr Nutzen nur gering, hier aber noch weit, weit geringer. Das ist natürlich. Denn auf Erden lassen sich die erhitzten Lüste und Begierden doch auf eine gewisse Weise befriedigen, hier aber giebt es keine Befriedigung, hier sind sie nur eine neue Quelle des Schmerzes und der Pein.

An theologischen Werken haben wir auch keinen Mangel, namentlich nicht an kritischen, dogmatischen und homiletischen. Mit Kasuistik sind wir ebenfalls gut versehen, aber diese bildet ja gleichsam eine Wissenschaft für sich selbst. Die alte Zeit ist der Hauptsache nach durch ein ungeheures Repertorium von Priesterlügen vertreten, die nach und nach in ein System von allerlei fanatischen Spitzfindigkeiten und von freien Phantasien über die gegebenen Themata der Religion gebracht sind. Die Blütezeit der neueren Litteratur fällt ungefähr mit Voltaire und den Encyklopädisten zusammen, bekommt aber mit Kant und seinen Nachfolgern einen neuen Aufschwung. Die französische Revolution ist, mit theologischem Blicke von der Hölle aus betrachtet, nichts anderes als eine neue Messiasgeburt, aber wie verschieden von jener ersten in Bethlehem! — Aus diesen Mitteilungen kannst Du Dir einen deutlichen Begriff von der Litteratur in der Hölle machen. Ja, hier hat man einen vortrefflichen Apparat, um sich einen vollständigen Unglauben heran zu studieren. Aber — selbst in der Hölle kann man auf Abwege geraten, selbst in der Hölle kann man etwas Schlimmeres fürchten. Theolog war ich nie, und hier am Orte der Pein werde ich auch keiner.

Es versteht sich von selbst, daß wir außerdem eine Menge Schriften von Ketzern haben, von verbrannten sowohl wie von unverbrannten, ferner von aufgeblasenen, verschrobenen, halb verrückten

Schwärmern, von all den falschen Propheten, die auf verschiedene Weise es darauf anlegten, aus der Religion Kapital zu schlagen. Als Neuigkeiten pflegen diese Schriften wohl eine Art lächerliche Aufmerksamkeit zu erregen. Aber es dauert in der Regel nicht lange, bis der Mann selbst kommt. Dann löst sich die Sache im allgemeinen auf eine sehr traurige, oder, wenn man will, auf eine für die Hölle sehr lustige Weise auf, und die neue Theologie und Glückseligkeitslehre beschränkt sich auf einen bestimmten Winkel in der Hölle, wo ihre Anhänger ein Dasein fristen, das natürlich weit verschieden ist von der auf Erden geträumten hohen Bestimmung.

Mit philosophischen Schriften sind wir weniger reich versehen. Im ganzen genommen sind die Philosophen höchst unschuldige Menschen. Entweder sind sie wirklich weise, also zugleich gut und fromm, oder aber sie sind einer Art stillen, vollkommen harmlosen Wahnsinns anheim gefallen. Nur insofern der geistige Hochmut sich vordrängt, sehen wir hier etwas von ihren Schriften. So haben wir hier einige recht interessante Versuche, wie man von einer Stube aus, acht Ellen im Quadrat, nicht allein die ganze Welt ausmißt, sondern das ganze Dasein in ein System bringt, alles was lose und fest ist, Zeitliches und Ewiges, und wie man mit einer Prise Tabak und einem Fingerknips die Rätsel des Lebens löst.

Nur beiläufig und gleichsam in Parenthese berühre ich das juridische Fach. Wenn ich ganz davon schwiege, könnte es wie Verachtung aussehen, und mit den Juristen mag ich nicht anbinden, selbst hier in der Hölle nicht. Die Sache ist die: so groß auch meine Ehrerbietung vor der Rechtswissenschaft ist, fehlt mir doch der entsprechende Sinn dafür. Das corpus juris ist nach meinem Dafürhalten ein verwickelter Knäuel von ungeheuren Dimensionen.

In langen staubbedeckten Reihen stehen hier die Werke der Rabulisten. Was diese eigentlich sind, ist mir nie recht klar geworden. Ich denke mir, daß die Rabulisten ungefähr dasselbe in der Rechtsgelehrsamkeit, was die Encyklopädisten in der Theologie

sind. Die Arbeiten der Rechtsverdreher erwähne ich nur, um zu sagen, daß sowohl ihre Feinheit wie ihre Plumpheit staunenerregend sind. Es versteht sich von selbst, daß hier ein Skandalprozeß nach dem andern ankommt, die Akten türmen sich zu Bergen auf. Sie bilden hier gleichsam einen großen Düngerhaufen; den Acker aber, welchen dieser Unrat düngen soll, wirst Du vergebens suchen. In der Welt hat er freilich segensreich gewirkt. Giebt es doch kaum eine Gemeinde auf Erden, die nicht ihren Blutacker hat.

Was das Gebiet der Kritik betrifft, so haben wir allerlei schmähliche Rezensionen, Produkte der Unwissenheit, des Neides, der Schadenfreude oder der reinen Bosheit. Es ist eine bekannte Thatsache, daß Rezensenten einen ganz besonderen Menschenschlag darstellen, dem nur wenig Menschliches anhaftet, in soweit nämlich, als nichts ihrer Natur ferner liegt als Humanität. Einige behaupten, daß man notwendigerweise Misanthrop sein müsse, um einen guten Kritiker abzugeben. Das ist doch wohl etwas zu viel gesagt. Andere kommen der Wahrheit ohne Zweifel näher, wenn sie behaupten, daß eine gute Portion Cynismus dazu gehört; denn bissig und gierig und neidisch sind die Rezensenten wahrlich in hohem Grade. Während ich auf Erden lebte, bildete ich mir meine eigene Meinung über diese Leute, will jedoch keineswegs behaupten, daß sie durchaus richtig ist. Noch heute bin ich der Ansicht, daß man sie allgemeinhin in zwei Hauptklassen einteilen kann. Der eine Teil besteht aus denen, die wohl die Fähigkeit zu urteilen haben, denen aber jegliche Lust dazu fehlt. Aus den Federn dieser Leute sieht man nur selten etwas, hier in der Hölle natürlich nie. Der andere Teil besteht aus solchen, die nicht den geringsten Anspruch auf Fachkenntnis und Talent erheben können, die aber doch mit aller Gewalt richten wollen. Diese überschwemmen die Welt mit ihren kritischen Produkten und beherrschen die öffentliche Meinung. Und von derartigen Leuten wimmelt es hier in der Hölle.

Diese letzte Klasse kann man wieder in zwei Unterabteilungen scheiden: in Rezensenten von Fach und Rezensenten aus Liebhaberei. Erstere sind größtenteils Leute, die sich selbst in der

Litteratur versucht, aber glänzend Fiasko gemacht haben. Sie sehen es daher als ihre Lebensaufgabe an, möglichst viele mit sich in den Kot und ins Elend zu ziehen, und versäumen keine Gelegenheit, verachten kein Mittel, um diese Aufgabe zu lösen, die Kritik ist ihr Handwerk geworden, das aber ein saures und bitteres Brot für sie ist. Sie leben und atmen nur, um Fehler zu finden, und, wo solche nicht zu finden sind, sie auf jede Weise hineinzulügen; Gift und Galle zu sammeln und auszugießen, das ist ihr Lebenselement. Diese Rezensenten sind die unbarmherzigsten. Es giebt — so hörte ich einst erzählen — keine wütendere Verfolgerin als eine Ratte, die selbst einmal Rattenfleisch geschmeckt hat. Beruht dies auf Wahrheit, so läßt es sich treffend auf diese Rezensenten anwenden. Sie haben nämlich auch einmal die Autorschaft gekostet und nähren deswegen den wütendsten Haß gegen die armen Autoren. Ich kann mich des Verdachtes nicht erwehren, daß seiner Zeit Cerberus nichts anderes war, als ein verstorbener Rezensent, der in drei Blätter geschrieben oder gebellt hatte.

Es wimmelt hier ameisenartig von dieser Menschensorte. Man flieht aber vor ihr wie vor tollen Hunden, denn sie ist lebensgefährlich bissig und zählt zu den schlimmsten Plagen der Hölle. Gar oft zeigen diese Subjekte unverkennbare Spuren nicht von Tollwut, sondern von Tintewut. Hie und da hat man es daher für gut befunden, ihnen Maulkörbe anzulegen.

Die andere Unterabteilung besteht aus jungen Leuten, nicht ohne Talent und Geist, aber entsetzlich grün; sie sind nämlich eben erst von der Schulbank gekommen. Diese müssen etwas Besonderes haben, woran sie ihr Mütchen kühlen können, deswegen legen sie sich aufs Rezensieren in diesem oder jenem Blatte. Etwas Böses bezwecken sie eigentlich nicht, sie sehen darin nur ein herrliches Mittel, um zu vergessen, daß sie noch kürzlich Kinderschuhe trugen, und um zu beweisen, daß sie jetzt zu den „Großen" gehören. Mit scheinbar wahrhaft göttlichem Gefühl besteigen sie den Thron, natürlich in einer Wolke verhüllt, und würdevoll geben sie ihr unfehlbares Urteil ab. Ich wiederhole: etwas Böses

bezwecken sie eigentlich nicht, diese grünen Herren Jungen; es ist ihnen selten um den Gegenstand selbst zu thun, die Hauptsache ist, amüsant zu schreiben, einige Witze zu reißen und Gelegenheit zu bekommen, sich selbst in olympischer Glorie darzustellen. Wie es dem armen Verfasser geht, ob er lebt oder stirbt, darum bekümmern sie sich im allgemeinen nicht; er ist nur eine Sprosse unter ihren Füßen, eine Ruhmesleiter, die zu unbegrenzten luftigen Höhen führt.

Man ist geneigt anzunehmen, daß die bösen Rezensenten hier in der Hölle auf gleicher Stufe mit den Mördern stehen, als geistige Mörder nämlich; jene machen sich des vorsätzlichen, diese des unvorsätzlichen Totschlags schuldig. Aber es verhält sich doch anders. Die bösen Rezensenten stehen hier in gleichem Rang mit den ungerechten Richtern.

Diese Rezensionen ermöglichen es uns auf gewisse Weise, die Weltlitteratur zu verfolgen. Sobald eine solche Kritik einläuft, wissen wir sofort, daß in der Welt ein gutes, oder auf jeden Fall ein unschuldiges Buch herausgekommen ist. Es versteht sich von selbst, daß wir hierdurch nur ein Zerrbild bekommen, die Erfindung der Buchdruckerkunst nur in ihren Schattenseiten kennen lernen. Aber an dergleichen sind wir gewöhnt, so geht es hier ja mit allem.

Auch an Tagesblättern, namentlich politischen, haben wir keinen Mangel. Es sind vor allem solche, bei denen es nur aufs Geldverdienen ankommt, oder solche, die sich verkauft haben, um irgend einem lumpigen Parteiinteresse zu dienen, überhaupt solche Zeitungen, die des eigenen Vorteils wegen sich kein Gewissen daraus machen, die öffentliche Meinung irre zu leiten oder sie in ihren Irrtümern zu bestärken. So oft überhaupt in einem Blatte ein skandalöser Artikel vorkommt, fährt er sofort zur Hölle, und zwar so schön ausgeschnitten, als ob eine Zensorenschere es besorgt hätte. Parlaments-, Landtags- und Reichstags-Korrespondenten liefern natürlich auch reichliche Beiträge dieser Art. Glaube mir, wir bekommen manch gute Rede zu lesen, sowohl von Ministern als auch von Abgeordneten, bald anmaßendes Gewäsch, bald kunstgemäß in

ein Stück geschweißte Lügen. Du siehst also, daß wir hier vollkommen — freilich in einer gewissen verkehrten Weise — instand gesetzt sind, den Ereignissen in der Welt zu folgen. Es macht einen ganz wunderlichen Eindruck, wenn wir sehen, wie bald dieser, bald jener unserer guten alten Bekannten auftritt, um mit wahren Donnerschlägen um sich zu wüten, und dann wieder verschwindet, als hätte er nie existiert. Unwillkürlich muß ich hierbei an eine lächerliche Sitte denken, die ich in Holland und anderen Ländern gefunden habe, nämlich am Fastnachtsmontag „die Katze aus der Tonne zu schlagen".

Aber alles dies kennst Du ja ebenso gut wie ich. Was Du dagegen nicht so gut kennst wie wir hier in der Hölle, das ist die Menge von Depeschen, Noten, Zirkularen, konfidentiellen Mitteilungen, die im Dienste der Politik zwischen den Kabinetten in der Welt ausgewechselt werden, zum größten Teil in falschen, hinterlistigen Absichten, — diese in den verbindlichsten und doch in äußerst vorsichtigen und zweideutigen Ausdrücken abgefaßten Aktenstücke, die beständig im Namen der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit reden, und dabei doch Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit geringer achten als einen sauren Hering, sobald nur der Vorteil oder irgend eine schlechte Leidenschaft ins Spiel kommt.

Der größte Teil dieser politischen Ergüsse gelangt nie zur Kenntnis der Welt, da sie direkt zur Hölle fahren. Freilich bekommen wir hierdurch manche merkwürdige Aufklärungen, die uns aber nur mit ohnmächtiger Erbitterung erfüllen. Eine Ahnung, die ich immer gehabt, ist mir hier zur Gewißheit geworden, die Ahnung nämlich, daß das falscheste, grausamste, ungöttlichste Wesen in der Welt die sogenannte höhere Politik ist.

Aus dieser Übersicht wird es Dir jetzt klar geworden sein, daß es uns hier in der Hölle keineswegs an Lektüre fehlt; aber ebenso klar muß es Dir auch geworden sein, daß in diesen unflätigen, giftigen Sudeleien nicht die geringste Nahrung und Erquickung zu finden. Nicht einmal zu flüchtiger Unterhaltung können sie uns dienen. Je mehr wir lesen, desto elender fühlen wir uns, desto zahl-

reicher tauchen die bösen Erinnerungen auf. Aber wir können nicht anders als uns Zerstreuung suchen, wir sind gleichsam gezwungen dazu, obgleich wir sehr wohl wissen, daß sie nirgends, nirgends mehr zu erlangen. — —

Nie fiel es mir während meines Erdenlebens ein, daß ich für irgend etwas zu danken habe, für Gesundheit, Wohlstand, gute Tage und dergleichen; alles dies genoß ich wie etwas, das sich von selbst versteht. Stellte ich überhaupt eine Betrachtung darüber an, so war es nur die, daß dies alles bei Licht besehen doch nur wenig zu bedeuten habe. Denn nie war ich zufrieden weder mit dem Leben, noch mit der Welt, noch mit mir selbst. Jetzt allerdings begreife und fühle ich, welcher Segen in allen diesen Gaben liegt, größerer Segen, als eines Menschen Zunge auszusprechen vermag, ja, um so größer, als wir ihn ganz unverdient genießen. Wenn ich jetzt zurückblicke, — und das muß ich ja beständig, denn vor mir liegt nichts, eines ausgenommen, und das ist entsetzlich: Gericht und Verderben — dann muß ich bekennen, daß die Wohlthaten selbst eines einzigen Tags des menschlichen Lebens zahllos sind wie die Sterne am Himmel. So reich ist das Leben! Gewiß giebt es auch viel Elend auf Erden — ich habe ja auch Ach und Weh darüber geschrieen, — aber alles Elend der Welt verschwindet in ein Nichts gegen das Elend, welches ich hier kennen gelernt habe. Von der Hölle aus betrachtet hat selbst der allerelendeste Mensch auf Erden für unendlich vieles zu danken. Eines Menschen Leben müßte, wie es auch gestaltet sein mag, ganz in Dankbarkeit aufgehen. Und wenn Du von allen Gütern der Welt nichts zurück behalten hast, als Luft und Licht und ein Stück Brot, so hast Du doch noch sehr, sehr viel, wofür Du dankbar sein mußt. Jetzt erkenne ich es, jetzt, da es zu spät ist. Hier in der Hölle giebt es nichts, gar nichts, wofür man dankbar sein könnte. Aber für Euch, die Ihr noch lebt, für Euch ist es noch Zeit, zur Erkenntnis der Wahrheit zu kommen. O, öffnet doch Eure Herzen für diese meine Worte, die voll von Pein für mich sind, Euch aber zum Segen gereichen können!

Du siehst wohl, wie ich unaufhörlich von bösen Erinnerungen

gequält werde; aber in welchem Umfange, davon kannst Du Dir keine Vorstellung machen. Meine entschiedenen Missethaten —, es ist selbstverständlich, daß die mich martern, sie liegen mir wie Steine auf dem Herzen, wie glühende Steine. An sie denke ich hierbei nicht. Aber auch diejenigen meiner Handlungen, welche nach dem Urteil der Welt nicht schwer ins Gewicht fallen, sind meinem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägt: jede kleine Unwahrheit, Falschheit, Ungerechtigkeit, jeder kleine Betrug, jeder Bruch an Treu und Glauben, und so fort bis ins Unendliche. Gleichsam mit Messern und Nadeln fallen sie über mich her und schneiden und stechen und zerreißen mich. Sie kamen mir einst so unbedeutend vor, daß ich ihrer kaum achtete, sondern sie sofort der Vergessenheit anheim geraten ließ. Aber sie hatten alle ihre Bedeutung, und jetzt machen sie diese ohne Gnade geltend. Sie waren ganz verschwunden, ich glaubte sie tot, mit jedem Jahr türmte sich ihr Grab höher auf. Aber in ihnen wohnte ein unvergängliches Leben, sie sind auferstanden vom Scheintode, und eine nach der andern treten sie plötzlich in so frischen, lebendigen Zügen vor mich hin, daß jede wie ein Schwertstreich meine Seele trifft.

Indem ich jetzt daran denke, Dir zum besseren Verständnis ein Beispiel zu geben, tauchen sie zu Hunderten in meiner Erinnerung auf. Das erste beste greife ich heraus. In letzterer Zeit werde ich unaufhörlich von dem kläglichen Blick eines kleinen, zerlumpten Knaben verfolgt. Wohin ich auch immer sehe, der arme Knabe steht oder liegt vielmehr vor mir und seine dunklen traurigen Augen schleudern eine Anklage gegen mich. Sie erinnern mich an einen Abend, da ich einen Spaziergang in den herrlichen Umgebungen meiner Vaterstadt machte. Ein kleiner Knabe lief mir zur Seite und bettelte mich an, etwas von ihm zu kaufen. Da ich nichts von seinen Sachen brauchen konnte, wies ich ihn zu wiederholten Malen ab. Doch der Knabe ließ sich nicht abweisen, sondern trabte hartnäckig neben mir her. Da riß mir zuletzt die Geduld, ich faßte ihn beim Arm und stieß ihn unglimpflich zur Seite. Etwas Böses beabsichtigte ich nicht damit, wenngleich ich gestehen muß,

daß meine Absicht in demselben Augenblicke ebensowenig eine gute war. Ich hätte mich ja auch auf eine sanftere Weise von dem Knaben trennen können, aber, um die Wahrheit zu sagen, ich war ärgerlich geworden und wollte nicht belästigt sein. Indessen muß mein Ärger sich doch in einer zu gewaltsamen Weise geäußert haben, denn der Knabe stürzte in den Schmutz nieder und fing leise zu stöhnen an, vielleicht weil er sich ein wenig gestoßen hatte, vielleicht weil seine Habseligkeiten teilweise verdorben waren. Als ich mich umsah, begegnete ich jenem kläglichen Blick aus einem Paar schwarzer Augen voll von Schmerz und Anklage. Noch hätte ich mein Unrecht leicht wieder gut machen können. Aber das fiel mir nicht im geringsten ein, ich schüttelte alles ab und ging schnell weiter.

Würde es wohl jemandem in der Welt einfallen, dies eine geradezu schlechte That zu nennen? Nein, ich bin davon überzeugt. Aber hier in der Hölle ist das Gefühl feiner. Daher kehrt nach Verlauf so langer Zeit jener kleine Knabe in meine Erinnerung zurück, um auch sein Teil zu meiner Qual beizutragen. Freilich ist das nur ein unendlich geringer Teil von meiner Pein überhaupt, aber jene That ist ja auch nur eine von hunderten, die unaufhörlich auf mich eindringen.

Aber nicht allein die schlechten *Thaten*, nein, jedes böse und schlechte *Wort*, das mir auf Erden entfuhr, kommt jetzt wieder, um mich zu quälen. Wie giftige Pfeile sandte ich die Worte einst aus, wie giftige Pfeile kehren sie zurück und bohren sich tief in mein Herz ein. O, wägt doch Eure Worte, ihr, die ihr noch eine lebendige Stimme habt! Unberechenbar ist es, wie viel Böses nur ein einziges Wort ausrichten kann. Und, wollt ihr nicht andere schonen, o, so schont doch euch selbst! Das letzte Ziel alles Bösen ist doch nur euer eigenes Herz!

Und nicht nur jede schlechte That, jedes böse Wort, selbst jeder böse *Gedanke* kehrt zurück und läßt mich nie Frieden finden. In der Welt hörte ich so oft sagen, daß nichts in der Natur verloren gehe. Ach, auch in der Welt des Geistes geht nichts, nichts verloren!

Aber außer dem Bösen, das ich gethan, tritt auch das Gute, das zu thun ich versäumt, nach und nach mit unbarmherziger Zurechtweisung vor meine Seele. Nicht zu zählen sind sie, diese meine Feinde und Ankläger! Sowohl was geschehen, als auch was nicht geschehen ist, nimmt Gestalt an und erhebt sich wider mich. Sie sind zahlreich genug, diese schauerlichen Gestalten, um eine ganze Welt zu bevölkern, und verlassen und verloren stehe ich in dieser von Grauen wimmelnden Welt! Das Gute, das ich nicht gethan, ach, es ist noch schlimmer als das Böse, das ich gethan habe! Denn die Versuchung zum Bösen war oft unendlich groß, es würde schwere Anstrengungen und Opfer gekostet haben, ihm zu widerstehen. Aber Gutes zu thun, hätte nur geringe, oder gar keine Anstrengungen gekostet. Jetzt liegt es handgreiflich vor mir, jetzt, da ich von der Hölle aus einen so klaren Überblick über die Welt und das Menschenleben gewonnen. Kein Mensch hat eine Entschuldigung für das Unterlassen von Wohlthaten; sind die Mittel und Gaben auch noch so beschränkt, die Gelegenheit dazu ist unablässig und in reicher Fülle vorhanden. Es kommt nur darauf an, daß man ein Herz dafür hat; im Herzen liegt die ganze Kraft und der ganze Segen. Durch eine wunderbare Vorsehung von ihm, dessen ganzes Wesen Liebe ist, ist in dieser Hinsicht nur ein geringer Unterschied zwischen arm und reich, hoch und niedrig. O, höret doch auf die Stimme eures Herzens, ihr meine Brüder und Schwestern, die ihr noch das Licht schaut! Folget doch der Stimme, damit ihr nicht einst das Opfer einer bitteren Reue werdet! Lasset keine Gelegenheit, Gutes zu thun, an euch vorüber gehen! Unbenutzt gelassen, werden alle Gelegenheiten einst zurückkehren, um als schwere Anklagen in alle Ewigkeit vor eurer Seele zu stehen.

Nicht zu den verhärteten Herzen spreche ich jetzt; diese kann nur Gott allein rühren. Aber es giebt weiche Herzen, nur eines Sonnenstrahls, eines warmen Hauches bedürftig, um sich zu öffnen. Mein Unglück in der Welt war nicht, daß ich ein hartes Herz besaß; im Gegenteil, ich ließ mich unter gewöhnlichen Umständen leicht dazu bewegen, Barmherzigkeit zu üben. Aber mein

Unglück war allzu große Liebe zu meinem eigenen Ich. Entweder sah ich nicht, was andere betraf, oder sah es so flüchtig, daß es sofort wieder vergessen war. Ach, wüßte ich doch nur, daß meine Erfahrung euch zum Heile gereichte, welche Linderung in meiner Qual würde dies Bewußtsein mir sein! Aber ich weiß es nicht. Und so gern ich es auch glauben möchte, muß ich doch daran zweifeln. Denn der Zweifel, der entsetzliche Zweifel ist einer der Hauptmartern in der Hölle Pein.

Einem unwiderstehlichen Drange folgend muß ich Dir noch ein Beispiel anführen. Wenige Häuser von meiner Wohnung entfernt lebte eine arme Familie in einem Keller. Wenn ich hier vorbei ging, fiel mein Blick oft unwillkürlich durch das Fenster in die Kellertiefe, wo ein in leiser Bewegung hin- und herschaukelnder kahler Kopf meine Neugierde erregte. Lange dauerte es, ehe ich auch das Gesicht zu sehen bekam. Der Kopf gehörte dem Familienvater, der in ausdauerndem Fleiße von morgens bis abends über seiner Arbeit gebeugt saß. Doch fesselte ihn augenscheinlich nicht allein die Pflicht, sondern auch das Interesse an den Arbeitsblock. Er hatte ein entschieden plastisches Talent und arbeitete in Holz für eine Spielwarenfabrik in der Stadt. Wunderlich genug zeichnete er sich namentlich im Schnitzen von allerlei wilden, reißenden Tieren aus. Ich sage: wunderlich genug, denn er selbst war eher alles andere als wild und reißend; nach dem Ausdruck seines Gesichtes zu urteilen konnte es keinen frommeren, sanftmütigeren und geduldigeren Menschen als ihn geben. Die Arbeit ging ihm rasch von statten; auf dem Fensterbrett vor ihm marschierten Löwen, Wölfe und Hyänen in immer neuen Scharen auf. Er selbst, ein unschuldiges Lamm, hatte seine Hauptstärke in der Fabrikation von Wölfen. Nichtsdestoweniger konnte er seine Familie, die schon groß war und fast jährlich noch neuen Zuwachs erhielt, nur mühsam ernähren. Und doch schien diese Familie sehr glücklich zu sein. Die Frau wusch, verkaufte Brennholz und warme Kartoffeln. So halfen sie sich treu gegenseitig und schlugen sich notdürftig durchs Leben.

Aber es kam eine Unglückszeit; die Spielwarenfabrik machte

bankrott. Ich sah nicht mehr die Glatze aus der Kellertiefe hervorscheinen, drinnen war es dunkel wie in einem Grabe. Wo war er geblieben? Nur einmal legte ich mir diese Frage vor, denn — nun, Du weißt ja, mein liebes Ich ließ mir keine Zeit, mich viel um andere Menschen zu kümmern.

Eines Tages aber auf einem Spaziergange vor der Stadt wurde meine Erinnerung wieder aufgefrischt. Ich sah nicht allein die Glatze wieder vor mir, sondern die ganze Person. Der ältliche, schwächliche Mann, der bis vor kurzem nur die allerleichteste Arbeit verrichtet hatte, mußte jetzt notgetrieben die allerschwerste übernehmen.

In einer Ziegelei fand ich ihn mit dem Formen von Mauersteinen beschäftigt; die Kniee wankten unter ihm und der Schweiß strömte ihm über die Stirn.

Es that mir leid um den armen Mann; auf diese Weise mußte er sich zweifellos zu Tode arbeiten. Er schwebte in ebenso großer Todesgefahr, wie wenn alle die Löwen, Wölfe und Hyänen, die er in seinem Leben verfertigt, lebendig geworden wären und sich gegen ihren Schöpfer gewandt hätten. Es traf sich, daß ich einmal Zeuge einer Familienszene wurde, die mich tief rührte. Die Frau brachte ihrem Manne Essen und hatte alle Kinder mit sich, eins auf dem Arme, mehrere an der Schürze, die übrigen hinter sich. Ich sah, mit welcher schmerzvollen Zärtlichkeit sie ihres Mannes Stirn trocknete, wie sich die Kinder an ihn anklammerten, und wie dankbar er für alle diese Fürsorge und Liebe war, und mit welch verzweifelter Anstrengung er seines armen Weibes und seiner Kinder wegen nach Kräften rang.

Dieser Anblick erschütterte mich. Auf dem Heimwege dachte ich bei mir selbst, daß ich etwas für diese arme Familie thun müsse. Ich konnte dem Manne eine Anstellung als Pförtner, Aufseher oder dergleichen verschaffen, wozu sich mir reichlich Gelegenheit bot. Es war also abgemacht, geholfen mußte dem Manne werden, und zwar schnell. Aber eine Geschäftsreise kam dazwischen. Als ich zurück-

kehrte, war die Sache vergessen, und als sie mir wieder einfiel, war es — zu spät. Die arme Familie war zu Grunde gegangen!

Ach, unsere Qualen hier kennen keine Grenzen! Ist es nur eine Einbildung, die mit zum Gaukelspiel der Hölle gehört, oder ist es wirklich eine Art Hellsehen, das den Bewohnern der Hölle eigentümlich ist, — nicht selten kommt es mir vor, als ob ich das von mir ausgegangene Böse auf seinem Wege durch die Welt verfolgen könnte, wie es sich in seinen Wirkungen fortpflanzt von Mensch zu Mensch, end- und grenzenlos. Ich will es nicht verfolgen, aber ich muß es, muß es verfolgen von Schritt zu Schritt, bis sich sinnverwirrend alles für mich in Eins zusammenschlingt.

Und entsetzlich sind diese Wirkungen, entsetzlich ist das Unglück, welches eine schlechte oder nur unbesonnene That, ja nur ein unbesonnenes Wort in der Welt anzurichten vermag. Das Unglück würde verhältnismäßig doch nur gering sein, wenn das Böse sich in einem Schlage entlüde, um in der Stunde der Geburt auch gleich zu sterben. Aber das ist nicht der Fall. Oft hat es eine wahrhaft dämonische Gabe, fortzeugend immer aufs neue Böses zu gebären; erst in seinen Folgen erkennt man die Macht des Bösen. Unglück folgt auf Unglück in nimmer endender Kette.

Ich muß hierbei an das böse Beispiel denken. O, welche furchtbare Macht liegt darin, furchtbarer, als irgend jemand sich vorstellen kann. Was ist das Böse, welches schlechte Menschen an und für sich in der Welt anrichten, gegen das Unglück, welches sie durch ihr böses Beispiel verschulden? Es ist ein wilder Strom der aus seinen Ufern getreten verheerend alles überschwemmt. Und lange nachher, wenn die Personen selbst schon gestorben sind, leben sie in ihren bösen Thaten noch fort zum Fluche vieler Geschlechter.

Und gerade darin hatte der Dämon in meinem Innern seine Stärke. Nach allen Seiten hin habe ich durch böse Beispiele fluchbringenden Samen ausgestreut, und ohne daran zu denken, bin ich Tausenden zum Verderben geworden.

Verstehst Du mich? Du wirst mich vollkommen verstehen, wenn Du nur einige kleine Erinnerungen anhören willst.

Eines Abends trat ich zufällig in einen Kreis von lustigen jungen Leuten, die zu einem festlichen Schmaus versammelt waren. Man bestürmte mich zu bleiben und den Glanz des Festes durch meine Anwesenheit zu erhöhen. Die hervorragende Rolle, die man mir hier in aller Aufrichtigkeit anbot, gefiel mir nicht wenig und ich verweilte also. Unter diesen Umständen fühlte ich mich natürlich auch verpflichtet, den größten Teil der Kosten der gesellschaftlichen Unterhaltung zu tragen, was mir an diesem Abend sehr leicht fiel. Ich war witzig und verstand es, die ganze Gesellschaft in der heitersten Stimmung zu erhalten. Toaste, Reden und Lieder wechselten mit einander ab. Endlich erhob auch ich mich, um eine Rede zu halten. Ich wußte, daß ich diesen jungen Menschen als eine Autorität galt, daß ich sie überreden konnte, alles, was ich wollte, zu glauben und zu thun. Ich trat also auf als einer, der aus der Quelle seiner reichen Erfahrung schöpfte. „Nur frisch gewagt!" war das Thema meiner Rede. Ich deutete darauf hin, wie viel ich in der Welt erreicht hätte, wie reich an Genüssen mein Leben gewesen sei: Alles sei die Frucht meines Wahlspruches: Nur frisch gewagt! In diesen Worten läge ein Schatz von Lebensweisheit, größer als alle Schätze Salomos. Daher könnte ich bei dieser Gelegenheit meinen jungen Freunden, denen die Welt sich erst öffne, nichts Besseres und Größeres sagen als: „Wag', wag' es nur, wage glücklich zu sein!"

Mit großer Begeisterung wurde diese meine Rede aufgenommen. Der Wein war stark, aber meine Rede noch stärker, man war berauscht von meinen Worten. Bei manchen verdunstete gewiß der Rausch bald wieder, aber wenigstens bei dreien oder vieren schlug der falsche Grundsatz an und sie gingen hinaus in die Welt mit einer Lebensregel, von der wenigstens drei Viertel Lüge war. Sie konnte ihnen nur zum Verderben gereichen, und nicht allein ihnen, sondern unzähligen anderen. Denn das falsche Lebensprinzip, das sich so groß und glänzend ausnahm, verpflanzte sich weiter und weiter von

Seele zu Seele. Ach, es verpflanzt sich noch, und ich sehe kein Ende!

Noch eine andere Erinnerung, eine der brennendsten: Einst hatte ich einen guten Freund auf dem Lande besucht und stand auf dem Sprunge, wieder abzureisen. Der Wagen hielt vor der Thür, und im Begriff einzusteigen, fiel mir ein, daß ich etwas auf meinem Zimmer vergessen hatte. Hastig eilte ich zurück und traf das Mädchen bereits beim Aufräumen. Sie war jung, von seltener Schönheit, kaum achtzehn Jahre alt. Was soll ich sagen? Plötzlich überfiel mich sinnliche Begierde, ich nahm sie in meine Arme und küßte sie. Züchtig aber riß sie sich los und flammenrot stammelte sie: „Herr, ich bin ein armes, aber ehrliches Mädchen!"

„Arm, mein Kind, bist Du arm?" antwortete ich. „Mit einer Schönheit, wie Du sie hast, besitzt man ein unermeßliches Kapital. Du könntest selbst das Herz eines Millionärs kaufen!"

So sprach ich im Leichtsinn des Augenblicks, ohne die Worte abzuwägen. Es war nur eine jener flotten Redensarten, von denen man namentlich in einem gewissen Alter einen so großen Überfluß besitzt.

Glühend stand das arme Mädchen vor mir. Doch ich fuhr im selben Geist und Ton fort:

„Und nun, mein schönes Kind, sollst Du mir zum Dank für die goldene Lehre, mit der ich Dich bereichert habe, aus freiem Willen noch einen Abschiedskuß geben. Wir sehen uns wohl nie wieder".

Sie widerstrebte. Aber ich war jung und hübsch, und verstand die Kunst zu locken aus dem Grunde. Kurz, das Ende war, daß sie sich umarmen ließ und mir noch einen herzlichen Kuß gab. Das Mädchen war ganz in meiner Macht; ich fühlte es in diesem Augenblicke. Aber der Augenblick war nicht mein, der Postillon blies ungeduldig in sein Horn. Ich mußte mich losreißen. Und gleichsam zum Beweise dafür, daß ihre Schönheit ein zinstragendes Kapital sei, drückte ich ihr ein Goldstück in die Hand.

Damals sah ich in meiner Handlungsweise nichts Böses;

Tausende würden an meiner Stelle vielleicht dasselbe gesagt und gethan haben. In Wirklichkeit aber hatte mein Leichtsinn etwas Entsetzliches begangen. Ich hatte nicht allein in das Blut, sondern auch in das Herz des jungen Mädchens Gift gegossen. Ihre Unschuld war dahin, und das Verderben hatte Wurzel in ihrer Seele geschlagen. Im Geiste verfolge und sehe ich jetzt, was weiter geschah. Sie war mit einem ehrbaren Handwerker verlobt. Bei ihm konnte sie ihr Kapital nicht nach Wunsch verzinst bekommen und folglich brach sie mit ihm. Für ihn ein harter Schlag, den er nur schwer überwand. Allein ging sie weiter, um ihr Schönheitskapital nutzbringend anzulegen. In die Kreuz und Quere spannte sie ihre Schlingen, aber so klug sie auch zu agieren meinte, endete es doch damit, daß sie selbst gefangen wurde. Einem schlauen Verführer fiel sie zur Beute. Doch das Prinzip an sich litt dadurch keinen Schaden; im Gegenteil, jetzt fing es erst zu wuchern an. Als Kurtisane setzte sie ihre Lebensbahn fort, und bald gab es keine gefährlichere, routiniertere als sie. Einem Thoren nach dem andern ward sie zum Verderben, und ihr Kapital trug unermeßliche Zinsen. Es gab eine Zeit, wo sie sich gleichsam in Gold wälzte, so ergiebig war die Ernte aus meinem ersten Dukaten. Aber reich wurde sie doch nicht, das Geld zerrann, wie es kam, in sinnloser Verschwendung. Und ehe sie es ahnte, war auch das Kapital selbst verpraßt. Noch eine kurze Zeit kämpfte sie, um sich aufrecht zu halten, unter den niedrigsten Verhältnissen. Dann war ihr Schicksal besiegelt, im tiefsten Elend endete sie. Doch hiermit nicht genug. Mit dem bösen Prinzip, welches sie mir verdankte, vergiftete sie auch absichtlich die Herzen anderer Frauen, und von Herz zu Herz pflanzte es sich weiter und weiter fort bis ins Unendliche: Schönheit ist Kapital! Mach' sie fruchtbringend, mach' sie fruchtbringend! —

So erging es ihr, mit der ich doch so wenig zu thun gehabt, daß ich nicht einmal ihren Namen kennen lernte. Wie mag es da so vielen anderen ergangen sein? Wie ist es Anna ergangen, gegen welche ich hundertmal mehr verschuldete? Wunderbar, mein Geist

läßt mich im Stich, so daß ich ihr Schicksal nicht verfolgen kann. O, es würde entsetzlich sein, wenn auch sie Sühne fordernd einst vor mich hinträte!

Ja, eine furchtbare Macht liegt in dem bösen Beispiel. Daher tragen namentlich diejenigen große Verantwortung, die in einem Kreise junger Menschen leben, denen sie in irgend einer Weise als Autorität gelten. Daher giebt es in der Hölle auch so viele schlechte Kindererzieher: Eltern, Lehrer, Hofmeister, Gouvernanten und wie sie sonst heißen. Zuerst kommen sie selbst zur Hölle; das kann natürlich nicht anders sein. Dann kommen zum großen Teil die armen Kinder, deren Verderben sie verschuldeten, nach diesen deren Kinder, und so immer weiter; Geschlecht auf Geschlecht steht sich nach und nach mit bitterer, schrecklicher Anklage gegenüber. Ich selbst bin ja unter diesen elenden Menschen, so daß ich zuständig bin, davon zu sprechen. Was meiner wartet, weiß ich. Namentlich an Martin denke ich. Armer Knabe, er wurde in bösen Beispielen auferzogen! Ich kann behaupten, aber leider nur in verwerflichem Sinne: was er geworden, dazu habe ich ihn gemacht. Was wird aus ihm und seinen Kindern werden? Auf Erden hatte ich keine Familie; ach, hier in der Hölle werde ich vielleicht eine große bekommen! Doch noch liegt ja das Leben vor ihm. Gott schütze ihn! Für ihn und seine Familie giebt es ja noch einen Erlöser!

Wie liebte ich ihn doch trotz seiner Unerzogenheit! Vielleicht war es reine Eigenliebe; ich liebte ihn vielleicht nur, weil ich in ihm mein eigenes Bild wiederfand. Aber eine wunderliche Liebe war es doch. Zuletzt mischte sie sich mehr und mehr mit Groll gegen ihn. Ich konnte nicht anders als ihm grollen, da ich sah, wie er schöner und liebenswürdiger aufwuchs als ich selbst, wie er nach und nach in allen Dingen mein glücklicher Nebenbuhler wurde. Und wunderbar, dieser Groll vergrößerte nur meine Liebe zu ihm. Namentlich ein Ereignis aus jenen Tagen steht lebhaft vor mir. Als er heranwuchs ließ ich mir vor allem seine körperliche Ausbildung angelegen sein; für den Geist ließ ich andere sorgen. Mit Fleiß und Ausdauer unterwies ich ihn in allerlei gymnastischen und

ritterlichen Übungen, in denen ich ein Meister geworden. Ich lehrte ihn fechten, schießen, reiten und andere Künste. Er war ungewöhnlich groß und stark, sein Körper von seltenem Ebenmaß. Noch nicht zwanzig Jahre alt glich er einem Athleten, der in Rom oder Griechenland Bewunderung erweckt hätte. Wir rangen fast täglich mit einander, und fast täglich merkte ich, wie er an Kräften zunahm. Bald kam eine Zeit, da ich nur zur Not mich mit ihm messen konnte. Aber es war nur eine kurze Übergangszeit. Eines Tags — noch heute erregt es mich, wenn ich daran denke — eines Tags verlor ich dreimal meine Stellung, er preßte mich in seine Arme, wie der junge Herkules den Löwen, und warf mich mit Macht zu Boden. Und von diesem Tage an blieb er mein Meister. Daß es so kommen mußte war ja vorauszusehen, denn meine Kräfte schwanden mit dem Alter, die seinigen aber wuchsen. Nichtsdestoweniger ärgerte es mich tief, und ich konnte es ihm nicht verzeihen. Aber — wer kann es erklären? — zur selben Zeit war ich dennoch innig stolz auf ihn, und voll leidenschaftlicher, zärtlicher Bewunderung!

Dieser Groll aber, den ich ungerechter Weise gegen ihn nährte, sollte leider gerechtfertigt werden, als er mich zuletzt aus der Gunst eines jungen Frauenzimmers verdrängte. Das war mehr, als meine Liebe zu ihm ertragen konnte.

Wird er kommen? Ich darf kaum daran zweifeln. Er gehört mir und ich bin in der Hölle. Dann werde ich die Antwort auf jene brennende Frage bekommen, mit der ich aus der Welt ging, und die hier in der Hölle unabläßig mein Herz versengt. Kann mir aber die Antwort wirklich erwünscht sein? Oft kommt es wie eine schreckliche Ahnung über mich, daß sie Entsetzliches enthalten müsse. Doch immerhin, und sollte ich damit gleichsam in einer Dosis alle Qualen der Hölle verschlucken, ich will und muß Antwort auf die Frage haben: Was hatte er mir zu offenbaren?

X.

Welche entsetzliche Stille herrscht hier in der Hölle zwischen diesen Tausenden, Millionen, Millionen von Millionen! Ich wähnte, daß diese Stille nur in der ersten Zeit so beänstigend wirke, aber man gewöhnt sich nie daran. Welch ein Kontrast zu der geräuschvollen, lustigen Erde! So wild auch das Leben unter uns auf und nieder wogt, hört man doch nicht einen einzigen Laut. Allerdings ist mit den Worten der Menschen auch ein Schall verbunden, aber dieser ist nur für die Ohren hörbar, für welche die Worte bestimmt sind. Doch wahrscheinlich ist auch das nur Einbildung; das Verständnis der Worte erschließt sich dem Hörer unmittelbar, und der sie begleitende Klang existiert nur in unserer Vorstellung.

Die Hölle ist voll von Tumultuanten. Kannst Du Dir vorstellen, welches Leben sie hier führen? Unordnung und Verwirrung können sie wohl hervorrufen, indes trotz aller Anstrengung vermögen sie nicht den geringsten Lärm zu verursachen. Und damit fehlt ihnen das Beste. Haben sie je ein verzehrendes Verlangen nach Betäubung gefühlt, so ist es in der Hölle der Fall; aber hier ist keine Betäubung zu ermöglichen. So fallen auch sie dem Drang ihres eigenen Herzens zum Opfer.

Heute hat es zum ersten mal geschneit. Aber dieser Schneefall verkündet keinen Winter; bei uns herrscht unveränderlich der tiefste Grad von Kälte in Verbindung mit dem höchsten Grad von Hitze. Es schneit vielmehr ganz kleine Kammerräte, Justiz- und

Staatsräte, Geheimräte, Wirkliche Geheimräte, Kammerherren, Exzellenzen, dazwischen viele Ritter der verschiedensten Orden. Eine bald darauf einlaufende Nummer der .... Zeitung gab uns vollständige Aufklärung über dies Ereignis. Es hatte nämlich in einem der Kleinstaaten auf Erden bei Gelegenheit einer Vermählung eine massenhafte Titel- und Ordensverteilung stattgefunden. Gerade die Kleinstaaten pflegen ja in diesem Punkte am freigebigsten zu sein. Man sollte doch bedenken, daß ein nur aus Rittern und Räten bestehendes Volk ins Reich der Märchen gehört. Und doch hat man es in manchen Staaten schon so weit gebracht, daß man den Besitz von Titeln und Orden nicht mehr für eine besondere Ehre ansieht, sonderen deren Mangel als eine Schande. Uns Bewohnern der Hölle kann es gleichgültig sein; wir halten wohl das bischen Schneegestöber aus. Denn mag es noch so stark schneien, die Schneeflocken lösen sich doch, als sei hier Tauwetter, in nichts auf und hinterlassen nur einen eigentümlichen, durchdringenden Geruch.

Doch zum Troste für die armen hohen und höchsten Herrschaften sei es gesagt, daß nicht alle Titel und Orden zur Hölle fahren. Einige von ihnen finden, obgleich das Ganze nur eine Eitelkeit ist, doch ihre bleibende Stätte auf Erden. — —

Mit der Zunahme des Lichts wächst auch beständig die Unruhe meines Herzens. In schreckensvoller Erwartung harre ich der Stunde, wo die Herrlichkeit jenseit des Abgrundes sich meinem Auge offenbaren soll. Das Paradies, von dem Orte der Pein aus gesehen, muß notwendigerweise die grauenvollste aller Qualen sein. Dieser Anblick wird wie ein Schwert durch meine Seele dringen. Und doch kann ich nicht anders als mich sehnen nach diesem Anblick, seufzen und rufen: Stoß zu! Hier ist mein armes, verlorenes Herz! — —

Gab es nicht einst etwas, das Vaterunser hieß, das ein Übermaß von Segen in sich schloß? Ja, ohne Zweifel! Ich quäle und plage und martere mich selbst, um es in meinem Gedächtnis aufzufrischen; es ist mir so, als ob es mir auf den Lippen läge, als

ob ich nur zu sagen brauchte: Vater unser, — so müßte das übrige von selbst folgen. Und ich sage diese zwei Worte immer und immer wieder, zwanzig mal, aber nicht eine einzige Silbe folgt ihnen, nichts, nichts. Dann kehre ich die Worte um und versuche aufs neue: Unser Vater — aber das ist ebenso vergeblich. Wohl weiß ich, wer dieser Vater ist. Aber er ist nicht mehr mein Vater, ich bin sein Kind nicht mehr. Und gleichwohl kann meine Seele es nicht lassen, die gesegneten Worte zu suchen, — sie ächzt und jammert unter dieser fruchtlosen Anstrengung. — —

Es ist doch gut, daß man sich hier seine Gesellschaft so ziemlich wählen kann. Ich wüßte nicht, wie ich es aushalten sollte, wenn ich mit all dem Gesindel und Pöbel zusammen leben müßte, ich meine mitten in dem wilden Schwarm von Dieben, Räubern und Mördern, Verrätern, Meineidigen, gemeinen Betrügern und dergleichen. Ich bitte Dich, keinen Anstoß daran zu nehmen, daß ich „Gesindel und Pöbel" sage. Die Vorurteile, Gewohnheiten und leichtfertigen Redensarten der Erde hängen noch fest an uns und selbst mit dem besten Willen können wir ihrer nicht Herr werden. In Wirklichkeit sind wir ja um nichts besser als jene; das weiß ich sehr wohl. Zwischen uns und der großen Menge besteht kein anderer Unterschied als höhere Intelligenz und die sogenannte Bildung, auf die wir auf der Erde so stolz waren. Unsere Missethaten können ebenso groß sein als die jener, aber sie sind nicht so plump, ja zu einem großen Teil sehen sie sogar ganz gefällig und einnehmend aus. Daher sprechen wir, wie früher, so auch jetzt von Pöbel und Gesindel und wir wählen unsere Gesellschaft so gut wir können. Das Gesindel besteht, wie bemerkt, aus Dieben, Räubern, Mördern, allerlei gemeinen Schurken, allein unter uns findet man nur Verführer, Wollüstlinge, Geizhälse, Hochmütige, feine glacétragende Betrüger, mit einem Worte lauter anständige Leute. Auch in der Hölle gilt das Sprichwort: „Gleich und Gleich gesellt sich gern". Das Menschliche an uns wird vorzugsweise durch die Sympathie repräsentiert. Dieser Instinkt des Geistes ist jetzt mehr als je zuvor bei uns entwickelt; mit seiner Hilfe bestreben wir uns,

alles das von uns auszuschließen, was nicht in unseren Kreis hinein paßt. So schwer uns auch die Durchführung dieser aristokratischen Grundsätze fällt, verfolgen wir sie doch mit der peinlichsten Genauigkeit. Wir verbannen nicht allein das Gemeine, sondern auch das Häßliche und Anstößige, ohne alles Ansehen der Person.

So kam vor längerer Zeit eine reizende junge Frau hierher. In wenigen Worten ist ihre Geschichte erzählt. Sie hatte ihre alte halbblinde Mutter verlassen, um ihrem Geliebten, einem leichtsinnigen Kunstreiter, durch die Welt zu folgen. Sie stirbt plötzlich, mitten im Rausch der Leidenschaft, folglich schlägt sie ihre Augen hier in der Pein auf. Ein kalter Schauder durchrieselt sie immerwährend, und brennende Sehnsucht verzehrt sie. Ihre Sehnsucht ist natürlich geteilt zwischen der Mutter, die sie nie wiedersehen wird, und dem Geliebten, welchen sie mit schmerzlichem Verlangen erwartet. Und doch, sie liebt ihn ja, darf sie dann auf ein Wiedersehen an dieser Stätte hoffen? Sie kann nicht anders, sie muß diese grausame Hoffnung hegen, in ihr allein lebt und atmet sie. Und kommen muß er, denn sie haben sich ja ewige Treue geschworen. — Aber lange, lange muß sie warten. Und während dieser ganzen Zeit der bangen Erwartung kommt er, der Herrliche, ihr nie aus Augen und Sinn, er ist der Held aller ihrer Träume. Sie sieht ihn natürlich so, wie sie ihn zuletzt gesehen, in der Fülle der Jugend, Schönheit und Kraft, in glänzendem Kostüm, siegesbewußt lächelnd unter dem Jauchzen der Menge durch die Arena fliegen. Endlich kommt er, aber — mit Krücke und Stock, mit triefenden Augen und schlotternden Knieen. Leidenschaft, Lust, Liebe, — alles ist längst in ihm gestorben. Welch ein Wiedersehen! Sie bebt zurück vor diesem Schatten. Ist das ihr Geliebter, den sie nie anders gesehen als strahlend in Schönheit und Jugend? Aber auch jetzt noch muß sie ihn mit ihren Liebkosungen verfolgen. Vergebens wehrt er sich dagegen, vergebens flieht er sie; sie hängt an ihm, wo er geht und steht. Kurz, dieser Anblick wurde schließlich unerträglich für uns. Bisher war die junge Frau eine der Unsrigen gewesen, jetzt aber

konnten wir sie nicht länger in unserem Kreise dulden. Bald nach seinem Eintreffen wurden sie beide aus unserer Mitte verbannt.

Überhaupt ist eines der größten Übel, woran die Welt leidet, übergroße Liebe. Sie liefert — wer sollte es wohl glauben — der Hölle das größte Kontingent. Echt und gesund ist diese Liebe nicht, denn sie hat ihre Quelle nicht in einer höheren, in der ewigen Liebe. Es hängt soviel davon ab, was und wie man liebt.

Vor kurzem gelangte eine Frau in die Hölle, die nicht mehr ganz jung, aber noch hinreißend schön war, eine blauäugige, blondgelockte, schmachtende Schönheit. Und warum mußte sie zur Hölle fahren? Ja, es gab keinen anderen Grund als ihre allzugroße Liebe zu ihrem Manne. Rührend war es zu hören, wie sie ihm alles geopfert hatte. Und er — er verdiente diese Liebe nicht. Ihr Verbrechen war, daß sie ihm zu viel, ja allzuviel geopfert hatte, nicht allein sich selbst und die ganze Welt, sondern auch ihren Gott. Ihren Mann hatte sie an Gottes Stelle gesetzt, er war ihr Abgott geworden — zu ihrem eigenen Verderben. So groß und rührend ihre Liebe auch erschien, im Grunde war sie doch als eine stark egoistische Neigung nur verwerflich.

In der Hölle martert sie die Sehnsucht nach ihrem Manne. Sie hat in ihrem Leben nur ein Gefühl gekannt, daher kennt sie jetzt nur eine Qual. Endlich kommt der Mann, aber — mit einem Herzen voll von einer andern Leidenschaft. Ist ihre Strafe nicht furchtbar hart? Selbst in der Hölle erweckt ihr Los Teilnahme. — —

Nicht wahr, Du glaubst mir, daß hier alles, alles nur Qual ist? Es giebt nur einen einzigen Augenblick, wo alles, was in uns ist, alle die tausend Schmerzen zur Ruhe kommen. Aber das glaube nicht, daß wir uns je eines ganz schmerzlosen Augenblicks erfreuen. Die gewöhnlichen Schmerzen allerdings schlummern gewissermaßen ein, aber eine unbeschreibliche Angst tritt an ihre Stelle, ein Grauen, das wir sonst nicht kennen. Es fährt nämlich dann und wann ein fürchterliches Entsetzen durch die Hölle, ein ungeheuerlicher Schrecken, desgleichen die Welt nie geahnt. Alles stockt und erstarrt und

verstummt in Grauen und Beben. Es geht etwas entsetzlich Unheimliches vor. Man sieht es nicht, aber man fühlt es. Und alle wissen, was es ist. Es ist der Satan, der Musterung abhält über die Seelen in der Hölle. Noch hat er keine Macht über eine einzige, denn das Urteil ist noch nicht gefällt. Aber er versteht zu warten. Er freut sich über den Zufluß, — ist doch der Abfluß einst sicher genug. Er freut sich wie der Hirt, der seine Herde betrachtet, wenn auch die Zeit des Schlachtens noch nicht gekommen ist. Er weiß ja nur allzugut, daß die Zeit kommen muß, wo eine Herde ohne Zahl zur Linken des Allmächtigen stehen wird, und daß diese Herde sein ist für alle Ewigkeit. — —

In meiner Jugend war ich oft auf dem besten Wege, ein christlich gesinnter Mensch zu werden. Aber das eigentliche Ziel erreichte ich nie. Die Erinnerung daran hat etwas unaussprechlich Qualvolles, aber zugleich etwas unaussprechlich Rührendes für mich. Vor allem war Lili das Werkzeug für diese Gnade Gottes. Gleich in der ersten Zeit, als ich meine Augen auf sie warf, bekam sie eine gewisse unerklärliche Macht über mich. Sage nicht, daß es meine böse Lust gewesen, die mich unter ihren Einfluß brachte. Nein, es war etwas Besseres, es war eine wahrhaft heilige Macht. Alle Kinder, glaube ich, haben etwas davon, aber Lili stand in der Fülle dieser Macht.

Im Winter pflegten wir nach Tisch noch eine Weile in der Dämmerung versammelt zu sitzen; nur das Kaminfeuer erleuchtete spärlich das Zimmer. Meine Mutter hielt dann gewöhnlich ein kleines Mittagsschläfchen, während Lili und ich uns wachen Träumereien hingaben. Aber wie verschieden waren die Regionen, in denen wir uns bewegten! Stundenlang hätte ich so dasitzen und Lili betrachten können, die ihren Platz mir gegenüber in unmittelbarer Nähe des Kamins auf einem niedrigen Taburett innehatte. Ich saß im Dunkeln und konnte nicht beobachtet werden, was meinen Genuß noch vollkommener machte. Sie hatte gewöhnlich ihre Hände vor dem Knie gefaltet; das war in ernsten Stunden ihre Lieblingshaltung. Wie schön war sie, namentlich bei dieser

Beleuchtung! Ein wenig bleich, aber desto edler. Der Schein des Kaminfeuers brach sich in ihren großen dunkeln Augen, die in wunderbarem Glanze leuchteten. Ihre Züge schienen verklärt. Dann und wann verriet ein Seufzer oder ein tieferer Atemzug, wie lebhaft ihr Geist beschäftigt war. Ich verzehrte sie mit meinen Blicken. Wenn in den Lehren von Sympathie und Magnetismus etwas Wahres liegt, müßte sie es empfunden haben. Wer weiß? Manchmal wurde sie wirklich unruhig unter meinem Blick; ich gewahrte, wie sie gegen einen ihr unbewußten, mächtigen Einfluß kämpfte. In solchen Augenblicken fühlte ich mich versucht, zu ihr hin zu stürzen und sie an meine Brust zu reißen. Doch ich bezwang mich, denn damit hätte ich mir meine Freude nur verderbt.

Aber zuweilen saß Lili bei mir, und wir verbrachten dann die Dämmerstunde in leichter, vertraulicher Unterhaltung. Eines Abends fragte ich sie, woran sie denke, wenn sie so still dasäße und ins Kaminfeuer blicke.

„Woran ich denke?" wiederholte sie mit ihrer sanften Stimme. „Ja, Otto, das sind sehnsuchtsvolle, von Lust und Leid durchwebte Gedanken. Mir ist, als ob ich weit, weit hinwegflöge, nach fremden Landen, über große Meere, ja nach anderen Welten hoch über den Sternen. Ich fliege nach Louisiana, dem schönen Land, wo alles anders ist als hier, reicher, größer, herrlicher, wo man keinen trüben Winter kennt. An dem großen Strom liegt dort ein Haus mit Säulenhalle und Veranda, von Pinien und Platanen umschattet. Dort stand meine Wiege, das war mein Heim in meiner fröhlichen Kindheit. Ich wandle durch die hohen prächtigen Zimmer, das Haus ist leer. Meine armen Eltern finde ich dort nicht. Ich eile durch den blühenden Garten, durch den schattigen Hain, über lachende Fluren, aber nirgends findet mein Fuß eine bleibende Stätte. Und keine Seele will mich als Landesschwester anerkennen. Schwarze Menschen durchkreuzen hier und da meinen Pfad, ich bleibe stehen, um sie zu fragen. Aber alle schütteln sie traurig das Haupt und eilen an mir vorüber.

„Betrübt wende ich mich fort von diesem schönen, indes so öden

Land und fliege wieder zurück übers Meer. Und rast- und ruhelos, ohne zu ermüden, eile ich von Land zu Land, sehe viele wunderbare Dinge und wechsele flüchtige Worte mit vielen guten und lieben Menschen. Aber etwas vermisse ich überall. Drum hebe ich mich höher und höher in schwebendem Flug über die Wolken, ja, über den Mond und die Sterne. Meine Sinne scheinen zu schwinden. Und plötzlich ruhe ich in dem lieblichsten Garten.

„Ich glaubte, es gäbe nichts Herrlicheres als Louisiana, mein Heimatland, aber hier ist es noch viel, viel schöner. Denn hier ist das Paradies, Gottes eigener Garten. Hier finde ich endlich meine Eltern; ich wußte ja, daß ich sie einst wiedersehen würde. Und hier kann ich Ruhe finden, hier giebt es nichts mehr, wonach die Seele sich sehnt. Vater und Mutter erzählen mir, wie glückselig sie sind und wie innig sie mich lieben".

Mit leuchtenden Augen hatte Lili bis hierher erzählt, dann seufzte sie auf und fuhr fort:

„Wenn aber dann der Diener mit Licht eintritt, thut es mir ordentlich weh. Mir ist, als ob ich dann plötzlich niederstürzte und hart zu Boden fiele. Verwirrt blicke ich umher, ich muß mich besinnen, wo ich bin. Ich fühle mich so eigentümlich matt und arm. Alles, alles um mich her ist so armselig und so nichtig. — Verstehst Du mich, Otto?"

Ja, ich verstand sie wohl; das waren recht dumme Träume. Diese Abendstunden waren gar nicht gut für sie. Aber davon sagte ich natürlich nichts.

An einem andern Abend als wir so beisammen saßen, fragte sie mich plötzlich: „Otto, was gehört dazu, um glücklich zu sein?"

Die Frage überraschte mich in hohem Grade; aber ich faßte mich schnell und antwortete ziemlich prosaisch:

„Dazu gehört ein frommes Herz, eine gute Gesundheit, ein freundliches Heim, wo nichts fehlt, eine Auswahl von Freuden und endlich einige gute Menschen, die uns lieben".

„Das habe ich alles und noch mehr. Bin ich also glücklich?"

„Ja, teure Lili, bist Du es nicht?" fragte ich verwundert.

„Ich weiß es nicht", antwortete sie nachdenklich. „Es fehlt noch etwas, könnte ich nur sagen, was. — Niemandem auf der Welt bin ich zu Nutz und zur Freude".

„Wie kannst Du nur so sprechen, Lili? Bist Du nicht die Freude meiner Mutter und meine Freude? Und zum Nutzen bist Du auch da. Wie soll übrigens ein kleines Mädchen, wie Du es noch bist, der Welt nützen können? Es soll sich nur Mühe geben zu wachsen, etwas zu lernen, fromm und gut zu werden, damit es dereinst imstande ist, seine Bestimmung zu erfüllen, Segen auszubreiten. Doch, wie ich sagte, Lili, bist Du nicht eine große Freude für mich und meine Mutter?"

„Ihr bedürfet meiner nicht. Es giebt aber so viele, die —"

„Auch wir bedürfen Deiner, Lili. Nach Liebe sehnt man sich immer".

Lili schüttelte still ihr Haupt.

„Was kann ich Dir und ihr sein, Otto? Sie ist Deine Mutter und Du bist ihr Sohn. Aber was bin ich? Ich gehöre ja eigentlich gar nicht zu Euch. Ihr fandet mich und nahmt mich auf, das ist das Ganze".

„Was Du bist? In erster Linie bist Du meine kleine liebe Freundin, die ich nicht verlieren wollte, und gäbe man mir ein ganzes Königreich für sie".

„Freundin, ja, was ist das?" sagte sie nach einer Pause vor sich hin, gleichsam träumend.

„Das will ich Dir sagen. Eine Freundin ist ein zärtliches, liebreiches Wesen, das einem nicht allein sein Herz, sondern sein Leben weiht, das allen Kummer mit einem teilen will, das einem das Lächeln wiedergiebt, wenn man betrübt ist, und das zu andern Zeiten Freudenthränen den Augen entlocken kann. Eine Freundin, eine wirkliche Freundin ist der größte Schatz, den es auf Erden giebt".

Verwundert sah Lili mich an. „Ich verstehe Dich nicht", sagte sie.

„Das ist jetzt auch nicht notwendig. Es wird eine Zeit kom=

men, wo Du mich verstehen wirst. Aber jetzt gleich frage ich Dich, willst Du meine liebe, kleine Freundin sein?"

Sie bedachte sich, dann hob sie ihr schönes Haupt auf, sah mir mit ernstem Blick in die Augen und sagte freimütig:

„Ja, ich will Deine Freundin sein, dann bin ich doch wenigstens etwas".

„Mehr, als Du selbst weißt, Lili", antwortete ich.

Von dieser Stunde an schwebte gleichsam ein kleines süßes Geheimnis zwischen uns. Oft, wenn ich an ihr vorüberging oder mich von ihr verabschiedete, flüsterte ich: „Meine Freundin!" Und sie lächelte dann, wie nur Engel lächeln können, und leise gab sie zurück: „Mein Freund!"

Wie schön waren diese Stunden der Abenddämmerung, wenn ich an ihrer Seite saß, ihr seidenweiches Haar streichelte, mit ihren Locken spielte, ihr feines zartes Händchen in den meinen hielt! Aber — ich muß es gestehen — oft fühlte ich eine Art Eifersucht, wenn sie in ihre Träume versank, in denen ich doch keine Rolle spielte.

Eines Abends — es ist wunderbar, wie unauslöschlich sich mir alles eingeprägt hat, jedes Wort, jeder Blick sogar — eines Abends fragte ich sie: „Hast Du mich auch wirklich lieb?"

„Wie sollte das anders sein, Otto? Ich habe weder Vater, noch Mutter, außer Dir und Tante kümmert sich niemand in der weiten Welt um mich. Sollte ich Euch denn nicht von ganzem Herzen lieben?"

„Das weiß ich, Lili. Aber könntest Du mich nicht noch lieber gewinnen?"

„Vielleicht", gab sie nachdenklich zur Antwort.

Sie war damals ungefähr erst zwölf Jahre alt; in solchem Alter pflegen die Worte noch zwanglos dem Munde zu entschlüpfen. Auch Lili konnte bisweilen in recht kindlicher Weise plaudern, aber in ihren Gesprächen mit Erwachsenen bildete sie einen auffallenden Kontrast zu anderen Kindern. Ihre Antworten verrieten unge-

gewöhnlich scharfes Nachdenken, und die Zuversicht, mit der sie sprach, drang immer tief zu Herzen.

„Vielleicht“, antwortete Lili und sank in Gedanken.

„Was muß ich denn thun, damit Du mich noch lieber gewinnst?“

„Sieh, Otto, ich habe weder Vater noch Mutter, aber das Wort Gottes lehrt mich, daß ich viele, ja unzählige Brüder und Schwestern habe. Ich habe sie, aber ich kenne sie nicht, und sie mich nicht. Ich bin nur ein Kind, dem nichts anvertraut ist und das nur wenig von der Welt weiß und sieht; Du aber, Otto, hast Gaben und Einfluß, und Dein Weg führt Dich ins Leben. Willst Du mir denn eines versprechen? So oft Du draußen einige meiner armen Brüder und Schwestern findest, denen es kümmerlich geht, so sei ihr Schutz und erbarme Dich ihrer um Gottes- und meinetwillen! Oder, willst Du wahrhaft gut und lieb sein, so suche sie auf und nimm mich mit, so oft Du kannst, daß wir zusammen sie besuchen, sie trösten und ihnen helfen nach unseren Kräften. Willst Du mir das versprechen? Sage ja und Du wirst mein liebster Freund auf Erden sein“.

Meine Augen waren feucht von Thränen geworden, ich konnte nicht gleich antworten. Nach einer Pause sagte ich:

„Wenn ich nun thue, warum Du mich gebeten, willst Du dann, Lili, mich sehr, sehr lieb haben?“

„O, Otto, ich kann nicht sagen, wie sehr!“

„So verspreche ich Dir feierlich, daß ichs thun werde; aber nun mußt Du auch recht froh sein, meine liebe, fromme Schwester, und nicht so viel an traurige Dinge denken. Sieh mich einmal an und zeige mir, wie vergnügt Du aussehen kannst“.

Und sie sah mich an und lächelte in einer so überirdischen Seligkeit, als hätte ich ihr die ganze Welt und das Himmelreich dazu gegeben.

Merkst Du nicht deutlich, daß ich auf dem besten Wege war, ein guter Mensch, überhaupt ein Mensch zu werden? Obgleich es nur ein niedriges Trachten war, das mich von Anfang an an Lili

knüpfte, ist doch die Macht des Guten selbst in einem schwachen Kinde so groß auf Erden, daß ich den segensreichen Einfluß dieses Kinderherzens zu spüren begann.

Ich sah mich wirklich nach Lilis armen Brüdern und Schwestern um. Um Barmherzigkeit zu üben, brauchte ich mir keine Gewalt anzuthun, denn ich war, das darf ich wohl sagen, von Natur aus gutmütig und wohlwollend; ja, um Lilis willen fand ich sogar eine gewisse Freude am Wohlthun.

Wenn wir dann wieder vertraulich in der Abenddämmerung zusammensaßen, erzählte ich ihr, wie es mir geglückt sei, für diesen oder jenen etwas Gutes auszurichten. Ich schilderte die Not der armen Menschen, ihre Freude, ihre Dankbarkeit. Wie strahlte dann ihr Antlitz! Nicht selten ließ ich sie mit mir gehen in die Wohnungen des Elends, und ich fand ein Vergnügen darin, mich bei solchen Gelegenheiten ganz ihrem Willen zu fügen. Es war wunderbar, wie sie stets das Rechte zu treffen wußte.

Aber — muß ich es erst bekennen? — in Wirklichkeit wurde ich kein besserer Mensch. Lili hatte mein Herz geweckt, aber das Fleisch war allzustark, und die Welt hielt mich zu fest. Alles, was ich that, war genau betrachtet nur ein Spiel mit frommen Gedanken.

Als wir uns trennten und ich ins Ausland reiste, nahm ich mich ihretwegen gelegentlich noch der Unglücklichen an. Aber das war nur ein Götzendienst mit einer mir teueren Erinnerung, der Erinnerung an sie, die einst die meine werden sollte, ja, es schon war. Womit sollte ich auch sonst die Briefe ausfüllen, die ich vom Ausland aus an sie schrieb? Ich wußte ja, daß ich durch nichts anderes ihre Seele besser fesseln konnte. Ich betrog sie, vielleicht auch mich selbst, aber Gott konnte ich nicht betrügen. —

Eines Tages fand ich Lili weinend. Still saß sie da, die Hände im Schoß gefaltet; langsam fiel eine große Thräne nach der andern auf ein Buch herab, das aufgeschlagen vor ihr lag. Es war die Bibel.

„Aber, teure Lili, was fehlt Dir denn?“ rief ich. „Warum bist Du so traurig?“

Sie blickte mich mit ihren frommen feuchten Augen an, trocknete hastig die Thränen und antwortete: „Ich bin nicht traurig, lieber Otto“.

„Aber Du weinst ja!“

„Das ist nicht vor Kummer, sondern vor Freude. Sieh, was ich gefunden habe“.

Ich beugte mich über die Bibel und las:

„Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf“.

Ich wußte nicht gleich, was ich sagen sollte. Einerseits rührte es mich, aber andererseits war es mir nicht recht, daß sie in der Bibel las und beständig ihre Eltern vermißte, da sie doch mich und meine Mutter hatte. Aber davon schwieg ich und antwortete nur:

„Ja, das ist ein herrliches Wort und wie für Dich geschrieben. — Aber weinen darfst Du nicht, Lili, nicht einmal vor Freude. Komm, sei nun wieder vergnügt! In einer Viertelstunde kehre ich zurück, dann wollen wir zusammen ausgehen“.

Und als ich wieder kam, lag, wie gewöhnlich, ein stiller Ausdruck des Friedens über ihr. Doch von diesem Tage an standen die Worte: „Aber der Herr nimmt mich auf“ in ihrem Herzen eingegraben. Das verbarg sie nicht. Auch mir gaben diese Worte zu denken, doch nur kurze Zeit, dann schlug ich sie mir aus dem Sinn.

XI.

„Amüsement!“ — Das ist eins der stehenden Losungsworte in der Welt. Doch liegt hierin noch nichts geradezu Schlechtes. Ein Thor, der die Quelle der Freude sprudeln lassen wollte, ohne daraus zu schöpfen! Aber immer und ausschließlich nur an Vergnügen zu denken in einem so ernsten Dasein, das voller Not und Elend große Forderungen stellt — das ist unbedingt vom Bösen. Und dahin scheint die Welt gekommen zu sein. „Womit sollen wir uns amüsieren?“ Diese Frage geht Tag für Tag durch die Welt, und Tausende sehen in der Lösung dieser Frage die Aufgabe ihres Lebens. Um das tägliche Brot zu bitten, kann die Welt wohl vergessen, aber um Amüsement und Zerstreuungen zu bitten, das vergißt sie nie. Und hat man auch kein Brot im Hause, kein Hemd auf dem Leibe, ja, mögen Vater oder Mutter auf der Bahre liegen — amüsieren will man sich doch.

Nicht immer ist es so gewesen; vor fünfzig Jahren war es noch ganz anders. Damals war die Arbeit noch ein Hauptfaktor des Lebens, und eine kleine Zerstreuung nur der Lohn der Arbeit. Jetzt aber gilt das Vergnügen als Zweck des Lebens. Eine schlimme Vorbedeutung steht in der Geschichte verzeichnet. Als die Kampf- und Schauspiele in Rom zum Mittelpunkt des Lebens wurden, nahte sich das Volk seinem Untergange, und überall kann man dieselben Beobachtungen machen. Was wird das Ende sein? Das Ende der Welt kenne ich nicht, aber ich weiß, daß alle die zahllos leicht-

sinnigen Menschen mit ihrer Vergnügungssucht den Weg betraten, der zur Hölle führt. Und womit sie auf Erden sündigten, damit werden sie natürlich hier gestraft. So groß auch die Vergnügungsorte auf Erden sind, im Vergleich zu denen der Hölle sind sie doch verschwindend klein. Auch wir haben unser Tivoli. Du kannst einen anderen Namen dafür wählen, das ist gleichgültig. Denn wie dieser Ort der Tummelplatz aller menschlichen Thorheiten und Leidenschaften ist, so kann er auch alle die Namen tragen, welche der menschliche Unverstand für solche Stätten erfunden. Wenn die Zeitungen auf Erden mit Effekt verkündigen, daß 10= oder 12= oder 15000 Menschen das Tivoli, oder das Elysium, oder die Walhalla besucht haben, was will das sagen? In unsere Walhalla strömen sie zu Hunderttausenden, ja zu Millionen. Es versteht sich von selbst, daß alle Gaukeleien der Welt, alle Narrheiten und Afterkünste hier einen fruchtbaren Boden finden, ja alle bösen Leidenschaften hausen hier wie wilde, dem Käfig entsprungene Tiere. Und lustig gehts hier zu, verzweifelt lustig. Man weiß nicht, ob man auf dem Kopfe oder auf den Beinen steht, ob man lebendig oder tot ist. Willenslos wird man mit hinein in den Strudel gerissen, aber trotz der entsetzlichen Lustigkeit ist es totenstill. Und ist man endlich von der Teilnahme an diesen sogenannten Vergnügungen befreit, so ist man seiner selbst so überdrüssig, des ganzen Daseins so satt, geistig so erschöpft und gebrochen, als hätte man in Jahr und Tag alle Qualen der Langeweile erlitten. Aber nichtsdestoweniger muß man von Zeit zu Zeit sich wieder aufs neue in diesen Taumel stürzen, alle seine Kräfte und Sinne anspannen, betäuben und erschöpfen, ohne auch nur eine Spur von Genuß oder Befriedigung zu finden. Du siehst, unser Tivoli hier in der Hölle ist blos eine Art Zuchthaus, das dazu dient, alle Thorheiten aus uns heraus zu treiben. Und dieser Zweck wird vollkommen erreicht. Wie seufzen nicht die einst so arbeitsscheuen Seelen nach ein bischen Arbeit! Sie würden selbst die niedrigste, ja Sklavenarbeit als den größten Segen betrachten. Doch — die Nacht ist gekommen, da niemand mehr wirken kann. — —

Durch das Reich der Toten geht eine Sage von Gottes Sohn, der einst in der Hölle predigte und alle Gefangenen erlöste, indem er die Tiefen des Abgrundes zwischen der Pein und dem Paradiese mit seiner allerbarmenden Liebe ausfüllte. Da ward es hell und licht in der Hölle, indes verstockt sanken die meisten zurück in die Finsternis.

Ich fühlte ein brennendes Verlangen jemanden zu sprechen, der den Sohn Gottes hatte predigen hören. Ich muß bekennen, daß dies ein thörichter Wunsch war. Denn hier am Orte der Pein ist ja jedes Streben, mag es gut oder böse sein, eitel und nichtig. Dessen sind wir uns wohl bewußt, aber die Erfahrung macht uns nicht klüger. Stets aufs neue beginnen wir zu sinnen und zu begehren, und versuchen unser Dichten und Trachten zu verwirklichen.

Ich fand Menschen genug, die jene göttliche Predigt gehört haben, aber natürlich nur verlorene. Verlorene Menschen sind keine Menschen. Hätten sie nur ein einziges Wort von der Predigt des Erlösers behalten, so wären sie nicht mehr hier in der Pein. Allerdings meinte dieser oder jener, sich einiger Worte noch zu erinnern, allein das war nur ein Gemisch von Salbaderei und Gotteslästerung. So mußte ich denn endlich, der Verzweiflung nahe, mein sehnüchtiges Verlangen aufgeben.

Zum erstenmal wagte ich jüngst einen größeren Ausflug durch die Hölle. Ich sage: wagte. Denn es gehört anfangs wirklich Mut dazu, sich so in den Schwarm hineinzustürzen. Wahrlich, fürchterlich ist dies Gewimmel, selbst für den, der nichts zu fürchten und nichts zu verlieren hat.

Erwarte keine eingehende Beschreibung dessen, was ich sah und erlebte. Einerseits würde es mich zu weit führen, andererseits kann es Dich unmöglich interessieren, diese Scharen von bunt zusammen gewürfelten Verbrechern kennen zu lernen, diese Diebe, Mörder, Betrüger, Lügner, Geizhälse und Verschwender, Trunkenbolde, Meinseidige, Fälscher, Heuchler, Verführer und Verräter. — Doch halt! das ist doch ein allzu komischer Anblick. Was sind denn das für lächerliche Gesellen? Wahre Truthähne in menschlicher Gestalt!

Das sind die Hochmütigen. Sie gehören zum Ausschuß in der Hölle. jeder macht sich ein Vergnügen daraus, ihnen seine Verachtung zu zeigen.

Und diese elenden Frauen mit ihren wilden und zugleich schmachtenden Blicken, mit ihren tiefen, sehnsuchtsvollen Seufzern, woran erinnern sie mich? An eine Henne, die ihre Kücken verloren. Vergebens gluckt sie und vergebens breitet sie ihre Flügel aus. Was weg ist, ist weg. — Das sind die schlechten Mütter, die sich in Sehnsucht verzehren nach ihren armen, vernachlässigten, mißhandelten Kindern.

Doch was sind das für wunderliche Personen, die dort so demütig umherkriechen, vor Mitleid vergehend, die überall ihre Hilfe und Teilnahme anbieten und sich festhängen, wo sie nur können? Das sind die Unbarmherzigen. Einst waren ihre Herzen zu hart, jetzt sind sie zu weich. Mit Hohn und Verachtung weist man überall diese Kletten von sich. Jetzt giebt es niemanden mehr, der ihrer bedarf.

Noch einzelne Gestalten und Szenen will ich Dir schildern. Damit mußt Du dann zufrieden sein.

Es trieb mich über den schwarzen Fluß. Aber als ich an die Furt kam, hatte er sich in einen See oder Sumpf verwandelt. Plötzlich über seine Ufer getreten, hatte er weit und breit einen in Fäulnis geratenen, ekelhaften Schlamm abgelagert. Die Ursache dieser gewaltigen Überschwemmung kam bald zur allgemeinen Kenntnis. Wir bekamen nämlich ein Exemplar einer bekannten Missionszeitung, welche die ungeheure Ausbreitung des Christentums in China, Japan und Hinterindien über die Welt ausposaunte. Mißversteh mich nicht! Ich habe nichts wider die echte Mission, die demütigen Herzens und in aller Stille schafft und wirkt. Aber es giebt eine nachgemachte, ein Lieblingskind der Welt, und diese Mission verkündet gleichsam mit Posaunen, was sie gethan und was nicht. Die Welt ist und bleibt voll Charlatanerie.

Da ich keine Neigung empfand, auf das Sinken des Wassers zu

warten, eilte ich weiter am Ufer entlang. Es war ja im Grunde genommen auch gleichgültig, ob ich jetzt oder später hinüber ging. Weiter hinauf hatte der Fluß ein tieferes Bett, so daß sich hier nur vereinzelte Spuren der Überschwemmung fanden. Auf dieser Strecke waren beide Ufer ziemlich dicht mit Villen in jedem nur denkbaren Stil besetzt. Überall in der Hölle gehören fabelhafte Gebäude zur Tagesordnung. Man ist so leicht bereit dazu, seiner Einbildungskraft vollen Spielraum zu gewähren, und hier in der Pein ist es das einzige, was wir thun können. Indessen gehen diese geistigen Geburten doch nicht ohne Wehen ab, und in welchem Grade diese Arbeit mit der Einbildungskraft die Seele erschöpft und entnervt, ist mir unmöglich zu schildern.

Ich wanderte durch viele größere und kleinere Städte. Merkwürdig, wie die Flüsse auf Erden, so übt auch der schwarze Fluß hier eine gewisse Anziehungskraft aus. Seine Ufer gehören ohne Zweifel zu den bevölkertsten Teilen der Hölle. Doch giebt es hier auch lange öde Strecken. Vielleicht war es nur Einbildung, aber hier kam mir die Öde noch schauerlicher vor als anderswo. Und doch — wer kann eine Menschenseele ergründen? — und doch verweilte ich hier länger als nöthig.

So saß ich einmal, versunken in mein Elend, auf einem den Fluß überragenden Felsabhang. Dicht unter meinen Füßen rollten träge die schmutzigen, fast geronnenen Wogen dahin.

Mir war, als ob ich jemanden stöhnen hörte. Als ich mich erhob, überraschte mich ein eigentümlicher Anblick. Da saß ein Mann von stattlicher, angenehmer Gestalt, aber die Situation, in der er sich befand, war nichts weniger als angenehm. Er saß unten am Wasser und wusch seine Hände, die von Blut trieften. Aber so eifrig er sie auch wusch, die entsetzliche Farbe wich nicht von seinen Fingern. Sobald er die Hände aus dem Wasser nahm, tropfte das Blut immer wieder von ihnen herab. Es war chauerlich.

Er wußte, daß ich hinter ihm stand, denn plötzlich wandte er sich um und fragte mich ohne weiteres: „Was ist Wahrheit?“

Ich stutzte und blieb ihm einen Augenblick die Antwort schuldig.

Solche wunderliche Frage läßt sich doch nicht ganz ohne Vorbereitung beantworten. Mit einem Ausdruck von Ungeduld in Miene und Stimme wiederholte er: „Was ist Wahrheit?“

Da antwortete ich ihm: „Wahrheit ist, daß es hier zu spät ist, nach der Wahrheit zu fragen“.

Diese Antwort aber schien ihn nicht zu befriedigen. Er schüttelte den Kopf und wandte sich von mir ab. Und wieder begann er eifrig, seine blutigen Hände zu waschen.

Vergebens versuchte ich, ein vernünftiges Gespräch mit ihm anzubahnen. Ich zweifelte nicht, daß ich einen jener Elenden vor mir sah, die einst von Angesicht zu Angesicht Gottes Sohn geschaut und mit ihm geredet hatten. Ich brannte vor Begierde, etwas von ihm zu hören, aber alle meine Mühe war umsonst.

Endlich ließ ich ihn sitzen. Wer war er? Um dies zu wissen, brauchte ich nicht auf seinen Talar mit der Purpurverbrämung und auf den Ring an seinem Zeigefinger zu sehen. Es war Pontius Pilatus, einst Roms Landpfleger in Judäa.

Hat er in der Judenstadt nichts zu thun, so sitzt er immer an dem Fluß und wäscht seine Hände. Und so oft jemand vorübergeht, wendet er sich um und fragt: „Was ist Wahrheit?“ Jeder muß ihm eine Antwort auf diese Frage geben, er aber schüttelt beständig mit dem Kopfe, niemand kann es ihm verkünden. Denn es ist ihm nicht um Wahrheiten zu thun, sondern um die Wahrheit an sich, um die unbedingte Wahrheit. Diese aber kennt hier niemand. Begreifst Du den schneidenden Gegensatz? Pilatus forscht nach Wahrheit, während er seine Hände im Schlamm und Schmutz der Lüge wäscht.

Ich ging über den Fluß und eilte weiter durch öde Gegenden. Wenn ich sage: öde, meine ich damit unbebaute, keineswegs unbevölkerte Gegenden. Denn in der Hölle ist kein Ort unbevölkert, wie öde und wild und schauerlich er auch sein mag. Es giebt Geister, die gerade diese Stätten mit Vorliebe aufsuchen.

Hier haust der wilde Jäger, nicht allein der, von dem die Sage erzählt, sondern noch viele andere. Zahllos ist die Schar derer,

die auf mannigfache Art durchs Leben jagen nach einem armseligen Stück Fleisch, oder was noch thörichter ist, nach einem Phantom, einer Einbildung, oder auch ohne ein bestimmtes Ziel, nur der lustigen Fahrt wegen. Ehe sie sich dessen versehen, stürzen sie ins Grab und schlagen in der Hölle ihre Augen wieder auf.

Hier schleichen auch diejenigen umher, welche allerlei düstere, menschenfeindliche Gedanken und Absichten hegen, oder die Verbrechen begingen, welche die innerste Menschennatur empören. Die Einsamkeit ist ihnen eine Notwendigkeit.

Eine dieser Gestalten vergißt man nie, wenn man sie auch nur ein einziges Mal flüchtig gesehen. Eine große, mächtige Mannesgestalt, halb nackt, nur äußerst notdürftig mit Tierfellen bekleidet. Dickes, struppiges Haar umrahmt den Kopf und hängt teilweise in die Augen herab. Der Blick ist wild und scheu, düster und unstät. Auf der Stirn ein gräßliches Brandmal, in der Hand eine mächtige Keule. Aber diese dient nicht zur Verteidigung, denn ihr Träger ist beständig auf der Flucht. Er schwebt in unaufhörlicher Angst um sein Leben. Jeder, der dieser fürchterlichen Gestalt begegnet, bebt vor Entsetzen; er aber weicht auch dem schwächsten, gebrechlichsten Menschen scheu und ängstlich aus. Immer auf der Flucht und immer allein. Nirgends und überall. Landflüchtig und verbannt auf Erden, landflüchtigund verbannt in der Hölle. Das ist Kain.

Ich eilte weiter und auch er beschleunigte seinen Lauf, so daß wir uns bald aus dem Gesichte verloren.

Hier hatte ich also einen Menschen gefunden, der ohne Zweifel noch elender war als ich selbst. Mörder, Brudermörder, ein Friedloser unter den Friedlosen war ich doch nicht. Doch dieser Gedanke konnte mich nicht lange trösten, um so weniger, da mir meine Grabrede noch in allzufrischer Erinnerung stand. Allein das habe ich ja ganz vergessen Dir zu erzählen. Als ich die erste Stadt am schwarzen Fluß erreicht hatte, stolperte ich gleichsam über meine eigene Grabrede. Ich war nämlich einer Versfabrikantin, früheren Primadonna und Improvisatorin, in die Hände gefallen. Sie ließ

mir keine Ruhe, bis ich mich mit einigen ihrer nagelneuen Lieder bekannt gemacht hatte. Ob sie mich kannte, weiß ich nicht. Unter ihren Liedern fand ich — ich taumelte zurück, als hätte ich einen Schlag vor die Stirn bekommen — eines mit folgendem Titel:

Neue und traurige Romanze
über Herrn Otto R., primus inter pares,
der den besten Leichenwagen und den besten Pfaffen bezahlt hatte, um ins Paradies zu gelangen, aber in die Hölle kam.

Motto: (Seiner Hochehrwürden eigene Worte) Wir sehen uns wieder!

Meine Grabrede — hier in der Hölle — und in Versen! ... Ich biß die Zähne zusammen und zwang mich zum Lesen.

Zuerst enthielt die Rede eine große Lobpreisung aller meiner Tugenden, von denen ich aber nur die wenigsten besessen, und eine schmerzliche Klage über den Verlust, den die menschliche Gesellschaft durch meinen Tod erlitten. Dann schilderte der Redner das selige Dasein, zu dem ich eingegangen sei, um den Lohn meiner Arbeit zu ernten, die Freude und Herrlichkeit, die jetzt mein ewiges Erbteil geworden. Welch schneidende, bittere Ironie!

Mir war, als ob hundert Messer in meinen Eingeweiden wühlten. Fluchend warf ich den Wisch weg, und aufs tiefste empört eilte ich weiter. Lange dauerte es, ehe ich diese grenzenlose Bitterkeit zu überwinden vermochte. Nie aber werde ich die Worte Seiner Hochehrwürden vergessen. — O, du frommer Narr oder Heuchler! Als ob ein Mensch nur zu sterben brauchte, um selig zu werden! Aber dennoch — dennoch will ich nicht den Wunsch und die Hoffnung wiederholen, die so salbungsvoll deinen Lippen entströmte. Du ahntest nichts, als du sagtest: „Wir sehen uns wieder!“

XII.

Auf diesem Ausflug erblickte ich zum erstenmal einen König in der Hölle. Jämmerlicher Anblick! Ich glaube kaum, daß es einen schärferen Gegensatz zwischen dort und hier, einst und jetzt giebt.

Die elendeste Stellung in der Hölle nehmen ganz gewiß die Fürsten, Könige, Kaiser und Statthalter ein. In der Hölle gilt keine bürgerliche Staatsordnung; hier giebt es keine Reiche, keine Verfassungen und Verordnungen, überhaupt keine Regierung. Nur der gesellschaftliche Trieb und die von der Welt mitgebrachte Gewohnheit hält die Seelen zusammen. Du siehst, wie vollkommen überflüssig Fürsten hier sind. Allerdings verleiht ihnen ihr Rang ein Recht zu einer hervorragenden Stellung, und wie auf Erden, so beugt man sich auch hier unwillkürlich vor der äußern Würde, aber die armen Könige sind zu niedergedrückt und elend, um ihre Bevorzugung geltend zu machen. Es geht ihnen wie den Heiligenbildern, deren Vergoldung verschlissen ist, und die man in die Rumpelkammer geworfen hat, wo Schmutz und Finsternis herrschen. Ihre Größe war nur konventioneller Natur, d. h. die Vergoldung war nicht einmal echt. Und jetzt ist sie dahin, keine Spur von Glanz und Majestät ist mehr vorhanden. Hier in der Hölle haben sie kein Reich mehr, mit dem sie prahlen können, keine Soldaten mehr, die sie quälen können, kein Geld mehr, das sie verschwenden dürfen; sie leben und atmen nur in der traurigen Erinnerung an

entschwundene Macht und Herrlichkeit. Ihr einst so zahlreiches und glänzendes Gefolge ist bis auf wenige Hofschranzen zusammen geschmolzen, die nicht Dankbarkeit, sondern nur Gewohnheit noch an sie knüpft. Ich sagte, die Fürsten seien hier sehr niedergedrückt; ja, das ist sogar im buchstäblichen Sinne wahr. Denn sie sinken fast zusammen unter der Last der Kronen, die sie tragen. Wie viel eine solche Krone wohl wiegt? Beantworte mir erst eine andere Frage: Eine wie große Verantwortung hat ein Fürst auf Erden? Schwer sind diese Kronen, mehr als zentnerschwer. Die armen gekrönten Häupter müssen sich auf ihre Trabanten stützen, und kümmerlich schleichen sie so umher.

Am schlimmsten sind die Potentaten daran, die man auf Erden mit dem Beinamen „der Große" ehrte. Ach, wie klein, wie jammervoll klein sind diese „Großen" hier in der Pein geworden! Zu der Schwere ihrer Krone hat dieser unglückliche Beiname noch ein ungeheures Extragewicht hinzugefügt. Nur mit schlotternden Knieen und mit doppelter Unterstützung vermögen sie sich vorwärts zu schleppen unter tiefen Seufzern.

Wirklich große Fürsten giebt es natürlich hier keine. Den anderen hat die Welt nur deshalb den Beinamen „der Große" verliehen, weil sie entweder grausame Menschenschlächter waren, die das Blut von Tausenden und die Wohlfahrt von Abertausenden ihrer Brüder gefühllos opferten, oder weil sie sich durch hinterlistige, alle Moral und alle Menschlichkeit verachtende Politik auszeichneten. Wieder andere erhielten den Ehrentitel ganz ohne Grund. Die Umstände waren ihnen günstig und ihre Diener ihnen treu ergeben. Sie selbst waren nur große Stümper. Diese aber treiben es im allgemeinen am tollsten, sie fordern göttliche Ehre. So müssen sie natürlich zur Hölle fahren.

O, wie viel besser hätten alle diese Könige gethan, statt nach dem Namen „der Große" nach dem Namen „der Geliebte" zu streben! Die Liebe würde alle ihre Sünden gnädig bedeckt haben. Jetzt seufzen und wimmern sie vergebens. Die Hoffnungslosigkeit

der Hölle kann nicht schlagender ausgedrückt werden, als wenn ich sage: Hier ist es auch mit der Liebe aus!

Nie habe ich Menschen so schwer seufzen hören, wie diese Fürsten, Könige und Kaiser. Selten hört man sie sprechen, sie seufzen blos. Der Seufzer drückt alles aus, was sie zu sagen haben. In solchem Zustand sind sie natürlich nur wenig präsentabel. Daher halten sie sich auch meistens scheu und ängstlich zurück, und nur selten begegnet man ihnen auf der Heerstraße. Sie können sich auch nirgends blicken lassen. Wie der Habicht von einer Unzahl Vögel, so werden sie von allen denen verfolgt, deren Wohlfahrt sie auf Erden vernichteten. Jeder möchte sie am liebsten mit Füßen treten und durch Flucht können sie sich nicht retten.

Ein ähnliches Schicksal haben die Prätendenten, die natürlich die bittersten Feinde der Könige von Gottes Gnaden sind. Ausgehungertere, vergrämtere und zugleich raubgierigere Wesen als diese Prätendenten kann man sich nicht vorstellen. Sie gleichen gierigen Wölfen, die mit einem deutlichen Vorgeschmack von einem recht fetten Bissen hungrig umher schleichen. Aber die fetten Bissen sind selten, selbst in dem besten Teil der Welt.

Die unglücklichen Könige! Elend an und für sich, werden sie auch noch verfolgt! Diese Angst, in der sie immer schweben, ist fast das Schlimmste von allem. Plötzlich ertönt der fürchterliche Ruf: „Ein Prätendent, ein Prätendent!“ und unwillkürlich drängen sich die Hofschranzen um ihren Herrn und König. Jetzt beginnt ein Kampf, ebenso lächerlich wie schrecklich. Versteh mich recht, in der Hölle ist ja eigentlich nichts lächerlich, alles ist nur Jammer und Elend. In wahnsinniger Ohnmacht stürzt sich der Prätendent in den Kreis, dem kläglichen König die Krone vom Haupte zu reißen. Selbst kann das armselige Geschöpf sich nicht wehren, dazu ist es viel zu jämmerlich und niedergedrückt. Aber seine Trabanten lassen ihn nicht im Stich, kämpfen sie doch zugleich für ihr eigenes Dasein. Sie fechten tapfer, ungefähr wie der Hase mit den Vorderpfoten. Der Prätendent wird mit Glanz zurückgeschlagen, und ohne Krone, lediglich mit Schimpf und Schande schleicht er von dannen.

Wie gut hätten viele dieser Elenden es auf Erden haben können, ein wie glückliches, beneidenswertes Dasein hätten sie zu führen vermocht! Von Geburt an waren sie gesegnet vor Millionen. Sie besaßen Reichtum, Rang und Ansehen. Aber sie konnten nicht bescheiden im Thal des Lebens wohnen, ein Wahnwitz des Ehrgeizes ergriff sie, eine Krone mußten sie tragen. Und um diese zu gewinnen, stürzten sie sich Hals über Kopf in ein Leben, in welchem sie alle Achtung vor sich selbst und Glück und Friede verlieren mußten. Die niedrigsten Ränke mußten sie schmieden, mit den gemeinsten Personen vertraulich verkehren, ja das Blut Tausender auf ihr Gewissen laden

Natürlich führten sie beständig ihr sogenanntes göttliches Recht im Munde; sich selbst und anderen logen sie vor, daß sie sich auf dem Altar der Gerechtigkeit zum Opfer brächten. Aber das sogenannte göttliche Recht existierte nur in ihrer Einbildung, war im Ursprunge oft nur ein schamloses Lügengewebe. Und auf jeden Fall ist es besser, mit Unrecht ein seliges Ende zu finden, als mit Recht zur Qual der Hölle verdammt zu werden.

Ich sprach von Menschenschlächtern. Man braucht nicht König oder Kaiser zu sein, um Menschenschlächter zu werden; einige der größten Schlächter, welche die Welt gekannt hat, waren nur Statthalter, Feldherren und ähnliches.

Hier in der Hölle setzen sie ihre blutige Arbeit fort; dabei denke ich namentlich an die zuletzt Genannten. Auf Erden war Kampf und Totschlag ihre Lust und Freude. Mit der Freude ist es hier natürlich vorbei, aber die Lust ist geblieben. An Anhang fehlt es diesen berühmten Heerführern nicht. Um ihre Fahnen scharen sich alle, deren Streben auf Erden Krieg und Blutvergießen war, in schneidigem Gegensatz zu dem Frieden und der Liebe, die Gott der Welt hatte verkünden lassen. Auf den weiten, öden Feldern sammeln sich die Heere, Hunderttausende gegen Hunderttausende. Es kommt zur Schlacht. Mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, aber mit klappernden Zähnen rücken sie gegen einander. Eitles Spiel! Die Kanonen geben Rauch, aber

keinen Knall. Und vorwärts stürzen die mannhaften Recken. Man erwartet ein entsetzliches Gekrach, aber alles geht sehr flau und still ab, denn in Wirklichkeit findet gar kein Zusammenstoß statt. Anstatt den Feind zu werfen, läuft man direkt durch ihn hindurch. Unsinniges Beginnen! Keine Entscheidung, kein Sieg ist möglich. Dessenungeachtet fängt, nachdem man sich einigermaßen erholt und gestärkt hat, dasselbe Spiel von neuem an. Und nicht allein das Herzblut fließt in diesen Schlachten, nein, selbst der Geist verraucht. Unbeschreiblicher Jammer!

Ich dachte an die Streiter in Walhalla. Aber das war ein blöder Gedanke, denn zwischen diesen und jenen herrscht keine Spur von Ähnlichkeit. Die Helden in Walhalla strahlen in Kraft und Glorie; sie leben nicht allein ein wirkliches, sondern ein vollkommenes Leben. Die Helden in der Hölle dagegen — man muß lachen und weinen über sie, über diese Helden mit klappernden Zähnen, mit eitlem Beginnen und fruchtloser Mühe. Indes, hier ist niemand, der über sie lacht oder weint. — —

Wir leiden hier, wie Du weißt, an einem brennenden Durst. Wie schmachten wir nach einem Tropfen Wasser! Es könnte uns aber nicht leicht einfallen, unsern Durst in dem schleimigen und übelriechenden Wasser des schwarzen Flusses zu stillen. Dennoch giebt es einige, die es ganz insgeheim versuchen. Als ob das verborgen bleiben könnte! Über den ganzen Körper schlägt der verräterische Lügenstoff aus, er schwillt an und sickert überall durch, um wieder zum Fluß zurück zu kehren. Nur ein verschwindend kleiner Lügenteil, der dem Betreffenden selbst angehört, bleibt zurück und giebt die Veranlassung zu neuem brennenden Durste. Dann schleicht man wieder zum Flusse hinab und saugt abermals Schmutz ein. Auf diese Weise destilliert man nach und nach den ganzen schwarzen Fluß durch sich hindurch. Noch aber hat wohl niemand dies Verfahren beendet! — —

Aller guten Dinge sind drei — so sagten wir auf Erden. Aber das war oft eine teuflische Lüge. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn auch uns hier diese Dreiheit häufig den Kopf heiß macht.

Ich weiß z B. recht gut, daß Gott ein dreieiniger Gott ist; aber diese drei Personen mir in einer vereinigt zu denken, das übersteigt meine Kräfte. Die Dreieinigkeit geht mir immer gleichsam entzwei. Weiter als zu zwei Personen komme ich nie. Vergebens quäle ich mich, daß Kopf und Herz zu brechen drohen, aber eine Person fehlt mir immer. Bald ist es Gott der Sohn, bald der heilige Geist, und bald — o, jetzt hab ichs beinahe — — — — nein, es ist vergeblich — — o, wie verzweiflungsvoll!

Noch eine andere Dreiheit macht mir viel zu schaffen. Auch sie geht mir entzwei, nur nicht immer: Glaube — Liebe — Hoffnung. Siehst Du? Aber was ist Glaube und was ist Hoffnung? Ich kenne weder das eine noch das andere mehr. Dagegen was Liebe ist, weiß ich noch zu meiner tiefsten Qual, — doch nein, ich weiß nur, was sie hätte sein können!

O, daß ihr euch doch warnen ließet, ihr, die ihr noch im Lichte und in der Hoffnung wandelt! Die Liebe ist kein Spiel, kein Scherz, sie ist des Lebens tiefster Ernst. Hätte ich auf Erden recht verstanden, was Liebe ist, dann würde ich den Glauben und die Hoffnung nicht verloren haben.

O, laßt euch doch warnen! Mein Herz schlägt euch entgegen, schlägt Dir entgegen, mein stummer Freund, der Du noch nicht mit einem einzigen Worte auf alle meine Briefe geantwortet hast, und Dir, meine Mutter, obgleich meine tiefsten Seufzer an Deinem Ohr immer vorbei glitten, und Dir, Martin, obgleich Du das Werkzeug meiner beständigen Qual geworden bist. Was wolltest Du von mir? Was hattest Du mir zu sagen? Euch allen, allen schlägt mein Herz entgegen! Selbst von der Hölle aus nenne ich euch meine Brüder und Schwestern!

XIII.

Solltest Du es glauben? Nicht allein die bösen, nein, selbst die guten Thaten kehren zur Qual und Reue in meine Erinnerung zurück. Und wieder sage ich: natürlich! Denn selbst unsere besten Handlungen sind nicht ohne Mängel. Bei allen ist ein Haken, und mit diesem scharfen Haken schlagen sie wie mit Krallen in unser Herz ein.

Auf meinem Kontor war ein junger Mann, der in hoher Gunst bei mir stand. Außer anderen Geschäften waren ihm kleinere Inkassos anvertraut. Plötzlich merkte ich Unrat; verschiedene kleine, aber übereinstimmende Umstände gaben mir nur allzuguten Grund, an seiner Ehrlichkeit zu zweifeln. Ich beobachtete ihn genauer, und bald entdeckte ich, daß der Bursche spielte. Ein besonderer Zufall gab mir Gelegenheit, ihn auf frischer That zu ertappen, und ich beschloß, diese Gelegenheit zu benutzen.

Die Spielhöhle befand sich in einem entlegenen Winkel der Vorstadt. Das Abenteuer war nicht ohne Gefahr, doch darauf achtete ich nicht. An einem unwirtlichen Winterabend stand ich in einen groben Überzieher gehüllt gegen Mitternacht vor dem mir bezeichneten, scheinbar unbewohnten Hause. Auf ein bestimmtes Zeichen schloß sich mir die Thür auf. Nachdem ich durch einen langen dunkeln Gang getappt, trat ich ins Spielzimmer ein. Hier erblickte ich eine ebenso zahlreiche wie gemischte Gesellschaft, die sich trotz der von Zigarrenqualm und Ausdünstungen verpesteten Atmosphäre

sehr wohl zu befinden schien. Verschiedene Spiele waren arrangiert. Bei einem derselben präsidierte mein flottes Bürschchen; er hielt in aller Form Bank. Einer plötzlichen Eingebung folgend, trat ich an den Spieltisch und pointierte.

Sofort faßte er mich ins Auge. Mein Anblick übte eine fürchterliche Wirkung auf ihn. Er wurde leichenblaß, die Karten entfielen seinen Händen. Als er wieder ein wenig Fassung errungen, schien es einen Augenblick, als ob er sich erheben wolle, entweder um zu fliehen oder um mir zu Füßen zu fallen. Doch ein gebieterischer Blick und eine Handbewegung meinerseits reichten hin, ihn auf den Stuhl zu bannen. Einer von den Anwesenden, welchem die Veränderung in seinem Wesen am meisten aufgefallen war, bot ihn ein volles Glas Portwein, das er gierig ergriff und in einem Zuge leerte. Jetzt wurde er ebenso feuerrot, wie er vorher bleich gewesen war. Er wagte wieder, meinem Blick zu begegnen, aber kalt wies ich ihn zurück. Wie ein Fremder stand ich vor ihm, der nur eines zu fordern hatte: die Fortsetzung des Spiels. Die übrigen verlangten dasselbe. Was hier eigentlich vorging, davon hatte niemand eine Ahnung. Keine Gnade existierte für den Sünder, wenigstens eine Zeitlang mußte er noch aushalten. Mit zitternden Händen, halb sinnlos verteilte er die Karten, gab und empfing Geld. So ging das Spiel weiter, und der Bankier schien, merkwürdig genug, ein seltenes Glück zu haben. Doch ich konnte warten; ich zweifelte nicht, daß es anders kommen würde. Bald fing ich an, mein Spiel zu forcieren. Nie vorher hatte man in diesem Kreise wohl um so hohe Geldsummen gespielt. Die Spannung war daher auch ganz außerordentlich. Am größten aber beim Bankier; er war wie auf die Folter gespannt. Das mußte ein schnelles Ende nehmen. Noch ein Spiel, und die Bank war gesprengt!

Da sprang der Unglückliche empor, und mit dem Ausrufe: „Alles, alles ist verloren!“ wollte er an mir vorüber stürzen. Aber ich packte ihn am Arm. „Nicht alles“, sagte ich leise, „es kann noch mehr verloren gehen. — Einen Augenblick Geduld! Wir verlassen zusammen diesen Ort!“

So mußte er ganz manierlich Rock, Hut und Stock nehmen, um auf anständige Weise die Gesellschaft zu verlassen und mir zu folgen. Das Aufsehen war natürlich groß, aber alles ging so sicher und glatt ab, daß niemand Anlaß fand, Aufklärung oder Genugthuung zu fordern.

Ich nahm ihn also mit mir. Mit schlotternden Knieen wankte er an meiner Seite. So lange wir auf der Straße waren, wurde nicht ein einziges Wort gewechselt. Aber sobald wir uns allein auf meinem Zimmer befanden, brach ich das Schweigen und schonte ihn nicht. Er, im Vollbesitze meines Vertrauens, ein Betrüger und Spieler!

Voller Reue, demütig und zerknirscht stand er vor mir. Zuletzt bat er nicht mehr um Schonung für sich selbst, sondern nur noch für seine arme Mutter, deren einzige Stütze und Freude er auf Erden gewesen.

Doch er mußte lange bitten und betteln. Ich hatte fest beschlossen, ihn nicht so leichten Kaufs davon kommen zu lassen. Diese Nacht sollte er nicht vergessen, so lange er lebte.

Endlich nahm ich ihn wieder in Gnaden auf. Ich wollte, sagte ich, ihm Gelegenheit geben, seine Reue durch Thaten zu bewähren, und ein neuer und besserer Mensch zu werden.

So war denn alles wieder gut. Nein, gut war es doch nicht. Als er sich entfernen wollte, bemerkte ich, daß er wie ein Berauschter taumelte, und sich kaum auf den Beinen halten konnte. In diesem Zustand konnte ich ihn nicht heim gehen lassen, das unglückliche Geheimnis würde ja sofort seiner armen Mutter verraten werden. Ich schellte nach meinem Diener, und ließ dem armen Teufel ein Schlafzimmer in meinem Hause anweisen.

Am nächsten Morgen lag er in wilden Fieberphantasieen. Mir fiel sofort seine Mutter ein, an sie hatte er ja mehr gedacht als an sich selbst. Schnell war mein Entschluß gefaßt. Meinem vertrauten alten Diener schärfte ich es auf das dringlichste ein, den Aufenthalt des jungen Mannes in meinem Hause niemandem zu verraten. Dann schrieb ich an seine Mutter, er habe plötzlich eine

wichtige Geschäftsreise, die nicht den geringsten Aufschub duldete, antreten müssen. Wahrscheinlich würden mehrere Wochen bis zu seiner Rückkehr verstreichen. Seinen Abschiedsgruß würde er ihr persönlich überbringen.

So ruhte sein Schicksal, nächst in Gott, ganz in meinen Händen. Woche auf Woche verstrich unter einem heftigen Nervenfieber. Fast meine ganze Zeit teilte ich zwischen ihm und seiner Mutter. Ich war wirklich alles, was ein Bruder für den einen, und ein Sohn für die andere sein konnte. Namentlich als der Kranke sich etwas erholt hatte, nahm ich mich seiner mit der zärtlichsten Sorgfalt an. Auf der anderen Seite ward mein ganzes Erfindungstalent nötig, seine arme Mutter zu beruhigen.

So gewann er denn endlich seine Gesundheit wieder. Es hieß, er sei unterwegs krank gewesen und käme jetzt von der Reise zurück. In Wirklichkeit, er war auf der Reise nach dem Reiche der Toten gewesen, und von dieser Reise kehrte er zurück. Der wahre Grund seiner Abwesenheit vom Hause gelangte nie zur Kenntnis seiner Mutter. Ich placierte ihn dann in einem andern Zweig meines Geschäfts, und nie hatte ich wieder die geringste Ursache, mich über ihn zu beklagen.

Doch jetzt zur Sache selbst! Du glaubst vielleicht, daß ich volle Ursache erhielt, bei dieser Gelegenheit mit mir selbst zufrieden zu sein? Auch ich dachte damals so. Aber hier, wo es einem wie Schuppen von den Augen fällt, hier, wo alles in fürchterlichster Klarheit und Nacktheit vor einem liegt, — wie ganz anders nimmt sich hier unser Thun und Treiben aus!

An und für sich war es gewiß nichts Schlechtes, so den Vogel bei den Flügeln zu greifen, und ihn nicht eher loszulassen, bis er vollständig gezähmt war. Doch ich muß bekennen: der Kern meiner Handlungen wurzelte nur in einem hochmütigen Selbstgefühl. Meine Eigenliebe fühlte sich durch die moralische Macht, welche ich über den Sünder geübt, in nicht geringem Grade geschmeichelt. Nur mit einem Blicke hatte ich ihn gezwungen, die Karten in der Hand zu

behalten und das Spiel fortzusetzen, und ich hätte um meine Seele gewettet, daß er von nun an keine Karten mehr anrühren würde.

Und später meine Güte gegen ihn, sie entsprang nur dem nagenden Gefühl, daß ich zu hart, viel zu hart gegen ihn gewesen sei. Mit einem gewissen grausamen Behagen hatte ich ihn sich vor mir im Staube winden sehen. Wo bleibt nun, o mein Freund, die gute That? Jetzt bin ichs, der sich im Staube windet, wenn ich daran denke, was er damals leiden mußte.

Jene eine Nacht hinterließ eine Spur fürs ganze Leben. Alle Lust und aller frischer Mut der Jugend waren von ihm gewichen, nie wurde er der Mann, den seine Jugend erwarten ließ. Es war etwas geknickt in ihm. Ein scheuer, ängstlicher Blick legte ein beständiges Zeugnis von dem Geheimnis seines Lebens ab. —

O, diese guten Thaten, sie haben schon viele ins Verderben gestürzt! Denn, zweifle nicht daran, die meisten lobenswerten Handlungen würden, unterzöge man sie einer strengen Untersuchung, ein ähnliches jämmerliches Facit liefern! Nicht will ich leugnen, daß es überhaupt gute Werke giebt. Aber genau betrachtet, was sind selbst die rühmlichsten anders als Erfüllungen unserer Schuldigkeit? Wie man sie auch wendet und dreht, ein Überschuß kommt nimmermehr heraus. — —

Existierte nicht einst etwas, das man die drei Glaubensartikel nannte? Ich habe eine dunkle Ahnung davon. Nicht wahr, es stand in Verbindung mit der Dreieinigkeit, und es gehörte zu dem Teuersten, was dem Menschen gegeben ist?

Ich habe gegrübelt und gegrübelt bis ich fast den Verstand darüber verloren. Doch jetzt bin ich klüger geworden. Was könnte es mir auch nützen, wenn ich die drei Artikel hersagen könnte? Den Glauben, der ihnen Inhalt und Namen verleiht, würde ich doch nie finden, er würde ewig nur ein leerer Begriff für mich sein. Ja, den Begriff habe ich, aber wie hohl, wie entsetzlich hohl ist er! Glauben? Was heißt das? Der Gegenstand des Glaubens ist Gottes Sohn. Das weiß ich, das wissen sogar die Teufel. Er ist

der Erlöser. Aber wie er ein Erlöser geworden, und wie eine Seele Teil an ihm bekommt, weh mir, wehe, davon weiß ich nichts.

Es geht mir mit dem Glauben wie mit der Reue. Könnte ich nur einen einzigen Augenblick wahre Reue fühlen, dann wäre ich erlöst. Aber vergebens quäle ich mich. Ach, ich kann, ich kann nicht! Bisweilen scheint es mir, als wäre ich nahe dabei, als wollten sich Thränen in meine Augen drängen. Aber das ist nur Betrug, elende Täuschung. „Nur eine einzige Thräne!" seufze ich in namenloser Qual. „Ewige Barmherzigkeit" — ach, was ist ein Flehen ohne Glauben! — „ewige Barmherzigkeit nur eine einzige Thräne!" —

Die Zeit läuft. Das ist natürlich Unsinn. Hier giebt es ja gar keine Zeit. Indessen muß doch etwas da sein, was läuft. Das beweist der stets zunehmende Lichtschein. Der erhaben schöne Augenblick nähert sich, wo das Paradies in seinem Glanz die Finsternis der Hölle gleichsam verschlingen soll. Doch Du mußt dem, was ich sage, kein besonderes Gewicht beilegen; ich spreche ja von etwas mir vollständig Unbekanntem. Vielleicht ist jener große Augenblick fürchterlich, ohne schön zu sein, und vielleicht liegt er noch in weiter, weiter Ferne.

Breit ist der Weg, der ins Verderben führt. Erst von der Hölle aus sieht man recht, wie breit er ist.

Die meisten Menschen tanzen gleichsam diesen Weg hinab. Ihr ganzes Leben ist ein Spiel, ein Taumel, ein Fest, und sie fragen nicht, ob es Gott oder der Teufel ist, welcher sie zu Festen zieht. Sie atmen nur im Augenblick; ihre Zukunft ist der nächste Ball, die nächste Gesellschaft, die nächste Komödie oder die nächste Mode; ihre Ewigkeit ist die langweilige Stunde der Erwartung. Sie sprechen zu sich selbst: „Wir leben, wir leben!" Aber der Tod hält sie in seinen Armen. Holbeins bekannter Totentanz in der alten Stadt Basel ist mehr als eine Fabel. Sie tanzen, liebeln, plappern, schlafen und essen sich durch die Welt. Plötzlich giebt es einen kleinen Ruck und — sie sind in der Hölle.

Andere kriechen gleichsam auf dem breiten Weg. Man sollte das für beschwerlich halten, doch keineswegs ist es so. Der Maulwurf in der Erde fühlt sich nicht mehr beschwert als der Vogel in

der Luft. Und sie haben etwas vom Maulwurf an sich. „Wir achten auf das Solide“, sagen sie, und wühlen hinein in die Erde. „Wir sehen“, sagen sie, und sie haben Recht. Denn es ist nur eine Fabel, daß die Maulwürfe blind geboren werden. Sie haben im Gegenteil den schärfsten Blick, selbst für jeden kleinsten Bissen, den sie unterwegs finden. Aber sie suchen sich nicht diese kleinen Bissen; nein, ihr Sinn steht nach großen Stücken. Allein sie verschmähen nichts; selbst mit den Brocken von der Herrlichkeit des Staubes nehmen sie fürlieb. Anderes kennen sie nicht. Sie sehen immer nur nach unten; nur das, was im Schmutz liegt, hat Wert für sie. Was droben ist, wissen sie nicht, wollen es auch nicht wissen. Nie haben sie daran gedacht, daß ein gestirnter Himmel sich über ihren Häuptern wölbt. Ihr Leben ist eine endlose Wühlerei. Nein, endlos doch nicht. Wenn sie sich so durch ein größeres oder kleineres Stück der Welt hindurch gewühlt haben, stoßen sie plötzlich auf ein Loch; dies Loch ist der Tod. Jäh stürzen sie hindurch, und wenn sie wieder zum Bewußtsein gelangen, sind sie in der Hölle. — —

Unbegreiflich ist es! Obgleich alle Menschen wissen, daß sie einst sterben werden, sind ihrer doch nur wenige, die an den Tod denken, und noch wenigere, die sich auf ihn vorbereiten. An die meisten Menschen tritt der Tod als ein unerwarteter Gebieter, zu dessen Empfang man nicht die geringsten Vorkehrungen getroffen. Wie ist da etwas anders als ein qualvolles Erwachen in der Hölle möglich?

Unbestreitbar, für die unendliche Mehrzahl. Und eine wunderbare Bewandtnis hat es damit. Oft trifft man hier in der Hölle Menschen, die zu finden man nie erwarten durfte. Geachtet, geehrt, ja beweint schieden sie aus der Welt; gen Himmel wandten sich die thränenvollen Blicke der Hinterbliebenen. Aber dort sind die Abgeschiedenen nicht, sie sind in der Hölle. Denn Gott urteilt nicht mit Menschenverstand. So gut und vortrefflich auch diese Abgeschiedenen gewesen sein mögen, des Wichtigsten ermangelten sie doch, dessen, worauf es zuletzt allein ankommt: eines gläubigen

Herzens, ganz in Gott lebend. Vielleicht hatten diese Menschen die ganze Welt gewonnen, aber an ihrer Seele erlitten sie Schaden.

Und umgekehrt. Oft bleiben Menschen der Hölle fern, die man lange und sicher erwartete. Ihr Ruf und ihre Werke gingen ihnen voran und meldeten sie an. Aber man wartet vergebens, sie kommen nicht. Hier ist nur eine Erklärung möglich. So arge Missethäter sie auch gewesen sein mögen, elende, blutige Sünder, müssen sie doch in einer fruchttragenden Reue Gnade vor Gott errungen haben. In jenem äußersten Augenblicke vielleicht trat der Erlöser zwischen sie und die Hölle, wo ihr Platz schon so gut wie bestimmt schien.

Ihr, die ihr geliebt habt, die ihr eure Hingeschiedenen so schmerzlich vermißt, ihr werdet natürlich bebenden Herzens und weinend fragen: „Ach, können wir denn nicht mit unseren innigsten Gebeten euch helfen und beistehen?“

Ich weiß es nicht. Aber betet, betet für uns von ganzer Seele und ohne Unterlaß! Das wenigstens weiß ich, daß wahre Liebe nie umsonst weint, nie umsonst betet. Denn Gott ist ja die Allliebe und sein Sohn die Erfüllung der Liebe unter den Menschen. — —

Schaue ich vorwärts, schaue ich rückwärts, meine Pein ist gleich groß. Schaue ich vorwärts, sammelt sich alle meine Qual in der schauerlichen Vorstellung von einem endlosen Dasein ohne Hoffnung. Schaue ich rückwärts, sammelt sie sich in dem wilden, nagenden Schmerz über ein verlorenes, verfehltes Leben.

Ja, hier von der Hölle aus erkennt man erst recht, welch schöne herrliche Früchte das irdische Leben hätte tragen können. O, wie glücklich seid ihr, die ihr noch lebt und noch am Steuer eures Geschicks sitzet! „So lange Leben ist, ist auch noch Hoffnung!“ — nie ist eine entschiedenere Wahrheit gesprochen worden. O, gebt euch doch nicht dem falschen, verderblichen Wahne hin, daß es zu spät sei! Diese Lüge allein hat mehr Seelen getötet, als alle Laster der Welt zusammen; es ist n i c h t zu spät! Und wenn euch der Tod schon morgen erwartete, es ist n i c h t zu spät. Noch kann das Erdenleben,

liegt es auch in den letzten Zügen, euch Frucht bringen in Friede, die Freude und Herrlichkeit des ewigen Lebens kann noch aufgehen für euch.

Fasset nur einen andern Sinn! Kehret um, und suchet den Frieden, wo er zu finden ist!

O, hättet ihr nur eine klare Vorstellung von der Wirklichkeit, ihr würdet nie verzweifeln! So bedrängt, so elend, so verloren ihr euch auch fühlt, ihr habt doch keinen Grund zur Verzweiflung. Die Verzweiflung ist ja nicht bei euch daheim; ach nein, hier bei uns ist ihre Heimat! Erst hier ist es zu spät. Hättet ihr nur eine klare Vorstellung davon, ein wie geringer Teil eures Daseins das irdische Leben ist, und wie wenig vom Ganzen verloren ist, selbst wenn alle eure irdischen Hoffnungen vernichtet sind! Ich sage: alle. Aber soweit ist es noch nie mit einem Menschen gekommen. So öde auch die Welt vor ihm liegt, er wird immer noch manchen grünen Fleck finden, sein Glück wächst auf mehr als einer Stelle, wenn er nur die Hoffnung nicht sinken läßt. Und die Welt ist nicht alles; sie ist ja nur ein kleiner Teil des dir zugemessenen Daseins. Sieh hinauf zu den Sternen! Ihrer sind mehr, als du zählen kannst. Und wäre die Welt auch wirklich verloren für dich, was will das sagen? Das ist doch nur ein Stern, der von deinem Himmel gefallen ist. Du hast ja noch all die andern. Verzweifle daher nicht! Es ist eine Höllenlüge, wenn jemand zu dir sagt: es sei zu spät! Es ist nicht zu spät. Noch kannst du glücklich werden. Das ist so gewiß, als es einen Gott giebt. Kehre nur um und suche den, der dich erretten und erlösen kann! Wie spät es auch geworden, es ist dir doch vergönnt, ein neues Leben zu beginnen. Aber zögere nicht, den glückseligen Weg zu betreten, der von Stern zu Stern dich führt in das Reich ewiger Freude! O, zögere nur nicht! Denn in demselben Augenblick, da der Tod dich auf dem alten Wege in deinen Sünden überrascht, stürzt der Himmel mit allen seinen Sternen zusammen, und dich umfängt ewige Finsternis.

Zu spät ist es nicht. Mag auch noch so viel verloren sein,

das Wichtigste ist noch zu retten: dein Leben, deine unsterbliche Seele, dein Frieden, deine Seligkeit!

Hast du deinen Mammon verloren? — deine Seele ist zehntausend mal mehr wert!

Hast du keine Zukunft? — Siehe, die Ewigkeit liegt vor dir!

Bist du in der Liebe verraten worden? — die Liebe wird dich einst erlösen!

Lebst du ein entwürdigtes Leben? — Es giebt eine ewige, vollkommene Erhöhung! Hat die Welt dich verstoßen? — du hast ja noch den Himmel, versuch es mit ihm!

Gewahrst du keine Freude mehr für dich? — Noch kannst du die ewige Seligkeit ererben!

Verstehst du jetzt, wie wenig in Wirklichkeit verloren ist, viel vielleicht an und für sich, aber nur winziges in Vergleich mit dem, was noch zu gewinnen und zu verlieren ist? So fasse denn Mut! Wahrlich, ich sage dir: Noch, noch ist es nicht zu spät! Noch kannst du ein neues, ein heiliges und glückliches, ein glückseliges Leben beginnen! — —

Ich habe sie gesehen! Mir war, als ob der Tod mich aufs neue durchschauerte. Bis in die Tiefe der Seele erschüttert, bebte ich zurück vor dem Anblick und ich sank dahin unter der fürchterlichsten Anklage. Ja, sie war es, sie, gegen die meine Sünde so groß ist, daß ich nie gewagt habe, mich zu entschuldigen.

O, mein Freund, nie sprach ich davon, immer aber hat mir heimlich davor gegraut, daß ich hier in der Hölle einst Anna begegnen sollte, deren Leben ich so leichtsinnig vernichtete. Sie ist hier, ich habe sie gesehen!

Ich ging mit einem meiner Bekannten. „Kennst Du Undine?“ fragte er. Auf meine verneinende Antwort fuhr er fort: „Siehe da ist sie“.

Meine Augen folgten der angedeuteten Richtung, und ich sah eine jugendliche, stattliche Frauengestalt in luftigster Kleidung und mit aufgelöstem Haar. Ihre Kleider klebten an ihren Gliedern; es war, als ob sie von Nässe trieften. Sie war still damit beschäftigt,

bald ihre Kleider, bald ihr schweres Haar auszuringen. Jetzt sah sie auf. Entsetzen durchbebte mich; es war Anna!

Ja, sie war's! Dieselben regelmäßigen, schönen Züge, dieselbe üppige Gestalt; und doch eine ganz andere. O, wie furchtbar verändert! Allerdings dieselben Züge, aber wie erschlafft und tierisch Die Leidenschaft, das Laster, die Verzweiflung hatten ihr mit eherner! Hand ihr Brandmal aufgedrückt. Sie schien um viele Jahre älter, und doch lagen zwischen ihrem Fall und ihrem Tod vielleicht nur wenige Jahre. Und ihr Tod — ich konnte nicht daran zweifeln — war der Tod der Verzweiflung in den Wellen.

Mir graute wie einem Missethäter bei dem plötzlichen Anblick des Schaffots. Das war mein Werk, dies erniedrigte, verlorene, einst so schöne und edle Geschöpf!

Da saß sie und rang ihre Gewänder und ihr langes Haar, und dann rang sie wieder die Hände und Seufzer folgte auf Seufzer. O, welche Seufzer! Der volle Busen hob und senkte sich, als solle er zerspringen.

Zuerst dachte ich daran zu entfliehen, mir war, als müsse ein Wort aus ihrem Munde mich töten können. Aber ich weiß nicht, welche Macht mich ergriff, ich stürzte plötzlich auf sie zu. Wollte ich mich zu ihren Füßen werfen?

Jetzt erst ward sie meiner ansichtig. Auf fuhr sie, betrachtete mich mit einem Blicke voll von Entsetzen und Abscheu, und entfloh. Es war mir unmöglich, mich ihr zu nähern. Durch die Macht des Gedankens allein hielt sie sich immer in derselben Entfernung von mir. Zuletzt entschwand sie meinen Blicken in einer Schar Neuangekommener, die ihren traurigen Einzug in die Hölle hielten.

Da kehrte ich um, wie von Furien gepeitscht.

XIV.

Ich komme vom Posthause. Daß es ein solches hier giebt, erfuhr ich erst kürzlich. Nein, hier fehlt nichts, nichts — ausgenommen alles, dessen ein Mensch bedarf um zu leben und zu hoffen.

Ich war also auf der Post, um nachzufragen, ob dort nicht etwa Briefe für mich lägen. Mit unserer Post hat es nämlich eine ganz eigene Bewandtnis. Wer hat nicht etwa von sogenannten Urias- oder Judasbriefen reden hören? Einige glauben, daß diese Erfindung im Osten von König David, im Westen von König Fenge herstamme. Aber sie ist viel, viel älter; sie ist ohne Zweifel auf den Teufel selbst zurück zu führen. Gegenwärtig ist die Kunst über die ganze Welt verbreitet; ja, viele üben sie aus, ohne es zu wissen, gleichsam infolge eines Naturtriebes.

Alle diese Urias- und Judasbriefe fahren direkt zur Hölle, und die Verfasser bezahlen das Porto mit ihrer Seligkeit. Hier liegen sie nun postlagernd, bis der kommt, — nicht der, an den sie adressiert sind, sondern der, welcher sie geschrieben hat. Der Weg nach dem Posthause ist ein saurer Gang für uns. Die Briefe, welche wir empfangen, versengen gleichsam unsere Finger. Doch was will das sagen gegen das Feuer im Herzen, welches die unglücklichen Briefschreiber verzehrt, indem sie selbst ihr giftiges Geschreibsel lesen müssen?

Aber es waren keine Briefe für mich da. Ein Judas war ich

also doch nicht auf Erden gewesen. Mich dünkte einen Augenblick, als ob ich etwas wie Freude und Friede fühlte. Aber das war natürlich nur Einbildung.

Diese Judasbriefe führen mich zu einer anderen nahe liegenden Betrachtung. Hast Du schon einmal daran gedacht, welch' ernster Akt es eigentlich ist, wenn Du Deinen Namen unter ein Schriftstück setzt? Aber wie leichtsinnig vollführen die Kinder der Erde diesen Akt! Doch wehe ihnen, diesen Leichtsinnigen! Jede falsche Unterschrift, jeder falsche Name fährt sofort zur Hölle, und mit unwiderstehlicher Gewalt — ja, unwiderstehlich, denn nur Gott allein kann die Verbindung brechen — zieht er wie an unsichtbaren Fäden den Unterschreiber selbst nach sich. —

Nur zwei Menschen gab es auf Erden, die mich zur Geduld führen konnten: meine Mutter und Lili. Aber Lilis Macht über mich war die stärkste. Aus meiner Mutter sprach die kalte Pflicht, Lili dagegen wirkte mi ihrer unbeschreiblich herzerwärmenden Güte und Liebe auf mich. Im Gefühl meiner großen physischen Kraft war ich heftig und gebieterisch, ich hatte eine entschiedene Neigung, jeden Widerstand zu brechen, alle Hindernisse zu überwinden. Selbst dem absolut Unmöglichen gegenüber ballte ich unwillkürlich die Faust. Auf unserer gemeinschaftlichen Reise ins Ausland kam dies mein unbändiges Wesen so recht ans Tageslicht, aber gerade auch auf dieser Reise gewann Lili vollkommene Macht über mich. Ich ging in ihre Schule, ohne es zu wissen, — und wunderbar, sie wußte es selbst ebensowenig — und unter den guten, köstlichen Dingen, die ich lernte oder zu lernen anfing, war auch Geduld.

Wir hatten Luzern erreicht und sollten über den St. Gotthard nach Italien. Es war meine Absicht, Lili diesen Übergang über die Alpen recht gründlich genießen zu lassen. Nach meiner Ansicht giebt es nämlich nichts Schöneres in der Welt als diesen schroffen Übergang von dem harschen Norden nach dem milden, hesperischen Süden. Indem man über den St. Gotthard, den Splügen oder Simplon geht, hat man die Fülle aller Herrlichkeit Italiens in einer Wanderung von Morgen bis Abend gesammelt.

Das Wetter in Luzern war anfangs höchst ungünstig, wir mußten volle acht Tage warten, eine harte Probe für mich. Jeden Morgen gingen Lili und ich nach der Hofbrücke, welche über die Reuß führt, um nach dem Wetter zu schauen. Kaum fünfzig Schritte konnten wir vor uns über den See sehen. Alles war in Staubregen und Nebel gehüllt, nicht eine einzige Bergkuppel konnte unser Auge entdecken. Und jeden Tag dasselbe trübe Schauspiel. Ich schnaubte innerlich vor Ärger. Nie werde ich diese verdrieß- lichen und doch so süßen Morgentouren vergessen. Lili führte mich auf der vierzehn hundert Fuß langen Brücke auf und nieder, ein wildes Tier in Fesseln.

Nur ein schwacher Druck ihres weichen Armes, und ich be- zwang jede Äußerung meiner Ungeduld.

Wie geistvoll, wie erfinderisch sie war, wenn es galt, mich zu unterhalten und zu zerstreuen, während wir so die altertüm- liche, überdeckte Brücke auf- und niederschritten. In den von Dach- balken gebildeten Feldern fanden sich eine Unzahl alter Malereien von naivster Komposition und Ausführung. Sie blieb bald vor dem einen, bald vor dem anderen Bilde stehen, und die kindlichen und treuherzigen Bemerkungen, welche sie über dieselben äußerte, fesselten mich und entlockten mir oft herzliches Lachen.

Endlich klärte sich das Wetter auf, ein wahrer Festtag für uns. Früher als gewöhnlich standen wir auf der Brücke. Da hob sich die Nebeldecke, der See begann sich auszubreiten, rings herum kamen die herrlichen Ufer zum Vorschein. Bald entkleidete sich auch eine einzelne Bergspitze des grauen Nebelgewandes. Wir konnten uns von dem prachtvollen Schauspiel nicht losreißen, wie verzaubert standen wir da, bis die ganze Verwandlung vor sich gegangen. Das ganze Ufer lag in großem Bogen vor uns, dar- über hob sich Berg auf Berg in blendender Majestät, und im Hintergrund die Zentralalpen mit dem ewigen Schnee.

So brachen wir denn am nächsten Morgen frühzeitig auf, fuhren über den See, und mit jubelnden Herzen zogen wir über den St. Gotthard. Die Schiffer meinten, es sei dem Wetter nicht

recht zu trauen, aber wir bauten auf unser gutes Glück und genossen in vollen Zügen die Herrlichkeit der Natur. Abwechselnd gingen und fuhren wir. Und immer herrlicher entfaltete sich die Gebirgsnatur. Die erste Alpenrose hätte mir beinahe das Leben gekostet — sie war natürlich für Lili. Welch ein Tag! Ein solcher Tag ist ein ganzes Leben. Als die Sonne sich senkte, zogen wir durch wilde, dunkle Schluchten in das sanfte, in seiner einfachen Schönheit und erhabenen Ruhe wie verklärte Ursernthal, und übernachteten in der kleinen Stadt Andermatt. Aber am folgenden Tage, — welche Veränderung! Während der Nacht war wirklich das Wetter wieder umgeschlagen, Schnee deckte den Boden, und der Sturm wütete heftig.

Meine Ungeduld über dieses neue Hemmnis war grenzenlos. Der erste Tag verstrich, der zweite, aber das Wetter änderte sich nicht. Ich unternahm beschwerliche, gefahrvolle Ausflüge nach allen Richtungen hin. Lili ängstigte sich meinetwegen und bat mich, zu Hause zu bleiben. Das that ich natürlich. Und groß war mein Lohn. Was keinem anderen Menschen auf Erden geglückt wäre, ihr glückte es: sie verkürzte mir die Zeit und lehrte mich Geduld. Sie führte mich in der kleinen Stadt von einem Hause zum andern. Überall ging sie hinein, als wäre sie schon lange mit den Bewohnern vertraut gewesen, und auch die Leute empfingen sie wie einen alten guten Bekannten.

Obwohl es sehr interessant sein mußte, diese einfache Alpenökonomie kennen zu lernen, sah und hörte ich drinnen und draußen nichts anderes als Lili. Und wer konnte wohl die Augen von ihr abwenden? Sie war wie ein Sonnenstrahl in diesen dunklen Hütten, unbeschreiblich lieblich, Freude spendend. Mir war, und ich bin überzeugt, daß die Leute denselben Eindruck empfingen, als ob sie alles, womit sie in Berührung gerieth, weihte und heiligte.

Auch in kleine Werkstätten und Läden führte sie mich. Dreist klopfte sie überall an, und überall schien sie zur guten Stunde zu kommen. Es war wie Zauberei. Ein gewöhnlicher Beobachter würde vielleicht gesagt haben: „Ja, so groß ist die Macht der Jugend

und Schönheit". Aber ihr standen weit höhere Mittel zu Gebote. Die kennt Gott allein.

Dieser Aufenthalt wurde, was anfangs wohl niemand geglaubt, wirklich fruchtbringend für uns. Als wir dies einsame, aber so liebliche Fleckchen Erde verließen, nahmen wir ein schönes Alpenidyll mit uns.

Bisweilen kam doch ein gewisser Mißmut über mich. Eines Abends fragte ich Lili: „Wie kannst Du so geduldig und vergnügt an diesem armseligen Orte sein, der uns mitten in einer glücklichen Fahrt nach herrlichen gesegneten Gefilden zurückhält?"

„O, Otto, wie leicht wird mir das", antwortete sie. „Ja, armselig ist es hier, und gar vieles fehlt, aber ich weiß, daß jenseit der Berge ein Paradies liegt und meiner wartet. Nur wenige Tage und Stunden, und ich bin da.

„Ist das nicht ein wahres Bild unseres Lebens, Otto? Diese Welt muß uns oft als ein armseliger, mangelhafter Ort erscheinen, und doch können wir froh und glücklich sein. Denn wir wissen, daß jenseit des Berges, den wir vor uns haben, ein Elysium liegt, das unserer wartet als das rechte Vaterland, wo uns eine ewige Stätte in dem Hause unseres himmlischen Vaters bereitet ist. Nur ein Berg ist zwischen uns und diesen glückseligen Gefilden, das ist der Berg der Kreuzigung, über ihn geht der Weg, dann sind wir in der Heimat, dann sind wir glücklich".

Ein paar Tage später ruhten wir in einer reizenden Villa aus, die auf einer in den Lago maggiore vorspringenden Landzunge stand. Lili saß bei mir in der geräumigen Säulenhalle, gegen deren Fundament die Wogen leise plätscherten, und von wo aus wir eine unbeschreiblich schöne Aussicht über den inselgeschmückten See genossen. Am jenseitigen Ufer hoben sich die Berge, eine Reihe über der andern, gleichsam verschwindend von der Welt. Die höchsten und entferntesten Bergspitzen waren wie schimmernde, weiße Wolken, die unter dem azurblauen Himmel sich aufzulösen schienen.

Vor kurzem waren wir mitten im Winter, jetzt hatten wir den lieblichsten Sommer. Lili saß neben mir, den Schoß voller

Rosen und Myrthen, die sie gepflückt hatte. In Gedanken versunken spielte sie mit den Blumen, indem sie dieselben flocht und wieder löste. Meine Seele brannte in mir. Die Blumen waren ja Blumen zu einem Brautkranz! Ich wollte diese schönen Hände ergreifen und sie mit Küssen bedecken, doch eine heilige Macht hielt mich in Schranken. Es war, als ob immer ein Engel zwischen ihr und mir stände.

„Woran denkst Du, Lili?" fragte ich mit bebender Stimme.

„Ich denke an das arme, dunkle Urserntal jenseit des Berges" antwortete sie mit sanfter Ruhe, und ich fühlte, wie mein Herz sofort ruhiger schlug. „Und indem ich daran denke, scheint alles, was mich jetzt umgiebt, noch schöner zu werden. Indem ich die Herrlichkeit des gegenwärtigen Augenblickes empfinde, segne ich auch die Stunde, die ich jenseit des Berges in Dunkel, Entbehrung und Sehnsucht verbrachte.

„Glaubst Du nicht, lieber Otto, daß wir einst, wenn wir droben bei Gott sind, mit ähnlich glücklichem Gefühl an die dunkeln, kummervollen Tage zurückdenken werden, die wir hier auf Erden verlebten? Ich glaube es. Einst werden wir sie segnen, falls wir sie jetzt geduldig ertragen und die Hoffnung auf Gott und seinen Sohn bewahren. Denn erst in der Erinnerung an sie wird die Seligkeit ihre rechte, unnennbare Fülle bekommen".

Ein heiliges und doch zugleich schmerzliches Gefühl durchbebte mich bei diesen Worten Lilis. Würde auch ich einst von einer höhern Stätte mit Freuden auf das Leben zurücksehen, das ich auf Erden geführt? O, welches Leben! Es mußte, ja, es mußte anders werden!

Doch ich kam nie über den Berg, von dem Lili sprach, über den Berg der Kreuzigung. Der Berg kam im Gegenteil über mich, und unter seiner Last liege ich hier vernichtet, zerbrochen!

Eine Reise in Italien ist namentlich für einen Kavalier meinesgleichen eine wahre Geduldsprobe. Zollbediente, Lastträger, Fremdenführer, Gastwirte, Bettler, all dies unverschämte Volk strömt auf der Heerstraße zusammen, um wie Bremsen über den Reisenden

herzufallen. Das ganze schofle Wesen der niederen Bevölkerung, die über alles sich erstreckende Betrügerei und Prellerei war natürlich mehr, als ich ertragen konnte. Ich hätte mich am liebsten durch Italien hindurch geprügelt, ich fühlte auch, daß ich der Mann dazu war. Aber Lili war auch hier mein guter Engel. Nachdem ich sie nur ein einziges Mal durch eine heftige Szene, die ich hinterher bitter bereute, erschreckt hatte, unterwarf ich mich ihr ganz und ließ sie schalten und walten. Ich wurde so zahm und gehorsam wie der Löwe im Märchen unter den weißen Hunden der Fee. Sie brauchte nur ihre Hand auf meinen Arm zu legen, mich anzublicken, meinen Namen zu nennen, um sofort auch den wildesten Aufruhr in meiner Natur zu dämpfen. Und wie trefflich verstand sie es, mit diesen jämmerlichen Menschen umzugehen! Ich erntete, wohin ich auch kam, nur Verwünschungen, sie überall Segen. Der Weg durchs Leben war so wunderbar geebnet für sie. Aber sie bahnte zugleich den Weg für mich. Ich fühlte, wie ich mit jedem Tage, den ich mit ihr verlebte, ein besserer Mensch wurde. Doch das war wohl nur Einbildung. Denn ein anderer Mensch wurde ich in Wirklichkeit nicht.

XV.

Es versteht sich von selbst, daß wir in der Hölle sehr, sehr alte Leute haben. Tausend, zwei — drei tausend Jahre nach irdischem Kalender sind kein außergewöhnliches Alter. Giebt es doch Leute hier, die unter Sardanapal, Cyrus, Alexander gelebt, die Sokrates, Cicero, Horaz, Seneca und gleichzeitige von Angesicht zu Angesicht gesehen haben. Ja, vielleicht sind einige von diesen berühmten Personen selbst hier. Ich habe, wie Du weißt, mir zum Vorsatz gemacht, niemanden bloßzustellen. Hier sind Leute, die von Ninives Fall, von Trojas Eroberung, von Jerusalems Zerstörung erzählen können, die mit den Chaldäern die Sterne befragt, mit Abraham die Herden gehütet und mit den Ägyptern die Pyramiden erbaut haben. Ja, es giebt welche, die noch älter sind als die Sündflut. Hier in der Hölle kann man also, wie Du hörst, richtig Geschichte studieren, — ein wahres Quellenstudium. Aber leider ist hier alles unnütz und interesselos; trotz der günstigen Gelegenheit unterbleibt das Studieren. Die Zeitgenossen aller jener großen Männer interessieren mich nicht, wohl aber fühle ich den brennenden Wunsch, einen Menschen zu treffen, der mit Gottes Sohn, dem Heiland, zusammen gelebt hat. Aber das ist ein eitler Wunsch. Allerdings giebt es hier gar viele Zeitgenossen, und sie haben auch viel zu erzählen, aber alle schleichen sich, so zu sagen, um ihn herum. Oder sie kennen nur einen falschen Messias: einen Aufrührer, Volks-

verführer, Missethäter. In allen ihren Erzählungen ist oft nicht ein Gran Wahrheit, und gerade nach Wahrheit schmachtet meine Seele. Ist das nicht zum Verzweifeln?

Doch ich vergesse ganz, wovon ich eigentlich sprechen wollte. Alte Leute sagen, daß sich die Atmosphäre hier, namentlich in letzterer Zeit, auffallend verdichte. Dunstwasser gewahren wir nicht, aber die Annahme ist durchaus gerechtfertigt, daß der Dunst im Laufe von ungefähr einem Jahrhundert um fünfzig Prozent zugenommen. Eine traurige Aussicht, wenn das so fortgeht!

Daß Salbaderei und leeres Wortgeklingel beständig zunehmen, habe ich schon auf Erden gemerkt. Kluge Leute, mit denen ich darüber sprach, erkennen die immer mehr sich verbreitende Aufklärung des Volkes als Grund an.

Nicht wahr, eine ganz merkwürdige Erklärung? Sinnlose Wortdrescherei in beständiger Zunahme — wahrlich auch eine traurige Aussicht für die Welt! Ganz ohne leere Worte kann freilich die Welt nicht bestehen, bis zu einem gewissen Grade findet sie sogar Behagen an sinnlosem Gewäsch. Aber kann dessen nicht schließlich zu viel werden? Eine neue Sündflut droht; es ist, als ob die Welt einst in einem Meere von hohlen Worten geistig ertrinken sollte. Man braucht nur an die Zeit seiner Großeltern zu denken, wie einfach war ihr Leben im Vergleich mit dem unsrigen! Geradeheraus sagte man seine Meinung, wurde verstanden, und damit Punktum! Aber von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ward man immer künstlicher und verwickelter. Größer und größer wird die Zeit in allerlei Erfindungen, am größten jedoch in der Erfindung der undenkbarsten Umschweife. Phrasen und Formen, — diese sind zu zwei regierenden Mächten in unserem Dasein aufgestiegen. Der Geist schrumpft mehr und mehr zusammen, verscheucht und verblüfft, denn seine Bedeutung schwindet immer mehr dahin. Nicht das Genie, das leere Wort dominiert. Allerdings hat das Wortgeklimper dem Genie angeboten, selbiges in seine Dienste zu nehmen. Aber ein solches Bündnis wäre doch eine zu arge Verhöhnung aller Vernunft. Daher spricht der Geist: „Nein, — lieber sterben!“

Noch eine andere, nicht minder auffallende Beobachtung hat man in letzterer Zeit hier in der Hölle gemacht: die Zahl der zur Hölle fahrenden Frauen ist in stetem Zunehmen begriffen. Mit Wortklimperei steht die Erscheinung doch nicht in Verbindung. Früher — man braucht nur ein halbes Jahrhundert zurück zu denken — früher überwog die Zahl der Männer bei weitem die der Frauen. Jetzt steht die Wage fast schon im Gleichgewicht; nur noch kurze Zeit, und das starke Geschlecht wird von dem zarten überflügelt.

Alles hat seinen Grund, und der Grund zu dieser Erscheinung kann für jeden, der mit offenen Augen durch die Welt gewandert ist, unschwer zu finden sein. Er liegt in der modernen Erziehung. Bildung! das ist die Losung der Zeit. Aber worin besteht diese Bildung, auf die das weibliche Geschlecht so versessen ist? Ist es Bildung des Geistes und des Herzens, was man erstrebt? Macht man die weibliche Jugend mit der Natur und der Geschichte vertraut, damit das Ewige gleich einer Sonne vor ihnen aufgeht und mit ihren Tausenden von Strahlen ihr Inneres erleuchtet? Macht man sie mit dem bekannt, was groß, schön und edel ist, damit sie einst zum Bewußtsein der wahren Menschenwürde und Weiblichkeit kommt? Lehrt man sie vor allem Wahrheit und Liebe? Führt man sie zu Gott, ihrem Schöpfer, Herrn und Erlöser?

Nein, daran denkt man nicht. Unter Bildung versteht man, daß sie zwei oder drei fremde Sprachen plappern können, daß sie auf diesem oder jenem Instrument zu stümpern und die Ohren ihrer armen Mitmenschen mehr oder minder zu mißhandeln imstande sind. Zur Bildung gehört ferner, daß sie über alles, wovon sie nichts verstehen, zu schwatzen vermögen, daß sie recht selbständig erscheinen, und endlich, daß sie sich nach der Mode kleiden und bewegen. Jede Falte ihres Kleides ist ein Ding von hoher Wichtigkeit, aber um die Falten ihres Herzens bekümmert man sich nicht.

Kurz und gut, alles ist lauter Eitelkeit und Schein. Man be-

handelt die Mädchen wie Puppen, nicht wie Menschen. Was man Bildung, Erziehung nennt, ist von A bis Z nichts als Puppenspielerei. Arme, arme Frauen! Jetzt in unserer sogenannten aufgeklärten Zeit müßt Ihr schlimmere Mißhandlung erdulden, als ehemals selbst in den Tagen der größten Rohheit. Damals ging man davon aus, ihr hättet keine Seele; doch nicht lange dauerte es, da mußte man euch eine Seele zuerkennen. Jetzt aber hat man die Seele von euch genommen, und das ist viel, viel schlimmer!

Zur Zeit unserer Vorfahren war es ganz anders. Da wurden die jungen Mädchen einfach zu ihren häuslichen Pflichten erzogen; ihre übrige Bildung beschränkte sich meistens auf das Verständnis des Katechismus. Das war doch etwas und wahrlich nicht wenig. Die Frauen dazumal hatten doch ein Bewußtsein und eine Bestimmung. Frommen, einfältigen Herzens suchten sie Gott, und in der Erfüllung der Pflichten eines eingeschränkten Lebens fanden sie ihre Freude und ihren Stolz. Aber jetzt — was ist Pflicht? Die klarste Vorstellung, welche das moderne Weib davon hat, ist die, daß die Pflicht etwas unsäglich langweiliges ist.

Und was heißt Leben? Leben heißt, sich durch die Welt tändeln, spielen, klimpern, einen Mann nehmen, einige süße kleine Kinder gebären, die erst spät zur Reife gelangen, ein feines Haus führen, angebetet werden, unvergleichlich sein bis zum letzten Tage, und dann — eines fehlt noch, aber das beachtet man nicht — und dann in der Hölle erwachen!

Wahrlich, ihr Menschen, ihr habt euch dort auf Erden wahre Vorbereitungsanstalten für die Hölle erbaut; die für die Männer errichteten sind schlimm, aber die für die Frauen bestimmten sind hundertmal schlimmer. — —

Letzthin ging ich in der Nähe der Höllenthore spazieren. Laß Dich nicht durch diesen Namen verwirren. Das sind natürlich nicht die echten Höllenthore, die Gott und aller seiner Gnade Trotz bieten. Diese liegen viel tiefer und gehören zu einem weit fürchterlichem

Reiche als dem der Toten. Ich meine hiermit nur den befestigten Eingang zur Hölle.

Ich nenne den Eingang befestigt, denn obgleich die Thore weit offen und keine Schildwachen davor stehen, ist es doch noch niemandem geglückt, aus freiem Willen hindurch zu schlüpfen. Ich weiß nicht genau, ob ich es ernstlich versucht habe; nur soviel weiß ich, jedesmal, wenn ich bis zu einer unsichtbaren Grenzlinie kam, hörte ich in mir ein gebieterisches: „Bis hierher und nicht weiter!“ und ich mußte zurückweichen.

Hinaus gelangt niemand, es sei denn mit Zwangspaß; hinein können so viele kommen, wie da wollen. Ich erinnere mich nicht mehr genau, wie man in der Welt rechnet; sagt man, jede Minute, — nein, man sagt wohl, jede Sekunde fährt eine Seele dahin? Nun gleichviel, der größte Teil hält durch diese Pforten der Hoffnungslosigkeit seinen Einzug. Will man die Hölle in ihrem ganzen nackten Elend sehen, so muß man hier eine Zeitlang verweilen. Jenseit der Thore liegt ein undurchdringliches Nebelgrau. Aus diesem Dunkel kommen unaufhörlich neue Gestalten von Verlorenen zum Vorschein; einzeln oder scharenweise schweben sie hervor. Alle sind nackt; nur das Geschlecht und das Alter unterscheidet sie von einander. Der Bettler und der hochgeborene, mächtige Herr sind nicht von einander zu unterscheiden, sie sind beide nackt und gleich jämmerlich. Diese Jämmerlichkeit ist das gemeinsame Adamszeichen, welches in den Mienen, in der Haltung der Elenden und in der Art und Weise ihres Eintreffens, bei allen ohne Ansehen der Person mit gleicher Vollkommenheit ausgeprägt ist. Anfangs ist der Höllenweg gemächlich und bequem, aber sehr bald wird er beschwerlich, ach, unerträglich beschwerlich. Die meisten kriechen in halb sinnverwirrender, bebender Angst vorwärts, nicht wissend wo sie sind.

Es war, wie man auf Erden sagen würde, ein wirklich unvergleichlicher Anblick. Ihr, die ihr in der Welt nicht genug des Pikanten und Grausigen erhaschend könnt, hier würdet ihr euch zu sättigen vermögen. Ich für meinen Teil vermochte es nicht, hier lange

auszuhalten. Alles in der Hölle ist nämlich unvergleichlich, leider, leider, und alles ist pikant in eigentlichem Sinne, alles versetzt uns einen Stich ins Herz, aber nicht zwei unserer unzähligen Schmerzen sind einander gleich. Bei dieser Gelegenheit war mir, als ob sich alles in meinem Innern um und um kehre. Du wirst vielleicht sagen: das war nur der Schmerz der Selbstliebe. Doch, mein Freund, vielleicht nicht ganz, nein, ich glaube es sicher, nicht ganz. Es war etwas Besseres und Höheres in diesem Schmerz. Ich hätte über mich selbst und über andere weinen können.

Und doch, wie wunderbar! wurde es mir schwer, diesen Ort zu verlassen. Nur durch einen gewaltsamen Entschluß gelang es mir, mich loszureißen, um in aller Einsamkeit die neuen Bitterkeiten zu verdauen, die ich bei dieser Gelegenheit zu kosten bekam. — —

Wie reich an Genuß ist doch das irdische Leben! Von der Hölle aus erkennt man das erst mit fürchtlicher Klarheit. Auch mein Leben, jetzt muß ich es gestehen, ist gar reich an Freuden gewesen. Wie viele glückliche, ich möchte sagen glückselige Augenblicke hat die Erde mir bescheert!

Nicht selten klingt mir eine Glocke in den Ohren. Es läutet und läutet, bis in mein Innerstes hinein dringt der vibrierende Klang. Das ist die Abendglocke, der ich auf Erden so oft mit süßem Gefühl gelauscht. Bei dem ersten Ton entfaltet sich vor meinem geistigen Auge eine ländliche Szene mit jenem wunderbaren Zauber, welchen nur die Erinnerung verleiht. Entweder sehe ich reiche Kornfluren, Wald und See, oder ich weile zwischen hohen Bergen, die verklärt ihre Spitzen in den Abendglanz erheben. Die Sonne neigte sich eben zur Rüste, aber die Glut, die sie hinterlassen, flammt höher und höher in Pupur und Gold. Still ists geworden, die ganze Natur senkt sich tiefer und tiefer in einen heiligen Frieden. Daß es ein heiliger Friede ist, verkündet die Abendglocke, die traulich von der Dorfkirche läutet. Das Tagewerk ist vollbracht, alles bereitet sich zur Ruhe. Die, welche die Liebe vereint, werden bald versammelt sein. In der Hütte sammelt die Mutter ihre Kinder um sich, und miteinander harren sie des Hausvaters. Und ist er

gekommen, dann wird die Thür geschlossen, alle Mühe und Zwietracht des Lebens wird draußen gelassen. Vielleicht schlüpft eine kleine Sorge mit hinein in die Pforte, aber sie fällt der Liebe anheim. Sie dient der Liebe zur Nahrung, die Liebe will ja auch leben.

O, wäre ich doch nur jener arme Knecht, der mit den müden Pferden vom Acker heimkehrt, oder jener zerlumpte Knabe, der seine Kühe heimwärts treibt!

Aber die Abendglocke verkündet mir:

„Für dich zu spät!"

Ja, ja, — es ist — zu spät!

Meine Wünsche, was sind sie anderes als der Strick, an dem der Verzweifelte sich erhängt!

XVI.

Ich kehre zu meiner Kindheit zurück. Es war am Abend vor dem Geburtstage meiner Tante. Mein Geschenk lag schon lange bereit, mit unruhiger Seele hatte ich es verwahrt, nach Kinderweise zwischen zwei entgegengesetzten Gefühlen geteilt. Mein Geschenk sollte natürlich ein Geheimnis sein, doch andererseits wollte ich ihr so gern ahnen lassen, welche Überraschung ihr bevorstände. Im Kampf mit diesem Zwiespalt schlich ich mich zu ihr hinunter.

Sie war nicht in ihrem Gemach, das verdroß mich, ich mußte also warten. Zum Zeitvertreib ließ ich meine Augen im Zimmer umherschweifen. Alles befand sich an seinem gewohnten Platz, und nichts fesselte meine Aufmerksamkeit. Ich mußte herzlich gähnen. Doch, was war das? Ein schöner Schmetterling an der Fensterscheibe! Plötzlich kam Leben in mich. Ich vergaß alle frommen Ermahnungen, daß ich die kleinen unschuldigen Tiere in Frieden lassen solle, und begann eine hitzige Jagd. Nicht lange dauerte es, da hielt ich den Schmetterling zwischen meinen Fingern. Ängstlich schlug er mit dem einen freien Flügel, aber das half ihm nichts. Ich hielt ihn fest und untersuchte ihn auf das genaueste. Plötzlich hörte ich Fußtritte, es war meine Tante. Erschrocken schloß ich die Hand um das kleine Tier zusammen, mir ward ganz heiß im Kopfe.

Mit gewohnter Lebhaftigkeit trat Tante Betty ein und beschäftigte sich gleich mit mir. Doch mir war sehr elend zu Mute, ich stand wie ein Tölpel vor ihr. Ein Gespräch wollte nicht

glücken, daher nahm sie, wie gewöhnlich, wenn sie mich ermuntern wollte, ihre Zuflucht zu einer Geschichte. Mochten ihre Geschichten auch zuweilen etwas schwach und abgeschmackt sein, es mangelte ihnen doch nie ein passender Schluß, eine Moral, die selten ihren Eindruck auf mich verfehlte. An diesem Abend war die Moral ihrer Geschichte, daß — Gott alle Dinge sieht.

Diese Worte ergriffen mich mächtig, unwillkürlich verbarg ich die Hand hinter meinem Rücken. Mein Herz klopfte laut, eine große Angst überfiel mich.

„Sieh, mein liebes Kind", fuhr sie fort, „Gott sitzt auf seinem himmlischen Thron, einen Engel zu jeder Seite, beide mit einer Tafel in der Hand. Gott sieht alle Dinge, und nichts will er vergessen. Der Engel zur Rechten verzeichnet all das Gute, das der Mensch nach seinen schwachen Kräften auf Erden vollbringt, und er lächelt dazu so unbeschreiblich hold. Der Engel zur Linken dagegen verzeichnet alles Böse, und die Thränen rinnen ihm über die Wangen und löschen die Schrift auf der Tafel aus, so daß sie immer wieder erneuert werden muß. Und wenn nun der letzte Tag naht und die Menschen vor Gottes Angesicht von ihrem Leben Rechenschaft ablegen sollen, dann wird der Allmächtige mit Donnerstimme rufen: „Hervor mit den Tafeln!" und es wird geprüft werden, wie die Rechnung stimmt. Haben wir mehr Böses als Gutes gethan, ohne daß wir unsere Schuld bereut und Vergebung der Sünden empfangen haben, — wehe uns dann! Wir werden ewig unglückselig werden!"

Dieser Schluß der Geschichte machte einen fürchterlichen Eindruck auf mich. Ich preßte die Hand so fest, so fest zusammen; mir war, als hätte ich eine glühende Kohle darin. Mein böses Gewissen wars, das mich brannte. Der arme Schmetterling mußte schon lange tot sein; dennoch kam es mir vor, als ob er noch immer mit den Flügeln schlüge und mit Gewalt sein dunkles Gefängnis aufbrechen wolle. „Gott sieht alle Dinge, und einst sollen wir alles, was wir gethan, vor ihm verantworten!" Meine Selbstbeherrschung verließ mich. Unter einem Strom von Thränen reichte ich

meiner Tante, ohne auch nur ein einziges Wort hervorstammeln zu können, die Hand mit dem toten Schmetterling hin.

Tante verstand gleich alles. Sie zog mich zu sich heran und drang zuerst mit mild strafenden Worten in mich. Dann tröstete sie mich damit, daß Gott mir meine Sünden vergeben würde, wenn ich sie beweine und bereue. Doch es dauerte lange, bis ich meine Thränen trocknen konnte. Mir bangte und ich war über mich selbst so unsagbar betrübt. Aber nie habe ich etwas Trostreicheres gekannt, als die zärtliche Liebe in Tante Bettys Wesen. Ich mußte meine Hände falten und Gott um Vergebung bitten. Sie sagte es mir vor, und ich wiederholte ihre Worte. Ich war tief bewegt; nie ist eine aufrichtigere Andacht gehalten worden.

Aber Tante war noch nicht fertig. Dies war eine neue Geschichte und die Geschichte mußte ihren Schluß, ihre Moral haben. Sie drückte mich fest an sich, und mit sanfter Stimme ermahnte sie mich, mein ganzes Leben lang Gott vor Augen zu haben und zu ihm, meinem Vater, mit meinem Gebet zu kommen. Sobald ich bei mir selbst fühlte, daß ich etwas Böses gethan, sollte ich sofort mit reuigem Herzen Gott um Vergebung bitten und ihm heilig versprechen, daß ich es nicht wieder thun wolle. Dann würde der liebe Gott in Gnaden sich meiner erbarmen, und ich brauchte mich nicht vor der schwarzen Tafel zu fürchten.

Und wir begruben mit stiller Wehmut den toten Schmetterling in einem Blumentopf. Das Grab bekleideten wir mit Grün, und den kleinen zarten Leib betteten wir in Rosenblätter ein, so daß die schwarze Erde ihn gar nicht berührte.

Erleichterten Herzens ging ich von meiner Tante. Doch ich hatte eine unruhige Nacht, voll von wilden Träumen. Immer und immer wieder klangen in meinen Ohren die schrecklichen Worte: „Hervor mit den Tafeln!“ Wenn ich mich dann angstvoll im Bette aufrichtete, sah ich, daß ich mich im Dunkeln befand. Bis dahin hatte ich nie gewußt, was es heißt, im Dunkeln bange sein — jetzt wußte ich es.

In der Frühe des nächsten Tags eilte ich mit meinem Geschenk

in Tantes Zimmer. Die Thür war wider Gewohnheit geschlossen, öffnete sich mir jedoch sofort als ich rief: „Ich bins, Tante!“ Aber unangenehm überrascht blieb ich in der Thür stehen, als ich die liebe Tante Betty still weinend in der Stube fand. Vor sich hatte sie in einer langen Reihe allerlei wunderliche Sachen verschiedenster Art ausgebreitet. Sie winkte mich zu sich, und umarmte und küßte mich stumm. So überrascht und bekümmert war ich, daß ich ganz das kostbare Geschenk vergaß, welches ich in der Hand hielt. Zuerst dachte ich, Tante habe vielleicht auch einen Schmetterling tot gedrückt. Doch bald kam mir ein anderer Gedanke. „Tante“, flüsterte ich, „sagtest Du nicht gestern Abend, daß Gott alle Dinge sieht? Sieht er denn auch, daß Du weinst?“

Tante Betty sah stutzend auf. Plötzlich war es, als ob die Sonne über ihre milden Züge aufginge.

„Ja, mein liebes Kind“, antwortete sie und drückte mich zärtlich in ihre Arme, „Gott sieht auch meine Thränen, und ich thue großes Unrecht, daß ich das vergessen und so traurig sein konnte. Er sieht sie nicht nur, nein, er zählt sie auch“.

Und schnell trocknete sie ihre Thränen und zeigte mir ein lächelndes Gesicht.

„Kannst Du sehen, mein Kind, wie schnell Gott sie alle getrocknet hat? Er atmet nur auf das Auge, dann sind sie alle weg“.

„Aber warum weintest Du denn, liebe Tante?“

„Das verstehst Du nicht, mein Kind. Ich bin heute ein altes Mädchen von vierzig Jahren. Aber darüber zu weinen ist Thorheit. Und soll ich als alte Jungfer von sechzig bis achtzig — ja hundert Jahren sterben, so will ich darum nicht murren noch weinen, wenn der liebe Gott es so haben will. Komm und setze Dich zu mir. Ich will Dir eine kleine Geschichte erzählen.

„Es ist schon lange her, lieber Otto, da lebte ein junges Mädchen, das war ebenso thöricht als hübsch. Denn sie glaubte, die Welt sei zwar unbeschreiblich schön, doch all das Glück und all die Herrlichkeit der Erde warte nur auf sie. Darin lag nun an und für sich nichts Böses, aber es war eine ebenso verderb-

licher als falscher Glaube. Denn nur die blanke Einbildung wars, daß die Welt so schön sei. Aber wirklich, das Mädchen war hübsch. Doch wenn man ihr das sagte, schlug sie die Augen nieder und es war ihr dann, als ob sie in die Erde sinken sollte.

„Und es war Einer da, der sagte es ihr unzählige Male. O, und wie schön war er selbst, so schön, so stark und so mutig! Es war Kriegszeit. Er befehligte als Kapitän ein Freibeuterschiff.

„Und sie gewann ihn lieb, immer lieber. Weißt Du, was ein Ball ist, ein recht flotter Ball? Das ist ein wunderlich Ding, halb Engelsfreude, halb Teufelswerk. Man wird fortgerissen und schwebt zwischen Himmel und Erde und Hölle. Als der Ball zu Ende war, bat er so flehentlich um ihren einen Handschuh. Ich glaube, in diesem Augenblicke hätte sie ihm gar nichts abschlagen können. Er bekam ihn, — hier siehst Du den andern“.

Und sie zeigte mir Nr. 1 von ihren Reliquien — einen alten Handschuh.

„Doch die Familie des jungen Mädchens sagte, er sei ein Abenteurer, mit dem eine ehrbare Person nichts zu thun haben dürfe. Das zu hören, war traurig für sie. Aber er hatte ihr Herz geraubt, sie liebte ihn so innig, und endlich wurden sie verlobt. Hier siehst Du den Ring, den trug er einst an seiner rechten Hand.

„Jetzt war sie glücklich! Es gab nur eine Stimme auf Erden, die Zugang zu ihrem Herzen hatte, und das war seine. Es kann wohl sein, daß ihm viele und große Fehler anhafteten, doch was wollte das sagen? Sie liebte ihn gerade so, wie er war. Und hätte er zum Auswurf der Menschheit gehört, ich glaube, sie hätte doch fest an ihm gehalten. Wenn man einmal sein Herz weggegeben, dann — — doch, das verstehst Du ja nicht. — Er segelte fort und kam wieder heim. Es war ein herrliches Schiff, das er führte, Wicking hieß es. Eine Prise nach der anderen brachte er heim, und viel Geld verdiente er damit. Aber man behauptete, trotz alldem habe er nie Geld, er sei ein lockerer Bursche, der alles im Spiel wieder verliere. Hier siehst Du das Schiff“.

Tante zeigte mir ein kleines hübsches Bild, das einen Schoner mit vollen Segeln auf hoher See darstellte.

„Oft blieb er lange, sehr lange fort. Aber sie schrieben einander, so gut es gehen wollte. O, was für Briefe! Sie legte ihre ganze Seele hinein. Und er — hier siehst Du die Briefe, die er dem jungen Mädchen schrieb“.

Sie zeigte mir ein kleines Packet vergilbter Briefe, von einem verblichenen Seidenband sorgfältig umwunden.

„Zuletzt hörte sie nichts mehr von ihm. Was sie in dieser langen traurigen Zeit litt, vermag ich nicht zu sagen. Endlich kam doch ein Brief wieder. Er lag krank, sehr krank in einer Seestadt in fremden Landen. Der Winter näherte sich; sie aber ließ sich nicht zurück halten. Von einem Mädchen begleitet unternahm sie die lange Reise und fand ihn in großem Elend wieder. Er hatte sich duelliert. Was das ist, weißt Du nicht, brauchst es auch nicht zu wissen, aber hier siehst Du die Kugel.

„Sie pflegte ihn und er erholte sich; sie machte ihn frei und bezahlte seine Schulden. Voll von Reue, als ein neuer Mensch kehrte er mit ihr zurück. Die von ihm abgegebene Erklärung befriedigte sie und ihre Familie. Ein Kaperschiff wollte er nun nicht mehr führen, sondern von nun an ein großes Kauffarteischiff, das seinem Bruder gehörte. Und sie sollte ihn als seine Gattin begleiten.

„Nur einmal noch mußten sie sich trennen, um dann nie wieder geschieden zu werden. Er wollte seine Familie besuchen und seine Angelegenheiten ordnen.

„Die Zeit verging, der Hochzeitstag stand vor der Thür. Glücklicher Tag, der alle ihre Hoffnungen krönen, all ihren Schmerz heilen und belohnen sollte! Die Brauttracht lag bereit. Hier siehst Du den Brautkranz. Kennst Du die Myrte? Nur einmal im Jahre duldet sie, daß man sie berührt, und jedes Jahr fallen einige Blätter ab. Aber sie hält wohl aus, so lange es noch zwei Augen giebt, die treu sie anblicken.

„Da kam ein Brief. Auf der letzten Station vor der Stadt war er umgekehrt, um nie wieder zu kommen. Hier ist der unglück=

selige Brief, getränkt von ihren Thränen. Was kostete es ihr nicht, ihn zu beantworten!

„War er schlecht? Nein, nur leichtsinnig. Er hatte sich mit einem Netz leichtsinniger Verpflichtungen umgarnt, aus dem er nicht entrinnen konnte, das sich nur noch entzwei reißen ließ. Sein Onkel, zu dessen Erben er bestimmt war, besaß eine Tochter. Gott segne sie! Zweien hatte er sein Wort gegeben, — die Männer können das leider thun und thun es nicht selten. Aber nur einer durfte er es halten. Er erfüllte seine Pflicht gegen die, welche vielleicht am meisten seinetwegen gelitten, und welche — — doch daran will ich nicht denken. Er soll ein gesetzter und ordentlicher Mann geworden sein, und hat, das hoffe ich zu Gott, für seine Jugendsünden Vergebung empfangen.

„Aber sie, die gern alles für ihn geopfert hätte, sie wurde nie mehr froh, und mit Schönheit, Glück und Zukunftshoffnung, mit alledem wars vorbei. Sie wurde nach und nach alt und häßlich und lebte nur noch für andere Menschen. Denn, obgleich die Welt schlecht ist, nein, die Menschen sind es nicht. Aber viele von ihnen sind unglücklich und die Armen bedürfen der Hilfe. Die alte Jungfer hat Trost gefunden in Gott, ihrem Herrn und Vater".

So endete Tantes Geschichte und mit vorsichtiger Hand begann sie ihre Sachen wieder zusammen zu packen.

Als sie damit fertig war, sagte sie: „So nun ists vorbei! — Nun wollen wir ans Essen denken".

Ich verstand natürlich kein Wort davon, brauchte es auch nicht. Die gute Tante hatte ihr Herz vor einem menschlichen Wesen erleichtern wollen, ihr Geheimnis indes wollte sie sich bewahren.

Jetzt erinnere ich mich jedes Wortes und verstehe alles, die Erzählung sowohl, als auch was sie in jener Stunde fühlte, wie schwer es ihr an ihrem vierzigsten Geburtstage ums Herz gewesen sein mag, da sie es vor mir, dem unverständigen Kinde, ausschüttete.

Des Mittags bei Tische schien Tante Betty beinahe übertrieben lustig. Sie hielt Tischreden, worüber wir alle lachen mußten. Und den ganzen Tag über war sie voll schnurriger Einfälle.

Aber die Worte „Gott sieht alle Dinge" kehrten oft in meine Erinnerung zurück, selbst noch im reiferen Alter. Doch mehr das Schreckliche als das Trostreiche darin hatte einen so nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht. So verschieden war ich von meiner guten frommen Tante. Bald aber kam die Zeit, wo es in meiner Macht stand, jenen fürchterlich mahnenden Spruch in den Wind zu schlagen, und bald auch die Zeit, wo ich einen Schmetterling nach dem andern zu Tode marterte, ohne die geringsten Gewissensbisse zu fühlen. — —

Die Zeit zu vertreiben, sehen die Menschen als eine ihrer wichtigsten Lebensaufgaben an, und man hat zur ersprießlichen Lösung dieser Aufgabe die unglaublichsten Veranstaltungen erdacht. Was bei diesem Streben am schwersten ins Gewicht fällt, die Gottlosigkeit oder die Thorheit, ist schwer zu entscheiden. Es giebt nur wenige Ausdrücke, welche die Verkehrtheit der Welt so schlagend bezeichnen als das Wort: Zeitvertreib. Die Zeit und das Leben sind eins, man will leben, daher vertreibt man die Zeit, und doch ist es die Zeit, welche in Freude und Schmerz die Fülle des Daseins bringt. Die Zeit vertreiben nennt man leben; aber hinter der Zeit steht mit der Sanduhr in der Hand der Tod, der nur darauf wartet, daß das letzte Sandkorn dahin rollt. Zeitvertreib ist also nichts anderes als ein beständiger, langsamer Selbstmord. Man vertreibt die Zeit, als ob sie ein fürchterliches Ungeheuer wäre, ein Feind des Lebens und der Freude; aber das Ungeheuer kommt erst, wenn die Zeit entschwunden ist. O, daß ihr es zu würdigen verständet, daß die Zeit eine köstliche Gabe ist. Alle Schätze Golkondas können nicht den Inhalt eines Tages, nicht einmal einer Stunde aufwiegen. Jede Stunde strotzt von Segen. Und was muß denn nicht die Zeit wert sein, wenn sie ohne Grenze, ohne Ende vor uns liegt? Aber diese an Segen überreiche Zeit öffnet sich dem gläubigen Herzen nur im Himmel, wo die Liebe thront, welche die Zeit geschaffen.

Hier in der Hölle fällt jede Binde von den Augen, wir wissen jetzt, was Zeitvertreib bedeutet. Die nackte Wahrheit und Wirklichkeit strömt von allen Seiten auf uns ein. In der Zeit blieb alle Fülle

des Lebens und all der Segen, den die Liebe auszustreuen weiß, den eine gütige Vaterhand uns geben wollte. Jetzt ist sie dahin, entschwunden, die Zeit, und alle Hoffnung hat sie mitgenommen. Auch wir sind dahin, ausgestoßen aus der Zeit, und nie, nie wird sie uns aufnehmen.

Auf Erden ist ein Hauptmittel zum Zeitvertreib das Theater. Auch wir haben hier ein solches, obgleich uns keine Zeit mehr zum Totschlagen übrig geblieben. Die Gewohnheit macht es uns zum Bedürfnis. Auch hier müssen die Frauen etwas haben, wofür sie schwärmen können, die Männer etwas, das sie bewundern, verehren, Männlein und Weiblein etwas, worüber sie schwatzen und konversieren können; das Wetter liefert hier keinen Unterhaltungsstoff, daher muß das Theater aushelfen.

Unser Theater zeigt sich in einem eigentümlich großartigen Stil, desgleichen nicht die Welt, selbst nicht die Welt in der Welt: Paris, aufzuweisen vermag. Allerdings ist das Repertoir an eigentlichen Dichtungen ziemlich arm, denn nur selten ist ein Theaterstück in der Welt unmoralisch genug, um zur Hölle zu fahren; leichtsinnige, oberflächliche und inhaltslose Stücke sind vorherrschend und diese können natürlich der Hölle keine große Ausbeute liefern. Aber wir beziehen unsere Theaterstücke aus einer überreichen, nur uns zugänglichen Quelle, und man wird ohne Zweifel einräumen, daß die theatralischen Erfolge auf Erden sich mit den unsrigen nicht im entferntesten messen können. Außer den wenigen aus der Welt stammenden Stücken besteht unser Repertoir aus lauter wirklichen Begebenheiten. Ja, auch die Schauspieler sind die zu den Begebenheiten gehörenden wirklichen Personen. Sie wiederholen nur auf der Bühne, was sie im Leben verübten. Hier wird also bei dem Publikum keine bloße Illusion hervorgerufen, sondern gleichsam ideell eine vollständige Wirklichkeit geboten.

Theaterdirektoren giebt es in Menge. Bereits auf Erden ist dies eine höchst verdrießliche Stellung, eine endlose Plagerei — wie oft ist sie nicht eine wahre Hölle genannt worden! Aber erst hier lernen die Theaterdirektoren die wahre Hölle kennen. Unter An=

spannung aller ihrer Kräfte müssen sie mit einander wetteifern, etwas recht Interessantes, Spannendes, Erschütterndes oder Rührendes auf die Bühne zu bringen. Zuerst muß Jagd auf eine Begebenheit, oder ein Drama angestellt werden. Dann sind die zum Drama gehörenden oftmals über die ganze Hölle verstreuten Personen aufzusuchen. Sind letztere aufgefunden, so haben sie ohne weiteres Ordre zu parieren und ihre Rolle zu spielen.

Ein Beispiel wird die Sache am besten erklären. Vor kurzem ward hier ein Stück mit dem Titel „der Juwelenschmuck" aufgeführt: eine mit teuflischer Raffiniertheit angelegte Verführungs-, Mord- und Diebesgeschichte. Eine schöne und gute, aber einfältige Frau wird zu Fall gebracht; doch das ist nur Mittel, nicht Zweck. Der Zweck ist vielmehr ein Juwelendiebstahl, und um diesen zu bewerkstelligen, sind noch zwei grauenhafte Morde notwendig. Ein richtiges Kraftstück, aber in ganz anderem Sinne, als die Welt mit diesem Worte verbindet. Denn nicht der überspannten Phantasie eines Dichters verdankt das Stück sein Dasein, es ist vielmehr in allen seinen Teilen, selbst in den unbedeutendsten, ein treues Abbild der Wirklichkeit. Ich erinnere mich noch deutlich, daß ich diese fürchterliche Kriminalgeschichte, welche ungeheures Aufsehen erregte, in den Zeitungen las. Dieselben Personen, welche damals die Verbrechen verübten, spielen hier die entsprechenden Rollen; die tugendhaften stehen begreiflich zum größten Teil außerhalb der Machtbefugnis der Regie.

Der ungemeine Vorzug liegt auf der Hand. Wir haben wirkliche Mörder, Schurken und Bösewichte, wirkliche Verführer und dergleichen, und die Reden und Ereignisse auf der Bühne haben wirklich stattgefunden. Die wirklichen Personen spielen freilich gezwungen und unter unendlichen Qualen, aber mit vollendeter Wahrheit ihre Rollen. Um die der tugendhaften Personen zu besetzen, bedient man sich ausgelernter Heuchler, die mit Vergnügen die Gelegenheit ergreifen, ihre Talente zu offenbaren; und auch diese Rollen werden mit seltener Getreuheit durchgeführt.

Eine moralische Weltordnung offenbart sich in diesen Stücken natürlich nicht; das ist für uns ein überwundner Standpunkt Bei

uns gilt nicht als Regel der Sieg des Guten, doch auch nicht der stete Triumph des Bösen. Unabhängig von allen moralischen und poetischen Gesetzen, schließen die Stücke wie sie einst auf Erden endeten.

Die Szenerie ist unübertrefflich. Allerdings kann hier nur von einer Illusion die Rede sein, aber die Illusion ist vollkommen. Es steht ganz in unserer Macht, alle möglichen Orte und Gegenden zu vergegenwärtigen, freilich nur als Schatten, indes von einer täuschenden Ähnlichkeit. Diese Bilder üben bisweilen eine unbeschreibliche Wirkung aus: manche Seele geräth beim Anblick der wohlbekannten Landschaften vollständig aus dem Gleichgewicht und verzehrt sich vor Sehnsucht und Schmerz.

So wirksam aber diese Vorstellungen sind, gewähren sie doch keine Befriedigung; im Gegenteil, die Qual ist für die Zuschauer ebenso groß wie für die Darsteller. Doch wie in allem anderen, so herrscht auch hierin ein unerbittliches Gesetz; nicht mehr das Gesetz der Freiheit wie auf Erden, sondern das Gesetz der unbedingten Notwendigkeit. Wir müssen, und damit ist selbst der geringste Widerstrebungsversuch schon im Entstehen erstickt.

XVII.

Solltest Du auf den Einfall kommen, diese Briefe zu veröffentlichen — und obgleich sie gerade nicht in dieser Absicht geschrieben sind, soll doch meinerseits einer etwaigen Veröffentlichung kein Hindernis in den Weg gelegt werden — dann wird ihre Echtheit natürlich stark angefochten werden, und man wird unter anderem fragen: Selbst wenn man in der Hölle Briefe schreiben könnte, wie gelangen sie denn aus der Hölle zur Welt?

Wie wunderlich doch die Menschen sein können! Es giebt kaum Einen, der nicht von Geistern und Gespenstern vernommen, und unzählige glauben an Geister. Nun, wenn es Geister giebt, warum sollte es keine Geisterbriefe geben? Und was liegt näher als die Annahme, daß die friedlosen Seelen, welche hin und wieder zur Erde zurückwandeln dürfen, die Besorgung der Briefe übernehmen?

So verhält es sich auch in der That; alle Briefe von hier werden gelegentlich „durch Güte" befördert. So viele Briefe Du bis jetzt von mir empfangen hast, ebenso viele Geister sind in Deinem Hause gewesen. Doch erschrick nicht! Nicht jedem vertraue ich meine Schriftstücke an, sondern nur auserwählten, anständigen Geistern. Hielte Dich nicht eine natürliche Scheu befangen, würdest Du vielleicht mehrere von ihnen sogar sehr interessant finden. Sie müssen außerdem sich ausdrücklich verpflichten, Dich in keiner Weise zu beunruhigen, vielmehr still und heimlich sich ihres Auftrags entledigen.

Nicht alle Gespenster sind mutwillig, launisch und boshaft; es giebt auch höchst achtbare Geister, denen man die ganze Welt anvertrauen könnte.

Jetzt weißt Du also, daß, so oft Du am Morgen einen neuen Brief von mir vorfindest, Du des Nachts Geisterbesuch gehabt hast. Fandest du nicht vor einiger Zeit einen Brief unter Deinem Pult? Ich will Dir den Zusammenhang erklären. Als Du abends die Feder weglegtest, hattest Du sie wohl ganz absichtslos kreuzweise mit einem Bleistifte zusammengelegt; als mein Bote dieses Zeichen plötzlich sah, erschrak er dermaßen, daß er den Brief fallen ließ und eiligst entfloh. Um es nicht zu vergessen, ich möchte gern, daß Du die überzähligen Hähne in Deinem Hofe abschafftest. Nicht wahr, diese Gefälligkeit wirst Du uns gern erweisen? In den Ohren der Sterblichen kann der Hahnenruf vielleicht recht aufmunternd klingen, auf uns Unsterbliche aber macht er einen schauerlichen Eindruck. Er mahnt an die Morgenstunde, die doch vielleicht noch in weiter Ferne liegt, und an den jüngsten Tag und die Auferstehung, die einst kommen wird, mag sie auch noch so lange harren.

Entschuldige, bitte, die schlechte Schrift! Das sind auch verdammte Federn, die man uns schickt, mehr als halb verbraucht im Dienste der Ungerechtigkeit und der Lüge. Und auch das Papier ist erbärmlich. Ich hatte nichts anderes zur Hand als einige alte falsche Dokumente vom Jahre 853. Wahrhaftig, wie ich sie genauer betrachte, entdecke ich, daß es eine Sammlung von Isidors Dekretalen ist. Und die Tinte, ach, mein Freund, was würdest Du sagen, wenn ich Dir erzähle, daß ich mit meinem Herzblut schreibe? Es ist leider schwarz genug, aber, wie Du siehst dick und geronnen.

Ich brauche Dich wohl nicht daran zu erinnern, daß meine Briefe sich nicht aufbewahren lassen? Wie das Nachtgestirn vor dem Morgenrot, so verschwinden sie vor dem Tageslicht und der Wirklichkeit. Du mußt sie daher immer sofort lesen, und, wenn Du ihren Inhalt zu bewahren wünschest, sie kopieren.

Diesen Brief, an welchem ich jetzt schreibe, beabsichtige ich durch einen ganz merkwürdigen Mann zu expedieren, einen Mann, den ich zu meinen interessanten Bekanntschaften rechne, und der gerade jetzt der Erde einen Besuch abstatten will. Er ist einer von den Paladinen Karls des Kühnen, die durch die tapferen Lanzen der Schweizer bei Murten den Tod gefunden. Stolz und gravitätisch tritt er auf in seiner vollen Rüstung; selbst Helmbusch und Sporen fehlen nicht, aber diese wollen nicht mehr klirren und jener will nicht mehr flattern. Das Visier trägt er stets geschlossen; obgleich ich schon manches Stündlein mit ihm geschwatzt, habe ich doch noch nie sein Gesicht erblickt. Ich glaube, er schämt sich. Nie hat er vergessen können, daß er, der berühmte, ritterliche Held, der Sieger in so manchem Strauß, durch die Hand eines elenden Bauern enden mußte.

Im Gefühl seiner ritterlichen Würde läßt er sich nur selten mit jemandem ein. In mehr als klösterlicher Einsamkeit schleppt er sein dunkles, einförmiges Dasein hin. Nur durch einen Zufall kam ich mit ihm in nähere Berührung. Ich hielt nämlich einst in einem öffentlichen Lokal eine begeisterte Lobrede auf den Wein aus Beaune, und erwähnte unter anderem, daß ich ihn dort an Ort und Stelle getrunken hätte. Als die anderen mich verlassen, befand ich mich mit dem Gepanzerten allein.

„Sie sind in Burgund gewesen?“ fragte er mit hohler Stimme.

„Ja, ritterlicher Herr“.

„Und in Beaune bei Dijon?“

„Ja, Herr Ritter“.

„Côte d'or, du herrliches, unvergeßliches Land!“ tönte es dumpf aus seinem Visier heraus. Dann ging er mit gebeugtem Haupte und verschränkten Armen langsam fort.

Das war der Anfang unserer Bekanntschaft. Wir sahen uns nun öfter, und nach und nach schien er sich an mich zu gewöhnen. Er erzählte mir viel von dem prächtigen Hof Karls des Kühnen, von dem herrlichen streitbaren Heer, von der Zukunft, die das stolze Burgund vor sich hatte, von Schlachten und Turnieren, aus denen

er viele Trophäen heimgebracht hätte. Nie aber sprach er von Granson und Murten. Ich meinerseits mußte ihm von dem gegenwärtigen Schicksal des früheren Herzogtums Burgund erzählen, von Frankreichs Macht und Waffenthaten, von neuen Erfindungen in der Kriegskunst, von der Taktik unserer Schlachten. Mit wachsendem Erstaunen folgte er meinen Worten.

Doch sein volles Interesse und Vertrauen gewann ich erst, als ich auf seine Veranlassung ausführlicher von meinem Aufenthalte in den Sevennen und in den von ihnen auslaufenden herrlichen Hügeln erzählte, die mit Recht den Namen Côte d'or tragen. Bei der Schilderung dieser Gegenden und meiner Erlebnisse konnte ich nicht genug ins Kleine und Einzelne gehen. Frage ließ er auf Frage folgen, und doch schien es, als ob ihm eine Frage auf den Lippen schwebte, die er nicht auszusprechen wagte. Endlich erreichte ich auf meiner Gedanken-Bergwanderung das Schloß Roux. Als ich diesen Namen nannte, fuhr er zusammen, dann wurde er ganz still, und mit atemloser Aufmerksamkeit lauschte er meiner Erzählung.

Viel gab es über das Schloß Roux zu berichten. Es ist eine uralte Bergfeste und in der neuesten Zeit nach dem ursprünglichen phantastischen Plan restauriert. Es wird nämlich, was nur selten bei diesen alten Burgen der Fall ist, von seinem Besitzer nicht allein in hohen Ehren gehalten, sondern auch längere Zeit im Jahre von ihm bewohnt. Die Familie ist sehr alt, aber der ursprüngliche Name Roux hat einem anderen, in Frankreichs Annalen nicht unbekannten Namen weichen müssen.

Das alte Schloß, an und für sich schon merkwürdig, ist außerdem noch reich an Sehenswürdigkeiten. Ich führte meinen Zuhörer überall umher innerhalb der ehrwürdigen Mauern, durch die labyrinthischen Gänge, die halsbrechenden Wendeltreppen auf und ab, auf die Zinnen der Türme, von wo man das ganze gesegnete schöne Land überschaut, hinunter in die fürchterlichen, in den Fels gehauenen Kellergewölbe, in die noch nie ein Sonnenstrahl gedrungen, durch die Gemächer und Hallen, von der Rüstkammer nach dem

Rittersaal. Nur in Einen Raum konnte ich ihn nicht führen: in das sogenannte rote Gemach. Dies hatte ich selbst nicht gesehen, es war verschlossen und man sagte mir, daß es niemals von einem menschlichen Fuß betreten würde. Vor vielen hundert Jahren sei in diesem Gemach etwas Entsetzliches geschehen — was? konnte ich schlechterdings nicht erfahren. Überhaupt war der Haushofmeister, welcher mich umher führte, sehr zurückhaltend bezüglich der Geschichte der Burg und der Familie. Was mir besonders dieses alte Schloß unvergeßlich machte, wurde mir in einer kleinen Dorfschenke, in der ich einige Nächte zubrachte, erzählt.

Über das verschlossene Gemach konnte man mir allerdings keine Auskunft geben, doch hörte ich eine wunderbare Erzählung von der sogenannten „kalten Hand". So oft der jedesmalige Stammherr der Familie — also erzählen sich die Leute — im Begriff stand irgend etwas zu thun, was dem Geschlecht zum Nachteil oder zur Schande gereichen würde, fühlte er im entscheidenden Augenblick den Druck einer „kalten Hand" In demselben Augenblick, wo er seine Hand ausstreckte entweder zum Willkommsgruß oder um das Schwert oder die Feder zu ergreifen, legte sich eine eiskalte Hand auf die seine, doch nicht immer gerade auf die Hand, bisweilen auch auf seine Wange, seinen Hals oder sein Haupt. Jahrhunderte hindurch bis in die jüngste Zeit hat in dieser Weise die kalte Hand in der Familie regiert. Ihr letztes Erscheinen fällt in die Zeit des kürzlich verstorbenen Eigentümers. Derselbe war Willens sich zu vermählen. Als er nun in feierlicher Versammlung im Rittersaal die Feder ergriff, um den Ehekontrakt zu unterzeichnen, legte sich die kalte Hand auf seine ausgestreckte Rechte. Entsetzt, bleich wie eine Leiche, ließ er die Feder fallen. Weder Bitten noch Drohungen vermochten den Bräutigam zur Vollziehung der Handlung zu bewegen: die Verbindung wurde gelöst.

Ich schloß meine Erzählung mit der Bemerkung, daß es natürlich dem Gutdünken jedes einzelnen überlassen bleiben müsse, solchen Familiensagen Glauben zu schenken oder nicht; es sei ja schwer, sich eine begründete Ansicht darüber zu bilden.

Diese Meinung teilte jedoch der Gepanzerte nicht. Kopfschüttelnd sagte er mit hohler Stimme:

„Es ist Wahrheit, Mensch, Wort für Wort. — Ich bin der letzte der Grafen von Roux! Ich bin die kalte Hand!“

Unwillkürlich fuhr ich entsetzt zurück; so tief haben die Instinkte, welche wir von der Erde mitnehmen, Wurzel geschlagen. Hier fürchtet sich natürlich niemand vor Geistern und Gespenstern hier sind alle Hände kalt.

Der Graf von Roux stöhnte tief.

„Hören Sie mich an!“ sagte er, „ich will Ihnen meine Geschichte erzählen!“

„Warum ich eigentlich zur Verdammnis der Hölle eingegangen, ist mir nie klar geworden, es sei denn aus dem Grunde, daß ich zu fromm auf Erden gewesen bin. Ich war der Priesterschaft mit Leib und Seele ergeben und befolgte ihre Gebote aufs pünktlichste.

„In den Thälern der Sevennen hatte sich jahrhundertelang eine Kolonie eingewanderter Provençalen ausgebreitet: stille, ordentliche und fleißige Leute, die in materieller Hinsicht der Grafschaft zum wahren Segen gereichten. Zufrieden, eine Zufluchtsstätte gefunden zu haben, lebten sie anfangs ein harmloses Dasein, aber ihr ketzerischer Geist ließ ihnen keine Ruhe. Sie bildeten als Rest der Albigenser eine abgeschlossene religiöse Gemeinde für sich. Lange Zeit hielten sie ihre von der Kirche abweichenden Satzungen sorgfältig geheim, aber als sie erst in ihrer neuen Heimat festen Fuß gefaßt, scheuten sie sich nicht, öffentlich für ihre Ketzereien zu werben. Sie forderten für jedermann die Zugänglichkeit der heiligen Schrift in der Ursprache; sie lehrten, daß man nur glauben solle, was die Schrift enthalte und in Übereinstimmung mit der apostolischen Kirche stünde. Es war eine gefährliche Lehre, und die Zeit mußte kommen, wo die Geistlichkeit ihre ganze Macht aufbot, sie zu unterdrücken und auszurotten. Diese Zeit des Kampfes fiel in mein Mannesalter.

Als gehorsamer Sohn der Kirche verschloß ich meine Augen vor der Vernichtung, die ich mir selber bereitete, indem ich schonungslos diese Ketzer aus meinen Marken vertrieb. Es war ein Albigenser-Kreuzzug im kleinen. Ein Drittel meiner Grafschaft, und zwar der blühendste Teil, lag von nun an öde da. Wahrlich, nur die Überzeugung, mir durch dieses Opfer einen sicheren Platz im Himmelreiche erworben zu haben, konnte meinen Mut aufrecht erhalten. Und alle Priester, hohe und niedere, bestärkten mich in diesem Glauben.

„Und dennoch sollte ich es später fast bereuen. Die Kirche, für die ich so viel gethan, wollte für mich nichts thun. Im Gegenteil. Sie legte meiner ehelichen Verbindung mit der schönen Cyrilla von Brevilla alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg, vorwendend, daß ich ein entfernter Verwandter von ihr sei. Welche Schwierigkeiten mußte ich überwinden, welche Demütigungen erleiden! Ich bat, ich drohte, streute Geld mit vollen Händen aus. Selbst mein gnädiger Fürst nahm sich kräftig meiner Sache an. Als Pilgrim mußte ich nach Rom wandern. Endlich, nach zweijährigem Kampf, konnte ich meine Braut zum Altar führen.

„Wahrlich, hätte ich die Albigenser zurückrufen können, ich glaube, ich hätte es gethan. Doch das lag außer meiner Macht.

„So wurde Cyrilla meine Gattin, doppelt meinem Herzen teuer, weil ich sie erst nach so schwerem Kampf errungen, und sie so treu mit mir ausgeharrt. Ich hatte nämlich in dem Grafen von Tournailles einen Nebenbuhler, und, wie es schien, einen gefährlichen gehabt. Einer Verbindung mit ihm hätte kein Hindernis entgegen gestanden, aber sie hatte es vorgezogen, zu warten, lange zu warten, um das mir gegebene Gelübde zu erfüllen. Fünf, sechs Jahre lang war ich sehr glücklich; es war die schönste Zeit meines Lebens. Unsere Ehe ward mit zwei Kindern gesegnet, einem Knaben und einem Mädchen. Was so wenige Menschen behaupten können, wir konnten es sagen: nichts fehlte unserem Glück. Da rief Herzog Karl seine treuen Vasallen zu den Waffen. Mit

kühnem, wenn auch blutendem Herzen riß ich mich los und folgte dem Rufe.

„Die Geschichte des unglücklichen Krieges kennen Sie. Nachdem wir über Lothringen einen leichten Sieg erfochten, zogen wir gegen die Schweizer. Granson, Murten — entsetzliche Namen! Wie es eigentlich möglich war, verstehe ich noch heute nicht; es müssen Höllenkünste ihr Spiel dabei getrieben haben. Bei Murten fiel ich, und hier schlug ich meine Augen auf.

„Ich, der ich so fest darauf gebaut, dereinst in den Himmel zu kommen, — hingeworfen in eine Ecke der Hölle durch die plumpe Faust eines Bauern. Nie kann ich diese Schande vergessen! Und meine treue Gattin, meine kleinen Kinder! Zu dem Schimpf und der Schande gesellte sich eine verzehrende Sehnsucht. Ich hatte keine Ruhe, ich mußte, und sollte es alles kosten, zurück zur Erde. Es gelang mir.

„Ewig unvergeßlich wird mir die erste Nachtwanderung sein. Durch wohlbekannte trauliche Stätten näherte ich mich meinem ehemaligen Heim, und doch fühlte ich mich so fremd, mir war so bange im Herzen. So muß einem Missethäter zu Mute sein, wenn er zu nächtlicher Stunde seine verbrecherischen Wege wandelt. Der geringste Laut, und war es nur das Rauschen eines welken Blattes, das vom Baum fiel, ließ mich zusammenschauern. Warum machte ich nicht meiner Qual ein Ende und fuhr im Nu zurück zur Hölle? Nein, ein unwiderstehlicher Drang trieb mich vorwärts, ich konnte nicht mehr zurück, langsam mußte ich von Ort zu Ort wandern, und den bitteren Kelch der Erinnerung bis auf den letzten Tropfen leeren. Endlich lag die Burg in klarem Mondenscheine vor mir.

„Welche Veränderung war mit mir vorgegangen? Ich war ja doch noch derselbe, aber ich kannte mich selbst nicht mehr. In dieser Stunde hätte ich bitterlich weinen können. Solange ich lebte, hat nie eine Thräne meine Augen genetzt, jetzt nach dem Tode, wollte ich so gern weinen, aber nun konnte ich nicht. Ich konnte nur zittern und beben. Mir war so unheimlich zu Mute, als empfände ich Angst vor Gespenstern, aber ich selbst war ja das Gespenst

und nichts, nichts hatte ich zu fürchten. O, welch ein Empfang! Die Thorflügel kreischten, daß es mir ins Herz schnitt, die Hunde heulten, das Vieh in den Ställen ward unruhig. War das nicht mein Lieblingsroß, das dort so stampfte?

„Wie ein Dieb schlich ich mich in die Burg und huschte durch die Gänge und von Zimmer zu Zimmer. Wie war doch alles so leer, so unheimlich und öde! Meine Kinder, sie mußte ich zuerst sehen. Ich fand sie in süßem Schlummer der Unschuld, frisch und blühend. Welcher Schmerz kann in der Liebe liegen! Nie hatte ich das so tief gefühlt wie jetzt. Da lagen sie vor mir, mein eigenes Blut, aber sie waren nicht mehr die meinen. Ich durfte sie nicht in meine Arme nehmen, nicht an meine Brust drücken, — das Entsetzen hätte sie ja getötet. Nur seufzen konnte ich und schnell von dannen eilen.

„Und ich ging weiter, denselben Weg, den ich so oft gegangen zu meinem Schlafzimmer mit dem bräutlichen Bett. Es ist das jetzt verschlossene Zimmer, das von keines Menschen Fuß betreten wird. Überwältigt von unbekannten Gefühlen, zögerte ich, ehe ich die Thürschwelle überschritt. Ich sollte sie ja wiedersehen, sie!

„Und ich sah sie — ruhend in den Armen eines Mannes, und dieser Mann war mein früherer Nebenbuhler, der Graf von Tournailles. Im ersten Augenblicke war ich wie gelähmt. Schön wie immer lag sie da. O Höllenqual! Ich, ich, dem sie ewige Treue geschworen, ich war nicht blos vergessen, nein, auch verraten. „Unglückliche“, stöhnte ich, „hast Du Deines Eides vergessen, oder vermeinst Du, so mein Andenken zu ehren?“

„In ohnmächtiger Raserei ballte ich die Hände und biß die klappernden Zähne zusammen. Was konnte ich thun? Wecken wollte ich sie doch wenigstens. Ich streckte meinen Arm aus, weiter und weiter, über die ganze Länge des Bettes, und ich legte meine Hand auf ihre nackte Schulter. Sie fuhr empor, erschreckt durch die eiskalte Berührung, sie erblickte mich, — ich muß fürchterlich anzusehen gewesen sein — ein markerschütternder Schrei, und eine Ohnmacht umfing ihre Sinne.

„Mein Zorn kannte keine Grenzen. Von selbiger Stunde an verfolgte ich sie, wo sie ging und stand; wenn sie es am wenigsten erwartete, mußte sie meine kalte Hand fühlen. Nie aber erschien ich ihr wieder vor Augen. Desto entsetzlicher glaube ich, war ihr meine Nähe. Namentlich zur Nachtzeit wachte ich über sie; nie mehr konnte sie in seinen Armen ruhen. Meine kalte Hand lag zwischen ihnen. Tag für Tag wurden beide bleicher, sie schienen dem Grabe entgegen zu wanken. Zuletzt vermochten sie es nicht mehr zu ertragen, sie beschlossen, sich zu trennen. Sie ging ins Kloster. Fortan durfte ich ihren Frieden nicht mehr stören. Im Kloster gebar sie einen Sohn, er wurde der Stammvater des neuen Geschlechts auf der alten Burg Roux.

„Meine eigenen Kinder starben. Das war der letzte große Schmerz, den ich mir von der Welt holte. Er wandte gleichsam meinen Sinn, ich fühlte eine Art Reue. Vielleicht war ich doch zu hart gegen sie gewesen. Ein toter Mann ist kein Mann und hat nichts mehr zu fordern. Sie dagegen war noch jung und lebensfrisch, Natur und Welt stellten noch Forderungen an sie. So unterwarf ich mich einer freiwilligen Buße, indem ich mir selbst das unverbrüchliche Gelübde abnahm, über Cyrillas Sohn und seine Nachkommen durch alle Zeiten fürsorglich zu wachen. Und das ist jetzt die kalte Hand auf der Burg Roux. Ein unfehlbares Gefühl verkündet es mir wie eine Offenbarung, wenn ein Mitglied der Familie im Begriff steht, einen unheilbaren Entschluß zu fassen, einen verderblichen Schritt zu thun. Dann habe ich keine Ruhe mehr in der Hölle, ich muß zur Erde zurück. Und in dem entscheidenden Augenblicke trete ich dazwischen. Bis auf wenige Ausnahmen hat jeder Stammhalter der Familie, Mann oder Weib, die kalte Hand gespürt, und so wird es bleiben, bis das Geschlecht einst nicht mehr ist.

„Gerade jetzt ergeht wieder der Mahnruf an mich; bald muß ich zur Erde wandern. Was dort vorgeht, weiß ich nicht, aber ich kenne meine Zeit und die kalte Hand wird nie ihr Ziel verfehlen“.

So endete der Graf von Roux und versank in tiefes Schweigen um mich bald darauf zu verlassen.

Ich werde ihm wieder begegnen und ich hoffe, daß er der Überbringer dieses Briefes sein wird. Du aber, mein Freund, brauchst Dich vor der kalten Hand nicht zu fürchten.

Du fragst natürlich nicht, aber Du könntest doch fragen: „Kommst Du nie einmal selbst? Warum kommen andere, aber Du nicht?“ Fast weiß ich nicht, was ich darauf antworten soll. Allerdings könnte das Schicksal, in flüchtigem Besuche zur Welt zurückkehren zu müssen, auch mich einmal treffen. Das beruht auf einer gewissen inneren Notwendigkeit. Sobald diese vorhanden, muß ich natürlich hinauf. Aber das wäre nur eine neue Qual für mich und mir graut davor. Ich weiß nicht, wie es kommt, ich vermute, daß der Teufel hierbei sein Spiel treibt. Gott hat sicherlich nichts damit zu schaffen. O, diese Erdenwanderung, das ist ein entsetzlicher Gedanke. Alle Angst des Todes bringt er in mein Inneres zurück. Nein, nein, ich hoffe, alle meine Qual nur hier in der Hölle leiden zu müssen.

Kannst Du noch wähnen, daß man in der Hölle nichts zu hoffen habe?

XVIII.

In Italien genießt man die Herrlichkeit der Natur am Abend. Da meine Mutter nicht gern spazieren ging, wanderten Lili und ich gewöhnlich allein. Venedig, Florenz, Neapel — berauschende Erinnerungen! Ach, versteh mich recht: nicht jetzt, sondern während ich auf Erden lebte.

Diese italischen Abende schließen eine unbeschreibliche Fülle von Schönheit und Lebensgenuß in sich. Friede in der Natur und Friede im Herzen, denn ich hatte ja Lili an meiner Seite, und war selbst im dichtesten Menschengewühl allein mit ihr auf der Welt.

Die reinsten, geistigsten und daher auch vollkommensten Freuden warteten meiner in dem herrlichen Florenz. Zuerst besuchten wir die piazza del granduca, den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens in der Stadt. Umgeben von prächtigen, alten Gebäuden in großem und edlem Stil, mit Fliesen belegt und glänzend erleuchtet, gleicht dieser Platz einem herrlichen Saal von ungeheurer Größe, über den sich wie eine Decke der dunkle Himmel mit seinen funkelnden Sternen wölbt.

Hier erhebt sich jener alte Palast mit seinem hohen, mittelalterlichen Turm, der auf die stürmischen Volksversammlungen in den Zeiten der freien Republik herabgeschaut hat, auf einen Dante, Michel Angelo und Savonarola. Vor ihm zwei kolossale Statuen: David und Herkules; etwas zur Seite, der Sage nach auf derselben Stelle, wo einst Savonarola den Tod auf dem Scheiterhaufen erlitt,

ein prächtiger Springbrunnen mit Tritonen und Faunen und dem meerbeherrschenden Neptun. Nicht weit davon die bronzene Reiterstatue Cosmus' von Medici, ein Meisterwerk von Giambologna. Auf entgegengesetzter Seite führen einige Stufen, bei denen zwei antike Löwen Wache halten, in die herrliche Säulenhalle loggia dei lanzi. Hier sind von Lampenlicht bestrahlt einige der edelsten Kunstwerke Italiens frei ausgestellt: der Befreier Perseus von dem großen Meister Benvenuto Cellini, Judith und Holofernes, Herkules und der Centaur, die berühmte Marmorgruppe von Giambologna: der Raub der Sabinerinnen, der Held Ajax, welcher den sterbenden Patroklos in seinen Armen hält. Im Hintergrunde eine Reihe antiker Priesterinnen in übernatürlicher Größe. Diese Bilder, die zu leben und zu atmen scheinen, üben in der künstlichen Beleuchtung wahrhaft magische Wirkung aus. Und daß diese Kunstwerke so öffentlich ausgestellt sind, zu jeder Zeit und für alle zugänglich, nur der natürlichen Ehrerbietung der Menge vor dem Schönen und Herrlichen anvertraut, das ist . . . .

O, welch ein Thor bin ich! Habe Geduld mit mir! Da liefere ich wirklich eine Art ästhetischer Reisebeschreibung! Von der Hölle aus! Lache nicht, mein Freund, ich kann nicht mit Dir lachen.

Eine solche Macht hat die Erinnerung, jeden Augenblick reißt sie mich mit sich fort. Und diese Erinnerungen sind mein Leben, mein Alles. Aber sie sind nicht wie ein Becher, aus dem man sich berauscht, sondern wie ein Becher, aus dem man Gift trinkt, ein Gift, das doch nicht tötet, sondern nur unsägliche Schmerzen bereitet

Mit einer stillen, innigen Freude, wofür die Welt keinen Namen hat, getragen von einer Stimmung, die auf der Grenze zwischen Wirklichkeit und Zauberei schwebte, wandelten wir von einer Stätte zur andern. Dann und wann wechselten wir einige Worte. Und waren wir für den Augenblick befriedigt, so eilten wir in die halbdunklen Arkaden des mächtigen palazzo degli Uffizii. Hier konnten wir wieder wie sonst traulich mit einander reden. Der Zauber war gelöst, aber wir spürten noch seine Wirkung. Wir hatten uns so viel zu sagen! Und wie vertraulich und innig sprach

Lili! Ihr Arm ruhte in dem meinen so fest und so traut, ich glaubte ihres Herzens Schlag zu hören. Und wie süß war es, ihr das Verständnis dessen zu erschließen, was sie gesehen, und neue Gefühle in ihrem jungen, frischen und so reinen Herzen zu erwecken!

War es dann spät geworden, so kehrten wir über den Domkirchenplatz heim. Hier wars so stille und so friedlich. Manice del fiore heißt diese Kirche, und wahrlich, sie verdient diesen Namen. Florenz bedeutet: die blühende, aber die Domkirche ist die Blume, wenigstens die Herzensblume in Florenz' Herrlichkeit. Sie bedurfte eines Zeitraums von 160 Jahren, um aus der Erde hervor zu wachsen, aber dann stand sie da in einer bisher ungekannten Größe und Pracht. Mit ihrer Kuppel beherrscht sie nicht allein die ganze Stadt, sondern das ganze blühende Thal. Neben ihr erhebt sich der schlanke, mit köstlichen Bildwerken geschmückte Glockenturm bis zu einer Höhe von fast 300 Fuß. Nicht weit davon die uralte Taufkapelle mit ihren drei wunderbaren Bronzethüren, von denen die eine nach dem Ausspruch Michel Angelos die Pforte des Paradieses zu sein verdiente. Vor derselben eine rohe Steinbank. Oft fand Lili, von der langen Wanderung ermüdet, auf dieser Bank Ruhe und neue Kräfte. Es war dieselbe Bank, auf der Dante so oft gesessen hatte, versunken in tiefe Träume vom Paradies und der Hölle und seiner Beatrice.

Eines Abends fragte ich Lili, welche Gegend der Stadt ihr am besten gefalle.

„Auf der Piazza ist es schön, unbeschreiblich schön", antwortete sie, „aber es ist doch nur eine fremde, eine heidnische Herrlichkeit. Hier dagegen wird einem wieder so recht christlich zu Mute und man fühlt sich daheim. Es ist ein sonderbarer Unterschied zwischen dort und hier. Hier erfaßt mich so recht der lebendige Glaube, daß, so weit man auch die Welt durchwandern mag, man doch immer zu dem Herrn zurückkehren muß. Die Welt mit all ihrer Herrlichkeit kann uns doch nichts bieten im Vergleich zu dem, was er uns giebt".

„O, wäre ich ein Christ gleich Dir, Lili!" rief ich unwillkürlich.

Und ohne es zu wissen, drückte ich ihre Hand so stark, daß es ihr Schmerz bereiten mußte.

Sie unterdrückte einen Ausruf und sah mich verwundert und unruhig an.

„Otto“, sagte sie ernst, „wozu ein solcher Vergleich, so demütigend für mich? Ich bin, mit Dir verglichen, ja nur ein armes, unwissendes Kind“.

„Ja, Lili, gerade Dein kindliches Herz macht Dich zu dem, was Du bist. Ist es nicht auch eine alte, heilige Wahrheit, daß man aus dem Munde der Kinder die Wahrheit hören soll? — Willst Du, meine Lili, mir eine Frage beantworten? Was für Millionen Menschen ein Rätsel gewesen und noch ist, wird Dir vielleicht leicht sein, zu beantworten. Was heißt, ein Christ sein?“

„Lieber Otto, ein Christ sein, was sollte es wohl anderes bedeuten, als Christus in sich tragen?“

Diese Antwort schnitt mir ins Herz. Wie oft hatte ich gespürt, daß der Teufel oder wenigstens ein Dämon in mir hauste!

„Ja, so ist es und nicht anders, — so einfach und doch so herrlich!“ sagte Lili in stillem Entzücken zu sich selbst. „Er ist mein Verlangen; wenn ich Ihn nur habe, weiß ich nichts von Sorg' und Schmerz. Er ist mein Wesen, in Ihm denke, fühle, handle ich. Er ist mein Hort, in Ihm lebe und atme ich“. Und leise flehte sie: „O, Du mein Erlöser, laß mich Dich allzeit bekennen bis an meines Lebens Ende!“

Stumm gingen wir weiter. Die Erinnerungen meiner Kindheit stürmten auf mich ein, mein Herz ward so voll, so unbeschreiblich voll. Mir war, als ob eine Thräne sich ins Auge drängen wollte. Zuletzt beherrschte mich nur ein Gedanke: Sie ist der Engel, der dich zurück zu Gott führen wird.

„Aber, lieber Otto“, sagte Lili nach einer längeren Pause, „eine solche Frage kann nicht aus Deinem Herzen kommen. Ich verstehe Dich gewiß nicht ganz“.

Es fiel mir schwer, ihr zu antworten. Was ich erwiederte, weiß ich nicht. Ihr Arm zitterte in dem meinen, plötzlich standen

wir still, gerade vor einem kleinen, von einer Lampe erleuchteten Marienbilde.

„Ich muß Dein Gesicht sehen", sagte sie, „mir war, als ob ein Fremder mit mir sprach. — Nein, Du bist es doch, Otto, Du bist derselbe, wie immer".

Und sie lachte über sich selbst, über ihren thörichten Schreck, wie sie sagte.

Dieses Lachen, das immer wie Musik in meinen Ohren klang, nahm den Bann von meinem Herzen. Alle Sorgen und bösen Ahnungen verschwanden wie Schatten vor dem Licht der allbesiegenden Sonne.

„Und auch Du", rief ich aus und drückte sie fest an mich, „und auch Du bist dieselbe wie immer, bist meine teure, gute Lili, im Leben und Tod, meine liebe, fromme Freundin!" — —

Ich bin ihr wieder begegnet, ihr, Anna! Sie saß abseits und trieb eine wunderliche Beschäftigung. Aus ihrem langen dichten Haar zupfte sie Schilf und kleine Muschelschalen. Ihr leichtes Gewand war über ihre Schultern herabgeglitten. O Entsetzen! Auf ihren weißen Schultern konnte ich deutlich ein Brandmal sehen! Es war rot wie Blut, und wie eine Blutschuld fiel es zurück auf meine Seele.

Wie in einem aufgeschlagenen Buch konnte ich in ihrem Herzen lesen. Scham und Verzweiflung wohnten darin. Aber von ihrer Lebensgeschichte war nichts in ihrem Herzen zu lesen. Diese stand in ihrem entstellten, einst so schönen Antlitz geschrieben, und das Brandmal auf der Schulter schloß die Geschichte. Sie hatte im Anfang kein anderes Verbrechen begangen, als daß sie mich heiß und innig geliebt. Zum Dank für diese Liebe hatte ich sie ins Verderben gestoßen. Sie war im Strom des Lebens zu Grunde gegangen, von Elend zu Elend, von Verbrechen zu Verbrechen, bis sie den Tod der Verzweiflung in den Wellen fand. O, wie es in meinem Innern brannte!

Lange betrachtete ich sie, ich konnte trotz aller Pein meine Blicke nicht von ihren Zügen abwenden. Aber plötzlich fuhr es wie ein Blitzstrahl durch mich, mir ward heiß wie Feuer und kalt wie Eis.

Ein schrecklicher Gedanke hatte mich gepackt. An wen erinnerten mich diese Züge? War das nicht eine auffallende schlagende Ähnlichkeit? Martin glich Anna so vollkommen, wie ein Sohn seiner Mutter nur gleichen kann! Und hatte Martins Mutter nicht zu einer Gauklertruppe gehört, und war ihre Leiche nicht in einem Sumpf gefunden worden? Und Martins Geheimnis, das große Geheimnis, welches alles zwischen uns aufklären und versöhnen sollte? Nein, ich konnte nicht mehr zweifeln!

Martin war also ihr und mein Sohn. Nicht allein ihr, auch meinem eigenen Kinde hatte ich das Verderben bereitet. Er — mein Sohn! Also darum hatte der Knabe mich so wunderbar gefesselt, darum hatte ich geglaubt, mich selbst in ihm wiederzufinden, darum hatte ich ihn so geliebt trotz seines wilden unbändigen Charakters. Aber diese seine wilde, ja böse Natur, sie war ja auch die meine. Gott hatte mich in ihm gestraft! Heißt es nicht auch, daß Gott die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied? Das ist entsetzlich! Aber das Entsetzlichste ist doch: nicht allein die Mutter, auch das Kind, mein eigen Kind! Könnte man hier in der Hölle wahnsinnig werden, wahrlich in dieser grauenvollen Stunde hätte Wahnsinn mich ergreifen müssen.

Ich mußte Gewißheit haben und sollte es auch, ich weiß nicht was, kosten. Ich eilte auf sie zu, aber bei meiner ersten Bewegung bemerkte sie mich, und mit der Hast des Entsetzens jagte sie davon, warf sich in einen Schwarm von Schatten und war meinen Augen entschwunden.

„Wo soll ich hin, wo soll ich mich verbergen?“ klang es jammernd in meinem Innern. Aber in der Hölle giebt es kein Versteck, weder vor Menschen noch vor Gott, hier giebt es keinen Winkel, wo man allein und unbewacht seinen Kampf ausstreiten und in seinem Schmerze wühlen kann. — —

Es ist mir, glaube ich, bis jetzt noch nie geglückt, einen Brief auf einmal fertig zu schreiben. Ich nehme Papier und Feder zur Hand, schreibe ein wenig über das, was mich gerade besonders bewegt, und lege dann den Brief wieder weg bis zu einer andern

Gelegenheit, die bisweilen lange auf sich warten läßt. Ich meine natürlich namentlich die innere Gelegenheit. Wenn ich die Gelegenheit nicht wenigstens halb mit Gewalt herbeizöge, würde ich in der Hölle nie Ruhe zum Schreiben finden. Daher kommt es, daß meine Briefe in Wirklichkeit nur Einzelbilder sind, ein treues Abbild meiner selbst, der ich ja nur noch ein Wrack und Bruchstück bin. —

Der Sonntag war der schlimmste Tag der ganzen Woche für mich, denn an diesem Tage mußte ich gewöhnlich bei meiner Mutter essen und, was noch schlimmer, dann und wann vorher mit ihr zur Kirche gehen; das kostete große Überwindung, nicht etwa, weil ich Gottes Wort gering achtete, aber eine peinliche Unruhe bemächtigte sich meiner, und so vieles, was ich am liebsten auf ewig begraben wünschte, entstieg dann dem Grabe der Erinnerung und weckte in meinem Innern Angst und Reue. Im täglichen Leben konnte ich alle ernsten Gedanken so ziemlich von mir fern halten, aber an diesen Sonntagen war es mir unmöglich. Ich fühlte, daß ich zu etwas anderem bestimmt gewesen, als was ich geworden, aber jetzt — ja, jetzt konnte es nicht mehr anders werden.

Doch zum peinlichsten ergriff es mich, daß ich dann und wann mit meiner Mutter auch zum Abendmahle gehen mußte. Zweimal im Jahre, im Frühling und im Herbst, ging sie zum Tisch des Herrn. Ich hatte ein Gefühl, als ob ich zum Tode geschleppt würde, aber ich konnte und wollte sie nicht kränken und betrüben, also begleitete ich sie, mit Widerwillen und Grauen. Denn ich war weder ein Gotteslästerer, noch in dem Grade leichtsinnig, daß ich mich leicht darüber hinwegsetzen konnte. Ich wußte und fühlte wohl, daß ich an der heiligen Handlung nicht teilnehmen dürfe, ohne den wahren Glauben mitzubringen. Bleich, mit einer Zentnerlast im Herzen, schritt ich zur Seite meiner Mutter dahin. Die Beichte bereitete mir unerträgliche Qual. Ich versuchte mit aller erdenklichen Mühe unaufmerksam zu sein, aber hier erwies sich der Geist stärker als das Fleisch, ich begriff den Zusammenhang nur allzugut. Die Hostie mußte ich im Munde um und um kehren, die Zunge schien dicker und dicker zu werden, und

unwillkürlich dachte ich: Wird es dir auch glücken, sie herunter zu schlucken? Eine wahre Seelen- und Herzensangst! War ich vorher bleich gewesen, so wurde ich jetzt rot. Mit dem Wein ging es leichter, der war doch flüssig, aber er schien in meinen Eingeweiden zu brennen. Lange dauerte es gewöhnlich, ehe ich die Schrecken eines solchen Tages ganz überwunden hatte. Ich mußte mich in einen Wirbel von Zerstreuungen und Ausschweifungen stürzen, um mich zu betäuben und um, wie ich es nannte, mit mir selber wieder ins Reine zu kommen.

So damals. Aber jetzt, mein Freund, jetzt fühle ich, daß selbst, wenn ich das Leben meiner Mutter dadurch hätte retten können, ich doch nicht am Abendmahle hätte teilnehmen sollen. Ich verlor mehr, o, tausendmal mehr durch die Teilnahme an diesem Sakrament, als sie dabei gewann.

Einer dieser Abendmahlssonntage taucht besonders lebhaft in meiner Erinnerung auf. Und wenn ich mich frage, warum gerade dieser? so steht eine schlanke Mädchengestalt vor mir in dem Glanz der ersten Jugend, verklärt in geistiger, rührender Schönheit. Sie steht da, das Haupt ein wenig gebeugt, das schwarzglänzende Haar in schwerer Lockenfülle über Nacken, Brust und Schultern wallend. Ihre feinen Gesichtszüge tragen höhere Schönheit, als in einer regelmäßigen vollendeten Form liegt; und wenn sie den dunklen Blick aufschlägt, hat man für nichts mehr Sinn als für ihr Auge: in diesem tiefen, frommen Blick ist ihr ganzes Wesen enthalten. Nein, nicht das ganze. Zu diesem Blick gehörte ihr Lächeln, ein unbeschreiblich süßes Lächeln, das so leicht bei ihr hervorzuzaubern war. Aber ob es sich um den Augen oder den Lippen zeigte, das unterschied man nicht; ihr Lächeln glich einem Lichtstrahl von oben, der auf ihr schönes Antlitz fiel und ihre Züge verklärte.

Hier hast Du ein schwaches Bild von Lili in ihrem sechszehnten Jahre. Auch sie will heute zum Abendmahle gehen, auch sie scheint unruhig und innerlich bewegt zu sein. Sie ist ungewöhnlich bleich, und ihr Busen hebt und senkt sich in unregelmäßigen, bisweilen so tiefen, so unendlich tiefen Atemzügen. Ja, auch sie ist

unruhig und bewegt, doch wie ganz anders als ich — welche himmelweite Kluft liegt zwischen ihr und mir!

Ich war frühzeitig aufgestanden. Sonst wiegte ich mich gern in Morgenträumen, aber heute blieben sie fern, nur die kalte herbe Wirklichkeit lag vor mir. Meine Unruhe wuchs von Stunde zu Stunde, trotz all meiner Willenskraft konnte ich das Beben meines Herzens nicht verhindern. Wenn ich mich im Spiegel sah, mußte ich mich schnell abwenden — wer war der Missethäter, der mich so verzweiflungsvoll anstarrte? Fast hätte ich mich vor mir selber gefürchtet.

Endlich nahte die Stunde, ich machte mich fertig und suchte meine Mutter auf. In der Wohnstube traf ich Lili. Sie war allein und sah sehr angegriffen aus.

„Ist Dir nicht wohl, Lili? Du siehst so bleich aus", sagte ich, indem ich ihre dargereichte Hand in der meinen hielt.

Sie lächelte. O, dieses Lächeln war einst mein Himmelreich! Doch wehe mir, daß ich kein anderes hatte! Jetzt habe ich nicht einmal das mehr!

„Mir ist wohl, ganz wohl!" antwortete sie leise.

Und sie ging hinaus, um meine Mutter zu holen.

Gedankenvoll blieb ich stehen. Die augenscheinliche Erregung, in der ich sie getroffen, nahm meine Seele gefangen. Es gab nichts Verlockenderes für mich, als die Rätsel zu lösen, welche in ihrem innersten Wesen lagen. Und in diesem Augenblick bot es außerdem eine glückliche Zerstreuung für mich, in ihrem Herzen anstatt in meinem eigenen zu lesen.

Mein Blick fiel auf ein kleines Buch, das eben ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte. Es enthielt die Lösung des Rätsels, denn es war ein Kommunionbuch, und auf der aufgeschlagenen Seite las ich folgende Worte:

„In dem heiligen Abendmahle geht der Erlöser mit der gläubigen Seele eine so innige und vollkommene Verbindung ein, wie keine Zunge sie zu beschreiben vermag. Ein irdisches Vorbild dieser glückseligen Vereinigung ist das Verhältnis zwischen Braut und

Bräutigam. Ja, dieses Verhältnis ist weit mehr als ein bloßes Gleichnis. Jesus ist der wirkliche Bräutigam und die fromme Seele ist die Braut. In unsagbar tiefer Liebe geben sie sich einander hin und finden die Fülle der Seligkeit in vollkommener, ewiger Vereinigung".

Jetzt verstand ich oder ahnte wenigstens, was in Lili vorgegangen, was sie so tief ergriffen. Ihre Seele war bewegt wie die Seele der Braut, wenn der Augenblick sich nähert, wo sie sich dem erwählten Bräutigam zu eigen geben soll. Nie vorher hat sie ein so süßes Gefühl gekannt, nie hat sie sich so glücklich gefühlt, und doch ist ihr Inneres voll von bebender Unruhe. Sie sehnt sich nach ihm, sie verlangt nach ihm, und doch ist ihr, als möchte sie fliehen. Sie glüht und erblaßt, eine Beute der Schüchternheit und Furcht, und doch fühlt sie, daß, wenn sie an der Brust ihres Bräutigams ruht, es keine Furcht mehr für sie giebt. — —

Hast Du von Jerichos Gärten reden hören? Wenn nicht, so doch sicherlich von den Lilien auf dem Felde, die nicht arbeiten und nicht spinnen, und dennoch prächtiger gekleidet sind, als Salomo in all seiner Herrlichkeit.

Nun, ich habe einst mit Lili diese Lilien in Jerichos Thal wachsen sehen. Aber Lili war selbst eine Lilie, schöner als alle die anderen. An dieser Stätte erzählte sie mir eines Abends eine Geschichte. Woher sie ihre Geschichten nahm, konnte ich nie ergründen. Oft schien es mir, als ob ein höheres Wesen aus ihr spreche, als ob ihr Mund nur Gottes Werkzeug sei, und ich hörte ihre Erzählungen mit einer Art Andacht an und glaubte an sie, ich hätte fast gesagt, wie an das Evangelium. Noch heute vermeine ich ihre leise, melodische Stimme zu hören, mit der sie folgende Geschichte erzählte:

„Ein Mensch lag auf seinem Sterbebette. Die Welt verschwand vor ihm wie eine Nebeldecke, und es fiel ihm die große Frage aufs Herz: „Wohin kommst du, wenn du von dannen gehst?" Und mit dieser Frage war eine erbebende Angst über ihn gekommen.

„Unruhig wälzte er sich auf seinem Schmerzenslager hin und

her. Plötzlich sah er zehn fürchterliche Gestalten um sein Lager stehen, ehern, kalt, unerbittlich — das waren die zehn Gebote Gottes. Und sie erhoben ihre Stimme wider ihn, eine Gestalt nach der andern, und klagten ihn an. Die erste sagte: „Unglücklicher, wie vielen Göttern hast Du in der Welt in Deinem sündigen Herzen gedient!“ Die zweite: „Wie oft hast Du den Namen Deines Gottes mißbraucht!“ Und die dritte: „Wie oft hast Du für Dich und andere des Feiertags Frieden entweiht!“ Die vierte: „Wie oft bist Du trotzig und ungehorsam gewesen gegen die, denen Du Gehorsam und Ehrerbietung schuldest!“ Und die fünfte: „Wie oft hast Du Deinen Bruder gekränkt und die Barmherzigkeit mit Füßen getreten!“ Und so redeten sie alle zehn, die eine nach der andern, und zusammen riefen sie mit Donnerstimme ihr Wehe über ihn.

„Und der Sterbende wand sich in Angst und Qual auf seinem Lager und vermochte nicht zu antworten. Er fühlte wohl, daß er verloren war. Endlich stammelte er verzweifelnd: „Wollt Ihr, Ihr schrecklichen Ankläger, denn ewig hier zetern? Könnt Ihr nicht weichen von meinem Lager, daß ich in Frieden sterbe?“

„Und sie entgegneten ihm: „Nur unter einer Bedingung können und wollen wir weichen, nämlich daß Einer an unsere Stelle tritt, dem Du bedingungslos mit Leib und Seele für alle Ewigkeit angehörst. Willst Du in diese Bedingung Dich fügen?“

„Der Kranke grübelte. Auch dies dünkte ihm fürchterlich, sein Herz bebte in den letzten Schlägen. Endlich sprach er: „Ja, hebt Euch hinweg, und laßt den Einen kommen. Lieber einem als zehn zur Verantwortung bereit sein“.

„Kaum hatte er diese Worte verlautet, da verschwanden die finstern Ankläger, und an ihrer Stelle erhob sich eine lichte Gestalt, erhaben und mild, ein Bild der Barmherzigkeit. Und der Elende heftete sein brechendes Auge auf die freundliche Erscheinung. Obgleich der Tod ihn schon angehaucht, fühlte er doch ein neues Leben in sich. Plötzlich dachte er an seine Taufe und an das, was seine fromme Mutter ihm einst als Kind erzählt hatte von Gott, der

die Liebe ist, und von den Sündern, die selig werden können. Alles das hatte er längst vergessen, aber jetzt stand es so klar und lebendig vor ihm, als wäre es ihm nie aus seinem Gedächtnis entschwunden. Und siehe, er erkannte die Gestalt.

„Ein seliges Lächeln verklärte sein Antlitz, unwillkürlich streckte er seine Arme aus und mit Aufbietung seiner letzten Kraft rief er:

„Ja, Dir will ich angehören mit Leib und Seele in alle Ewigkeit! Herr, erbarme Dich meiner, — nimm auf meinen Geist!"

„Da brach sein Herz. Er war dahingegangen in Frieden".

XIX.

Es gab in meinem Leben Augenblicke wahrer Zerknirschung. Ich empfand nicht allein tiefste Niedergeschlagenheit, sondern auch entsetzlichste Herzensangst; oft lag eine Last auf meiner Seele, so schwer, daß ich kaum zu atmen vermochte. Das war das lebendige Gefühl von der Nichtigkeit und Jämmerlichkeit meines Daseins, das lebendige Bewußtsein, daß ich auf falschem Wege wandele, daß ich in mein eigenes Verderben stürze. „Kehre um!" tönte es mit lauten Stimmen rings um mich her, „o, kehre um!" Und in der Tiefe meines Innern klang es wie ein Echo: „Ja, kehre um, wenn es noch nicht zu spät ist!" Und es war nicht zu spät. Nein, selbst beim letzten Klange dieser Stimmen wäre es noch Zeit gewesen. Aus diesem Aufruhr meiner Seele, aus diesem Kampf in meinem Innern wäre, wenn ich ihn nur ganz ausgekämpft hätte, ein neues und besseres Wesen hervorgegangen. Aber dazu kam es nie. Wenn ich so in meinem tiefsten Weh und Elend dasaß, kam mir plötzlich etwas Lustiges in den Sinn, des neuen Lebens zarte Fäden rissen, und ich stürzte mich bis zu völliger Selbstvergessenheit in neue Strudel.

Ja, ich habe es an anderen, wie an mir selber erfahren, daß eine böse, schadenfrohe Macht ihr Spiel im Menschenleben treibt. Jemand hat die besten Vorsätze gefaßt, er befindet sich auf dem rechten Wege zum Heil und Leben, da fährt der Böse in ihn, und er fällt wieder, tiefer denn je vorher.

Und da will man noch den Teufel leugnen!

Ja, der Teufel — es nützt nicht die Sache zu umgehen — er ist es, der den schwachen Menschen zu Fall bringt. Es giebt wirklich einen Teufel, und die Zahl der Dämonen ist Legion.

Aber, fragst Du, Gott, der starke, barmherzige Gott, läßt er das elende Spiel ruhig geschehen, das in der Welt und im Menschenherzen getrieben wird? Wie stimmt es mit seiner barmherzigen, väterlichen Fürsorge überein, daß er so die Seelen der verderblichen Macht der Dämonen überläßt, und gerade in solchen Augenblicken?

Ach, mein Freund, er ist es ja, der durch seine guten Engel diese Unruhe und Angst, dieses tiefe Rühren in unserer Seele erweckt! Er ist es, der diese Last auf unser Herz legt und es seufzen und schauern und beben läßt! Er ist es, der uns zu dem traurigen Bewußtsein unserer selbst bringt, der uns die glücklichen Ahnungen offenbart, daß es noch anders werden kann, wenn wir nur selbst wollen!

Aber wir wollen nicht. Das ist die Wahrheit! Was Gott in solchen Augenblicken schuf und wirkte, das war der große Teil. Der Teufel vermochte nur einen geringen Teil. Aber von Gott ließen wir uns nicht gefangen nehmen, so groß auch die Liebe, so reich auch die Gnade war, mit der er uns lockte und zu sich rief. Doch der Teufel braucht nur zu flöten, dann springen wir auf, ihm zu folgen und zu dienen!

Ist es denn da noch ein Wunder, daß wir jetzt in der Qual der Hölle sind?

Noch etwas anderes, das mir in diesem Augenblick sehr nahe liegt, möchte ich erwähnen. Aber kann ich es in Worte kleiden? Wird es nicht in einen einzigen Schrei der Verzweiflung ausklingen?

Während ich noch an Lilis Seite auf Erden wanderte, gab ich mich oft dem Glauben hin, daß sie meines Lebens Engel sei, daß Gott sie mir in seiner Barmherzigkeit gesandt habe, um mich durch sie von der Bahn des Verderbens zurück zu führen. Dieser

Gedanke hatte für mich etwas unendlich Rührendes, und ich ließ es nicht an frommen Vorsätzen fehlen. Aber die Rührung kam nie zum Durchbruch, mit meiner Umkehr ward es nie Ernst. Ich wollte wohl Lili, doch nicht Gott mein Herz geben.

So scheiterte also Lilis Mission, und es gab keine Rettung für mich.

Jetzt hier in der Hölle bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß, hätte ich Gottes Gnade angenommen und mich zu einem neuen Leben bekehrt, Lili dann nicht vor der Zeit zur ewigen Ruhe eingegangen wäre — sie hätte mit mir gelebt und mich glücklich gemacht!

Noch in der allerletzten Zeit, wo die Todesahnung sie bereits durchschauerte, ja, mich und sie, wäre es nicht zu spät gewesen, dessen bin ich gewiß. Wäre ich damals noch in mich gegangen, hätte ich Gottes Gnade angenommen und ihm die Ehre gegeben, dann hätte ich meine Lili sicher behalten dürfen. Wie ein Schatten der Nacht wäre der Tod von uns gewichen, nachdem er sein Werk, den Sünder aus seinem Schlafe zu rütteln, vollbracht. Gott selbst würde mir Lili jugendfrisch und seelenfroh in meine Arme gelegt haben, und ein neues, glückseliges Leben hätte sich vor mir aufgethan.

Doch alles vergebens. Kein Mittel der Liebe vermochte die eherne Mauer um mein Herz zu durchbrechen.. Was konnte sie da anderes thun, als sterben? Sie mußte ja sterben, das war eine moralische Notwendigkeit. Denn ein Leben mit mir würde sie erniedrigt, entwürdigt haben. Alle Wege in der Welt waren ihr versperrt; wohin sie sich auch wenden mochte, in meine Arme mußte sie fallen. Nur auf einem Weg konnte sie entfliehen und ihre reine Seele retten: das war der Weg durch die Pforte des Todes ins Himmelreich. Sie mußte also sterben. Und ich kann nicht anders als gestehen: Wohl ihr, daß sie von dannen ging!

Aber nur mit dem Mut der Verzweiflung gestehe ich dies. Wie ein wildes Tier das andere, so könnte ich mich selbst zerreißen, voll glühenden Hasses gegen mein eigenes Ich. Sieh, ich habe mehr als tausend solcher Gedanken, aber hätte ich nur diesen einzigen, er allein schon würde die Qual einer Hölle in sich schließen. Be-

greifst Du jetzt, was die Hölle ist? — So glücklich hätte ich sein können, — erst glücklich, dann ewig glückselig! O weh mir, weh, — dieser entsetzliche Schmerz, ist er zu ertragen? — —

Vor kurzem war ich hier auf einem Ball. Kavalier bin ich, wie Du weißt, immer gewesen, aber eigentlicher Ballkavalier nur ganz kurze Zeit. Vielleicht war ich zu schwer, zu athletisch, um einen guten Tänzer abzugeben, doch in meiner ersten Jugend liebte ich das Tanzen leidenschaftlich. Alles, Himmel und Erde vergaß ich, wenn ich im Takte einer rauschenden Musik dahinflog.

Zweierlei hatte ich in meinem reiferen Alter gegen das Tanzen einzuwenden. Ich war nämlich immer so etwas von einem Ästhetiker. Erstens, daß die Leute zehn, fünfzehn, ja zwanzig Jahre hindurch tanzen. Eine kürzere Zeit wäre passender. Dann gliche das Tanzen dem lieblichen Flattern eines Schmetterlings, der eben seiner Hülle entflohen ist. Laß die Jugend tanzen, d. h. vernünftige Tänze! Für sie ist diese Bewegung eine schöne und natürliche, ja unschuldige Freude. Denn die Sinnlichkeit ist sich ihrer noch nicht bewußt, sie schlummert noch unter der durchsichtigen Decke des Ideals. Zweitens erhebe ich den Vorwurf, daß die Leute die Lust des Tanzens bis auf die Hefe leeren. Laß das Tanzen aufhören, wenn die Lebensgeister noch frisch sind! Der Schmetterling darf nicht den Staub auf seinen Schwingen verlieren. Auch darf das Tanzen nicht zur Leidenschaft werden, denn dann erregt es andere Leidenschaften. Solche bis zum hellen Tage dauernde Tanzfeste sind schlimmer als Trinkgelage. Sieh Dir nur diese bleichen, zerfetzten und bestaubten Frauengestalten an, — welch ekler Anblick! Und wie schön, wie frisch und anmutig waren sie, als der Ball begann! Kann ein Vater seine Tochter, ein Bruder seine Schwester, ein Mann seine Geliebte in solchem Zustand der Herabwürdigung ohne Beschämung sehen?

Es war ein großer und prächtiger Ball, die Gesellschaft allerdings sehr gemischt; aber auch das hatte sein großes Interesse.

Die Beleuchtung war glänzend, natürlich in anbetracht unserer jämmerlichen Verhältnisse. Zündete man selbst tausend Lichter an, die hier herrschende Dämmerung würde doch dieselbe bleiben. Die Flamme ist nur ein Schein, nicht einen einzigen Lichtstrahl entsendet sie. Das Orchester zeigte sich voll besetzt, doch es war blos stille Musik. Alles in der Hölle ist ja nur Trug und Illusion, folglich auch die Musik. Man glaubt sie zu hören und beginnt zu tanzen.

Die Damentoiletten waren brillant. Wenigstens ein paar Jahrhunderte repräsentierten die Moden, wodurch der Ball fast den Charakter einer Maskerade erhielt. Doch andererseits konnte nichts einer Maskerade weniger gleichen als dieser Ball. Der ganze Staat und Pomp war nämlich durchsichtig. Trotz allen Flitters und Flunkers sah man überall den nackten Menschen vor sich, einige verlockend wie Hans Makarts Frauengestalten, andere häßlich wie ägyptische Mumien.

Man versuchte mich zum Tanzen zu bewegen, doch ich wollte mich nicht noch auf meine alten Tage zum Narren machen. Nur an einer Polonaise nahm ich teil, und das gehörte zu dem Interessantesten, was ich auf Erden und in der Hölle erlebt habe.

Wir marschierten rund um den großen Saal und wechselten a tempo die Damen, so, daß wir uns allen anwesenden Schönheiten vorstellen und einige Worte mit ihnen wechseln konnten. Zur leichteren Orientierung und des freiern gegenseitigen Verkehrs halber ist es in der Hölle Sitte, daß man in größeren Versammlungen sein Todesjahr entweder auf einer eleganten Schleife oder in Form eines Ordens auf der Brust trägt. Dieser Brauch erleichtert uns den gesellschaftlichen Umgang außerordentlich.

Ich kann indes der Versuchung nicht widerstehen, Dir einige dieser Damen vorzustellen. Da ich keine mit Namen nenne, wird mir niemand Indiskretion vorwerfen. Was meinst Du dazu? — Es wird ein nettes Album werden.

1) — 1789 — Russin. Berühmte Giftmischerin. Sie vergiftete im Laufe einiger weniger Jahre ihre Schwiegermutter, ihren Mann, ihre Brüder, kurz, bis auf wenige Ausnahmen eine ganze Familie, und zwar nicht um eines Vorteils willen, auch nicht aus Haß, überhaupt nicht unter dem Einfluß irgend einer Leidenschaft, sondern in aller Gemütlichkeit, lediglich aus Vergnügen. Ein weibliches Ungeheuer, das ohne Zweifel einzig und allein in der Geschichte dasteht, ein psychologisches Phänomen, das aller menschlichen Erfahrung spottet. Zart und anmutig, trägt sie eine fast kindliche Unschuld zur Schau, ihr ganzes Wesen atmet holde Sanftmut. Sie ist schön, einnehmend, anschmiegend wie eine Katze. Ja, als eine Katze in Menschengestalt ist sie zur Welt gekommen. Ein seltsames Gefühl durchschauerte mich, als sie ihren weichen, rosigen Arm in den meinen legte und sich sanft an mich drängte. Nur einen Blick wechselten wir, das volle Licht ihrer grünlichen Augen fiel für einen Augenblick auf mich. Ich kannte ihre Falschheit und Grausamkeit und doch ließ ich mich bezaubern. Mein Herz bebte, aber nicht allein vor Entsetzen, und — ja, ich will der Wahrheit die Ehre geben, — nur widerstrebend und ungern ließ ich ihren Arm los, um weiter zu gehen!

2) — 1693 — Provençalin. Vermählt mit einem königlichen Hofbeamten, galt eine Zeitlang als die schönste Frau am Hofe Ludwig des Vierzehnten. Die personifizierte Tugend — bis auf einen gewissen in Zahlen darstellbaren Grad. Sie kannte nämlich nie eine andere Liebe als die zum Golde. Es war ein öffentliches Geheimnis, daß dreißigtausend Franken der Preis für die Tugend der schönsten Frau war. Einer Versuchung von dreißigtausend Franken konnte diese personifizierte Tugend nicht widerstehen. Daher hatte man ihr am Hof den Spottnamen „Danae“ gegeben.

3) — 1816 — Polin. Moderne Heldin, führte eine Eskadron unter Kosciuszko. Ihr Gesicht reizend, ihr Körper ein plastisches Kunstwerk; aber ihre große Anziehungskraft lag doch in ihrer unerschütterlichen Moralität. „Noch nie bezwungen!“ Sie kannte keine andere Liebe als die zu ihrem Vaterland. Kühn und stark wie ein

Mann, und doch zart und weich und anmutig wie eine Jungfrau. „Noch nie bezwungen!“ Diese Thatsache verhalf ihr zu ihrem Glück in der Welt. Und sie machte oftmals ihr Glück. Denn kühn war sie wirklich; so hart das Schicksal sie auch zuweilen traf, sie unterlag doch nie, sondern schwang sich stets wieder empor. Sie war unverwüstlich, noch in ihrem achtunddreißigsten Jahre war sie jugendlich und sehr schön. „Nie bezwungen!“ Mit dieser Thatsache machte sie zum letzten Mal ihr Glück, indem sie im Jahre 1811 mit fürstlicher Pracht in Mehemed Alis Harem einzog.

4) — 1644 — Irländerin. Eine der Geliebten des unglücklichen Karl des Ersten. Ich erkannte sie nach dem musterhaften Porträt van Dyks, das ich in London gesehen. Etwas flotteres als diese Dame hat die Welt nie gekannt. Mit Recht hätte man sie das Ideal einer Flatterliese nennen dürfen.

5) — 1635 — Griechin. Üppig, schmachtend, blendend, mit großem, vollem Blick und zarter, weißer Haut. Verräterisch und selbst verraten. In Not und Elend in Bologna treulos verlassen, eine moderne Ariadne, mußte sie ihr Leben durch Almosen fristen, um nicht in einen noch tieferen Abgrund zu sinken. Das war auch eine böse Zeit für den berühmten Maler Guido Reni. Das Spiel liebte er mehr als seine Kunst. Er mußte immer mehr Geld brauchen, aber seine Malereien hatten ihren Zauber verloren und das Geld lief immer sparsamer ein. Tagelang sann und grübelte er darüber nach, worin dieser fatale Rückschritt begründet sei, was er denn eigentlich als Künstler verloren habe, und wie er das Verlorene wieder gewinnen könne. Aber während er grübelte, spielte er immer rasender und verzweifelter, und verschwendete so Kraft und Zeit und Geld.

Eines Tages hatte er alles, was er besaß, verloren, ja, noch mehr obendrein. Als er das Spielhaus verließ, fand er draußen eine junge Frau, die flehend ihre Hand ausstreckte. Ein Fluch schwebte ihm auf den Lippen, aber er drängte ihn zurück, denn einen solchen flehenden Ausdruck in Haltung und Mienen hatte er noch nie gesehen. Wie versteinert blieb er vor diesem jungen Weibe

stehen, das ohne ein einziges Wort zu sagen nur durch seinen schmachtenden, gen Himmel gewandten Blick das Herz so tief zu rühren verstand. Sofort begriff er, welche Goldgrube sich für ihn allein in diesem Blicke öffnete. Er hatte das schon lange gesuchte Motiv zu einem neuen Aufschwung in seiner Kunst gefunden, ein Mittel, die oberflächliche Welt aufs neue zu bezaubern.

Nun ließ er fürs erste Spiel Spiel sein und mit einem an Begeisterung grenzenden Eifer saß er an der Staffelei. Die junge Griechin diente ihm beständig als Modell, selbst dann noch, als sie mit ihrer Jugendfrische auch ihre zarte sammetweiche Haut verlor. Denn der Blick war doch noch da, dieser wunderbare, überirdisch schöne Blick. Zuerst malte er nach seinem neuen Modell eine sterbende Lucretia, dann eine sterbende Kleopatra, darnach eine sterbende Virginia und endlich eine lebende Madonna. Seine Bilder erregten ungeheures Aufsehen, und die Bestellungen häuften sich fortwährend. Daher mußte er immer flüchtiger malen, aber den Blick traf er und damit war man zufrieden. Dieser Blick wurde weltberühmt und fand unzählige Nachahmer; aber Guido Reni war der Erfinder und blieb darin Meister. Und nie vergaß er die, der er diese Erfindung verdankte. Leichtsinnig konnte Guido sein, aber undankbar war er nicht. So lange sie lebte, blieb sie seine Freundin, und er teilte alles mit ihr. Doch als sie starb, war auch für ihn alles vorbei. Seine Malereien wurden immer schlechter, der Blick war wie gebrochen, die Hautfarbe grünlichweiß, leichenhaft. Und immer unglücklicher spielte er, bis er lebensmüde ins Grab sank.

6) — 1731 — Andalusierin, halb maurisches Blut, eine flammende Schönheit, unübertreffliche Tänzerin. Sie schien an einer fixen Idee zu leiden; nur ein einziger Gedanke beschäftigte sie selbst an dieser Stätte und mitten im Tanzgewühl. Als ich eine Bemerkung über die splendide Pracht des Balles fallen ließ, antwortete sie mit einem Blick, der mir tief in die Seele drang: „Ach, ich hättte so glücklich sein können!“ Und mit diesen Worten verschwand sie.

7) — 1810 — Engländerin. Berühmte Somnambule, lebte in Paris unter dem Namen la belle blonde. Chevalier Melville, einer jener, die von Dr. Mesmer in eigner Person gegen Zahlung von einigen hundert Louisdor in das Geheimnis des tierischen Magnetismus eingeweiht worden, hatte das Glück, die wunderbaren Naturgaben la belle blonde's zu entdecken. Bei Tage gehörte die schöne Engländerin der ganzen feinen Pariserwelt, am Abend nur einem eleganten Kreise Auserwählter, die ein Entree von vierzig Franken bezahlten. Aber konnte la belle blonde auch hellsehen, der Chevalier verstand das jedenfalls nicht; denn eines schönen Morgens war sein Engel samt der Kasse verschwunden.

8) — 1651 — Schwedisches Bauernmädchen. Ihre seltene Schönheit erhob sie nach mehreren abenteuerlichen Erlebnissen in fürstlichen Stand, aber sie war dieser Erhebung nicht wert. „Hast Du Gustav Adolfs Meuchelmörder gesehen?" flüsterte sie mir zu. „Sieh, da steht er!" Ich sah — — nein, meine Feder sträubt sich, es niederzuschreiben.

9) — 1810 — Eine wahrhaft königliche Schönheit, Tochter Ludwig des Fünfzehnten, seine letzte Liebesfrucht. Denn die Mutter, ein junges bürgerliches Mädchen, mit Gewalt dem Schoß seiner Familie entrissen, schenkte Ludwig zum Dank für seine königliche Liebe die Blattern. Er starb an ihren Blattern, sie an seiner Liebe.

10) — 1848 — Wie wurde ich überrascht! Daheim in meinem Speisezimmer hing eine vortreffliche Malerei von einem bekannten Künstler. Es war ein Kniestück in natürlicher Größe und stellte eine junge römische Bettlerin dar. Sie ist auf unzähligen Bildern aus den Jahren 1835—1842 zu finden. Denn daß sie fortwährend Modell saß, versteht sich von selbst. Sie war von echt römischem Blut, geboren in Trastevere, und ein wahrer Typus römischer Schönheit. Gesicht, Figur, Wesen und Haltung, alles erschien an ihr gleich bewunderungswürdig. Und diese Lumpen, die sie so malerisch zu drapieren verstand, besaßen kaum weniger Zauberkraft. Wie

schal und abgeschmackt sahen unsere Modedamen in ihrem eleganten Putz gegen diese Bettlerin aus! Aber sie liebte auch ihre Lumpen, war förmlich stolz auf sie und würde sie nicht gegen die prächtigsten Kleider eingetauscht haben. Denn sie wußte wohl, daß sie diesen Lumpen nicht allein einen Theil ihrer Anziehungskraft zu verdanken hatte, sondern auch ihre Unabhängigkeit und Freiheit. Paolina hieß sie, aber unter den in Rom weilenden Fremden war sie allgemein bekannt unter dem Namen la reina dei mendicandi, die Bettlerkönigin, oder einfach la reina. Hier sah ich nun das Original zu meinem Bilde, ich sah la reina vor mir!

Eines Abends eilte in einer der Seitengassen Roms ein junges Weib hinter mir her, hing sich bebend an meinen Arm und bat um meinen Schutz. Es war la reina. Und ich beschützte sie. Nach glücklich überstandener Gefahr begleitete ich sie nach Hause und in fast zärtlicher Vertraulichkeit gingen wir Arm in Arm durch die dunkeln Straßen. Ich war unedelmütig genug, aus meiner vorteilhaften Lage Nutzen zu suchen. Aber erst jetzt lernte ich la reina kennen. Ernst und bestimmt, doch voller Sanftmut wies sie mich zurück. Dann erklärte sie mir mit einer Freimütigkeit, die man nur in Italien findet, ihre Lage und machte mich zu ihrem Vertrauten. Jetzt sei sie glücklich, sehr glücklich. Viele seien ihr mit Wohlwollen zugethan, niemand dürfe sie verachten, und sie sei frei wie der Vogel in der Luft. Ließe sie sich aber verlocken, so wäre alles verloren, sie würde zur gemeinen Bettlerin herabsinken. Und so lange sie ihre Lumpen mit Ehren tragen könne, wolle sie diese nicht gegen Samt, Gold und Hermelin vertauschen. Sie erzählte mir auch, doch ohne Namen zu nennen, welche verlockende Angebote ihr gemacht worden wären. Aber sie habe, sia benito Iddio, allen Versuchungen widerstanden. Bei ihrer Wohnung angekommen gab sie mir mit Zärtlichkeit, doch ohne alle Leidenschaft, einen Kuß, dann schieden wir. Da ich sie nicht in noch anderer Weise besitzen konnte, ließ ich sie malen.

Einige Jahre später verschwand plötzlich la reina. Allen Verlockungen hatte sie widerstehen können, die edle stolze Bettlerin,

nur an eines hatte sie nicht gedacht: an die Liebe. Ein Himmel schien sich vor ihr zu öffnen, sie liebte und gab sich hin — und vorbei war's mit ihren glücklichen Tagen. In ihren Lumpen war sie eine Königin gewesen, in Samt und Seide war sie nur eine Sklavin. Und noch Schlimmeres mußte sie erfahren. Verraten und abermals verraten, verlor sie alles, was an Sanftmut und Milde in ihr gewohnt; ein Dämon erwachte in ihr, selbst vor dem gemeinen Verbrechen wich sie nicht zurück. Nach Rache lechzte sie und nach Ersatz. Sie war noch immer ein Wunder an Schönheit, nicht mehr anmutig, aber majestätisch. Mit kaltem, aber rachеglühendem Herzen richtete sie sich auf, bis es ihr schließlich glückte, einem alten lüsternen Fürsten den Kopf zu verdrehen. Nur einen Moment stand sie in ihrem vollsten Glanz, gleich einem Meteor am Himmel, doch lange genug, um ihre Rache befriedigt zu sehen. Mit einem Knall endete ihre schillernde Laufbahn — mit Knall und Fall. Sie fiel, um sich nie wieder aufzurichten.

Jetzt ruhte ihr Arm wieder in dem meinen. O, welche Kluft zwischen jetzt und damals, als wir in jener späten Abendstunde so traulich durch die Straßen Roms wanderten! Ich erkannte sie sofort; doch ach, wie verändert war sie! Unwillkürlich seufzte ich: Nur in Unschuld ist Glück! Als ich mich dann über sie beugte und ihr leise zuflüsterte: La reina! Sta sempre in ricordanza! antwortete sie mit fast ängstlicher Hast, durchzittert von dem vollen Schmerz der Erinnerung: O state zitto, zitto! Nell' inferno tutt' e finito! La gioja, l'incuranza, l'amor' e la speranza! —

Du mußt nicht glauben, daß ich alle diese Aufklärungen während der Polonaise erhielt, dafür war die Zeit viel zu kurz bemessen. Nachdem man sich begrüßt, konnte man nur wenige Worte wechseln, dann mußte man wieder scheiden.

Aber viele von diesen Balldamen kannte ich schon vorher, nicht allein sie selbst, sondern auch ihre Geschichte; über die neueren habe ich später Erkundigungen eingezogen. Hier in der Hölle ist ja nichts verborgen und die chronique scandaleuse verbreitet sich mit erstaunlicher Schnelligkeit. Der Stoff ist so reichhaltig, daß eine gute

und dabei beschränkte Auswahl außerordentlich schwierig wird; so kommt man leicht dazu, mehr zu erzählen als notwendig ist und man eigentlich beabsichtigt hatte. Doch nun genug hiervon! Auch das längste Fest muß ein Ende haben.

Als ich im Begriff stand, den Ball zu verlassen, wandte sich ein Mensch, dem Anschein nach ein rechter Bruder Liederlich, mit der aufdringlichen Äußerung an mich: Man sieht es Ihnen an, daß Sie sich auf so etwas verstehen. Aber haben Sie jemals dem großen Ball beigewohnt? Das ist ganz etwas anderes. Ich sag' Ihnen, ganz famos! Und er schnalzte mit der Zunge.

Ich wußte nicht, was der Mensch mit dem großen Ball meinte, aber ich spürte nicht die geringste Lust ihn auszuforschen. Doch bald sollte meine Neugierde gründlich befriedigt werden.

Um die Zeit, wo das Todesdunkel einbricht, kommt eine wahre Raserei über die Leute in der Hölle. Alle Kräfte werden aufs äußerste angespannt, um noch die kurze, übrige Zeit zu genießen. Daß diese wilde Vergnügungsjagd eitel und nichtig ist wie alles andere, und nur Qual verursacht, versteht sich von selbst. Spiel, Trinkgelage, Unkeuschheit, allerlei schamlose und verrückte Belustigungen nehmen schrankenlos überhand; man rennt nur nach einem Ziel: die Sinne zu reizen, zu berauschen, zu betäuben. Und hierzu giebt es in der Einbildung tausend Mittel. Alles ist in dieser Frist erlaubt, nichts ist so wild und toll und schändlich, daß es nicht Anklang und Entschuldigung fände. Wer die Ausschweifungen am weitesten treibt, genießt das größte Ansehen. Daß es in einer solchen Zeit der guten Gesellschaft oft schwer wird, ihre Würde zu behaupten, kannst Du Dir wohl denken. Doch soll hiermit keineswegs gesagt sein, daß die besseren Stände ganz außerhalb dieser Bewegung stehen. Nein, alle ohne Ausnahme werden sie mit hineingerissen, das bezeugt gerade der sogenannte große Ball. Der Unterschied liegt nur darin, daß die Leute aus den besseren Kreisen wenigstens den äußeren Anstand zu wahren suchen. Aber das ist fast unmöglich.

Wozu jedoch soll ich Dir das so weitläufig erklären! Ihr habt ja in der Welt etwas ganz Ähnliches, in der Zeit nämlich, wo nicht allein die Narren, sondern auch alle Teufel losgelassen werden, ich meine die Wochen vor der langen Fastenzeit, den Karneval. Das Todesdunkel, das ist unsere Fastenzeit. Aber wir haben weder Gründonnerstag noch Karfreitag. Ihr aber habt sie und Ihr bereitet Euch so schön und passend auf diese Tage vor. Mit einem Wort, die Lustigkeit bei uns ist einfach nur eine großartige Karrikatur Eures Karnevals.

Die Belustigung endet mit dem großen Ball, an dem alle Volksklassen teilnehmen. Allerdings erstrebt man eine Sonderung nach Rang und Stand, sie gelingt indes nur unvollkommen. Denn wohl hat jede größere Stadt ihr eigenes Tanzfest, aber in der Hölle findet es überall statt, und es ist ein ewiges Gehen und Kommen von einem Ort zum andern.

Wo die gentilen Leute den Ton anzugeben vermögen, wird der Ball sehr ehrbar eröffnet. Die Damen erscheinen in elegantester Toilette, und die Herren sind feine Kavaliere. Züchtig und ehrbar beginnt der Tanz nach der leisen, sanft brausenden Musik. Nach und nach aber werden die Bewegungen wilder, wie ein Wirbelwind jagen die Paare dahin. Die Augen werden steif und starren mit gläsernem Ausdruck, der halb geöffnete Mund scheint Flammen von Leidenschaft auszuatmen. Immer fester umklammern sich die Tanzenden, immer rasender drücken sie sich aneinander, Brust an Brust, Gesicht an Gesicht. Auf der einen Seite wollüstiges Schmachten, auf der anderen brutale Lust.

Unterdessen nimmt die Finsternis reißend schnell zu. Darauf achten die Tänzer nicht. Immer wilder, immer tierischer geberden sie sich. Aber ihre Wollust ist nur eine Qual für sie. Sie tanzen als würden sie dazu gepeitscht. Die Lust ist vorhanden, allein die Befriedigung fehlt.

Nach und nach haben die Damen alles Anmutige, Weiblich, verloren; man sieht nur noch abgehetzte Weiber mit hohlen Augene

bleichen Wangen, fahlen Lippen, aufgelöstem Haar, zerfetzten Kleidern. Und die Herren, — ja, die gleichen wilden Tieren.

Die Dunkelheit bricht wohl darum so schnell herein, um diese abscheuliche Szene mit Nacht zu bedecken. Man kann in diesen verschlungenen Gestalten Mann und Weib nicht mehr von einander unterscheiden. Immer schneller, immer wahnsinniger drehen sie sich in diesem rasenden Höllentanz, bis endlich das Todesdunkel sie umfängt. Dann ist alles aus.

XX.

Du hast sicherlich schon erfahren, daß der Duft einer Blume Erinnerungen hervorrufen kann, namentlich süße, glückliche Erinnerungen, daß er aber auch die schlummernden Leidenschaften und Lüste zu wecken vermag. Letzteres mag auf Erden eine süße Pein sein, aber hier in der Hölle, — ja, hier wird es zur wahren Hölle.

Doch Du mußt hieraus nicht folgern, daß Blumen in der Hölle entstehen. Es wächst überhaupt nichts, gar nichts. Selbst die verwelkten Blumen gehören ausschließlich der Erde an. O, Ihr Thoren! Ihr wandelt auf der blumengeschmückten Erde und wollt es doch nicht bekennen, daß sie trotz aller Not und Sorge und Schmerzen eine gesegnete und gar glückliche Stätte ist! Nach allen Seiten hin strömt die überschwengliche, väterliche Liebe Gottes über; sie ist es, welche die Blumen schafft. Diese Milliarden von Blumen sind nicht geschaffen, um den Menschen zu nützen, sondern sie keimen mit Notwendigkeit hervor aus der ewigen Liebe, sie sind die Perlen auf dem gefüllten Becher, den der himmlische Vater seinen Kindern dargereicht.

Blumen unten und Sterne droben! O, wie glücklich seid Ihr, daß ihr so zwischen Blumen und Sternen wandeln dürft! Aber Ihr geht Eures Weges und achtet weder der Blumen, noch der Sterne, versunken, wie Ihr seid, in Euer kleines einfältiges Ich mit seinen tausend durch Einbildung verschlimmerten Bekümmernissen und Plagen. O Ihr Thoren, Thoren, Thoren!

Nein, in der Hölle sind nirgend Blumen. Aber es gehört mit zu unseren Qualen, daß wir dann und wann den Duft derselben einatmen. Das ist natürlich nur Einbildung, aber um so stärker ist der Duft und um so stärker die Wirkung. Nicht allein Situationen und Stimmungen werden uns durch den Blumenduft vorgezaubert, auch bekannte und liebe Menschen und die ganze Fülle von Leben und Glück, die uns bei dieser oder jener Gelegenheit zu teil geworden. Kannst Du es fassen, was es heißt: die ganze Fülle von Leben und Glück, der Erinnerung vorgezaubert an einer Stätte, wo nur Tod und grenzenloses Elend herrschen?

Bald ist es eine scharfwürzige Nelke. Sie duftet nach dem Busen eines jungen Mädchens mit dunklen, funkelnden Augen. Endlich ist es mir geglückt, einen Augenblick mit ihr allein zu sein. Sie kämpft, während ich zu ihren Füßen kniee, einen harten Kampf zwischen Zorn und Liebe.

Bald ist es ein wollüstig betäubender Jasmin. In dem dicht umwachsenen Lusthaus hatte ich und das schlanke, blondköpfige Mädchen in der heißen Mittagsstunde ein Asyl gefunden. Mein Herz war so voll, ich hatte ihr so viel zu sagen, aber ich vergaß alles über ihre schmachtenden blauen Augen, in den Duftwogen der Jasminen.

Bald ist es ein sanft berauschendes Kaprifolium. Wir gingen zusammen durch den nächtlichen Hain. Am nächsten Tage sollte ich von ihr scheiden, von der jungen, schönen Frau mit den melancholischen, braunen Augen und dem schwermütigen Lächeln — ach, sie war gefesselt an einen harten, rauhen Mann. Sie nannte mich ihren Freund und schenkte mir eine Kaprifoliumsblume. Doch ich in meinem Trennungsschmerze, ich gab ihr einen zärtlicheren Namen! —

Sieh, so reden die Blumen in ihrem Dufte zu mir, und je süßer und teurer die Erinnerungen sind, um so grausamer zerreißen sie die Seele. Sie erhitzen die Leidenschaften und Begierden bis zu einem Grade, daß man rasend werden möchte. Sie brennen durch Mark und Gebein, ob wir schon kein Fleisch mehr sind, und es

kein Mittel, das Feuer zu löschen, keinen Balsam für die arme Seele giebt.

Nur die Blumen mit starkem Duft wirken so auf mich; die mild duftenden, wie Veilchen und Reseda spüre ich nie. Doch ja, eine Ausnahme existiert, eine einzige. Auch sie ist nicht ohne Qual, dennoch segne ich sie. In letzter Zeit habe ich oft den zarten Duft einer Rose gespürt. Ich kenne diese Rose, ich sehe sie deutlich vor mir. Ein leiser Hauch von Rot ist über ihren zarten Blättern ausgegossen, nur in ihrem Herzen glüht eine kleine Flamme. Ein flüchtiger Blick könnte sie für eine weiße Rose halten, aber ich weiß es besser, es ist eine rote. Lili gab mir einst diese Rose, das heißt, ich bat sie darum, sonst würde es ihr wohl kaum eingefallen sein, mir diese Blume zu schenken. Eines Vormittags standen wir in der St. Markuskirche in Venedig vor dem mit merkwürdiger, byzantinischer Malerei geschmückten Altar der Madonna. Wir befanden uns einen Augenblick allein, ein armer Krüppel war eben unter tausend Segenswünschen uns vorausgehinkt. Ein heiliges Gefühl bemächtigte sich meiner, heilig vielleicht deswegen, weil der Krüppel Lili la sua sposa genannt hatte. Lili hatte es überhört oder nicht verstanden, sie stand da mit einer Rose in der Hand — die Blume war ein liebliches Bild ihrer selbst.

„Gieb mir diese Rose, Lili!“ bat ich. Sie reichte mir die Blume ohne Bedenken.

„Nein, erst mußt Du sie küssen“, sagte ich.

Sie küßte die Rose und reichte sie mir mit unbeschreiblich süßem Lächeln.

Natürlich küßte auch ich die Rose. Lili errötete leicht, obwohl sie sicherlich in ihrer Unschuld nicht verstand, was das eigentlich zu bedeuten habe.

Diese Rose sendet in letzterer Zeit mir oft ihren Duft. Was mag das bedeuten? Sollte doch vielleicht gleich einem vorbei wogenden Duft eine gewisse übersinnliche Verbindung zwischen den seligen Seelen und denen hier in der Pein möglich sein? O, glück-

licher Gedanke, könnte ich dich festhalten! — Ach, er ist schon vorbei! —

Der große Augenblick nähert sich, wo das Leuchten des Paradieses siegreich durchdringen wird, ja, er muß ganz nahe sein. Dann werde ich sie wiedersehen! Und sei es auch nur zu meiner Qual, gleichviel! Ich werde sie wiedersehen in ihrem himmlischen Glanze — — um so fürchterlicher wird es sein, wieder in die Finsternis zurücksinken zu müssen. Aber ihr Bild kann doch niemand mir entreißen. Selbst in der Hölle Pein strahlt es vor mir. Kann Gott mich ganz verlassen in dieser meiner Gemeinschaft mit einem seiner Heiligen? Ich weiß, sie denkt an mich, wie ich auch ihrer gedenke. Ja, ich weiß, sie liebt mich, obgleich nur mit der Liebe einer Schwester. O, was soll ich sagen? Kann Gott auch dann ein Vater sein, wenn die Schwester im Himmel wohnt, der Bruder hingegen ewig verloren in der Hölle schmachtet? — —

Ich war neulich in der Kirche. Es war nicht das erste Mal, aber ich habe mich geschämt, darüber zu sprechen. Am liebsten hielte ich mich von dieser ganz fern, aber hier in der Hölle muß man infolge eines inneren zwingenden Triebes vieles thun, wozu man keine Neigung empfindet.

Ja, wir haben ein Kirchenwesen. Es fehlt überhaupt nichts in der Hölle. Wir haben alles, — und doch haben wir nichts, gar nichts. Du verstehst mich wohl? Von einer Kirche im gewöhnlichen Sinne kann natürlich nicht die Rede sein, ich sagte deshalb nur: Kirchenwesen. Ebensowenig kann es hier irgend eine Gemeinde oder irgend ein Bekenntnis geben. Ich kann weiter nichts sagen als: wir gehen zur Kirche. Aber, daß Gott sich erbarme! was für ein Kirchgang!

Es sind in der Hölle fast eben so viele Kirchen als Geistliche. Und die Zahl der letzteren ist nicht gering. Alle ungläubigen und treulosen Prediger, alle, welche um des lieben Brotes oder irgend eines anderen Vorteils willen sich am Evangelium versündigten, alle, die nur als Mietlinge die Herde des Herrn hüteten, sind hier versammelt. Jetzt entbrennen sie für das Evangelium, aber

das Evangelium ist auf immer dahin; jetzt glühen sie in der Liebe zur Herde, aber es giebt keine Herde mehr. Sie errichten Kirche an Kirche und predigen tagein, tagaus. Wenn es ihnen gelänge, nur ein einziges Wort Gottes hervor zu stammeln, dann würden sie und ihre Zuhörer erlöst sein. Allein das gelingt ihnen nicht, wird ihnen nie gelingen. Dennoch sind sie genötigt, immer aufs neue den Versuch zu machen und rast= und ruhelos nach der Perle zu suchen, die sie einst in den Schmutz getreten.

Und die Leute sind jetzt ebenso gierig nach Gottes Wort, wie sie es einst verachteten. Die Hölle ist voll von Christen — ja, das klingt wunderlich, ist aber doch wahr — nämlich von allen denen, welchen das Christentum auf Erden nur ein Name, eine Gewohnheit oder gar nur ein Deckmantel der Bosheit war, von allen denen, die trotz früh und spät vernommener Heilsbotschaft doch nie ernstlich nach einem neuen und besseren Leben trachteten, von allen denen, die mit dem Heiligen entweder nur tändelten oder schmählich abfielen, sobald die Zeit der Anfechtung kam. Jetzt sind sie von einem wahren Wolfshunger nach dem Worte Gottes ergriffen, und bekämen sie auch nur einen einzigen Laut desselben zu hören, dann wären sie von der Hölle Pein erlöst. Nie aber werden sie ein göttliches Wort zu hören bekommen. Und sie selbst wissen das sehr wohl, die meisten haben eine lange Erfahrung hinter sich. Dessenungeachtet müssen sie immer aufs neue in die sogenannten Kirchen strömen und aufmerksam den Worten derer lauschen, die sie Prediger nennen.

Die Kirchen sind daher immer gedrängt voll. Gleichwohl ist es nie schwierig, einen Platz zu bekommen, denn ein Geist, ein Schatten kann sich bis ins Unendliche einschränken. Daher braucht man auch hier nicht auf Kirchenplätze zu abonnieren, wie Ihrs auf Erden thut, gerade wie in einem Theater, wo das Geld den Ausschlag giebt. Das ist ein Vorteil, den die Hölle vor der Welt voraus hat.

Ich war vor kurzem in einer großen Gesellschaft. Unter den Gästen war ein Pfarrer T . . . . — fast hätte ich den Namen genannt, aber Du weißt, das ist gegen meine Grundsätze. In ihm

fand ich einen alten guten Bekannten wieder. Er war seiner Zeit ein sehr beliebter Prediger gewesen und sehr bedeutender Kanzelredner, seiner Richtung nach einer von denen, welche die Welt liberal nennt. Beim Abschied sagte er zu mir: „Willst Du nicht einmal zu mir kommen und mich predigen hören? Meine Kirche liegt an der Ecke der Fleischeslust und der Gebrechlichkeit. Du wunderst Dich wohl über diese Straßennamen? Jedes Kind kann Dir den Weg zeigen. Gerade in diesen Tagen will ich eine sehr erbauliche Predigt von Stapel lassen“.

So ging ich denn nach der Ecke der Fleischeslust und der Gebrechlichkeit, um meinen alten ehrwürdigen Freund predigen zu hören. Warum sollte ich ihn nicht ebensogut anhören wie irgend einen anderen?

Ich kam etwas spät. Die der Predigt vorangehende Messe war bereits vorbei, der Kirchengesang wieder in vollem Gang. Aber daß Gott sich erbarm, was für ein Gesang! Statt frommer Lobgesänge ertönten die schmutzigsten Lieder, die ich je in meinem Leben vernommen, und nur von dem Ausschuß der Menschheit. Aber der größte Teil der hier zum Gottesdienst versammelten Menschen gehörte den gebildeten und vornehmen Ständen an. Alte Männer mit schneeweißem Haar, junge Frauen, die wie die reine Unschuld aussahen, nahmen mit Begeisterung an diesem schamlosen Chorgesang teil. Vater und Mutter animierten ihre Kinder, der Mann seine Gattin oder Geliebte, ohne jegliches Schamgefühl. Ach, und kaum hatte ich meinen Platz eingenommen, als ich nicht um ein Haar breit besser war als all die anderen! Infolge eines unwiderstehlichen Triebes stimmte auch ich mit ein in diese teuflischen Hymnen. In heiliger Absicht war ich gekommen; lobsingen wollte ich, aber spotten mußte ich, wie sehr ich mich auch dagegen sträubte. Die liederlichen Weisen reizten mich in meinem Innersten, bis ich mich gleich den anderen hinreißen ließ.

Endlich war der Gesang vorbei. Mit heiliger Miene stand der Pastor auf der Kanzel. Aber nur einen Augenblick stand er so da, dann schnitt er die fürchterlichsten und lächerlichsten Grimassen.

Es währte eine Weile, ehe er seiner unbändigen Ausgelassenheit soweit Herr ward, daß er beginnen konnte:

„Meine andächtigen Zuhörer . . . . .“

Er hatte gewiß die ernste Absicht, eine recht erbauliche Predigt zu halten. Aber weiter kam er nicht hinsichtlich des Erbaulichen. Denn nun strömte der furchtbarste Kohl über seine Lippen. Vergebens hielt er inne und nahm alle seine Kraft zusammen, er redete sich nur immer tiefer in den Unsinn hinein. Durch eine außerordentliche Anstrengung gelang es ihm endlich, dem Schwall seiner Worte einen Damm zu setzen, und es entstand eine Pause. Nachdem er sich unterdes einen großen Vorrat erkünstelter Würde gesammelt, begann er aufs neue:

„Meine andächtigen Zuhörer . . . . .“ Und nun ging es los, daß einem Hören und Sehen verging. Es war, als ob er leere Nüsse knackte, nicht einmal ein Wurm war darin, und die Schalen regneten auf die Köpfe der Zuhörer herab. Es war nur ein Gedanke in seiner Rede, und der gehörte nicht ihm, sondern den Zuhörern: Wo ist der Kern, wo ist der Kern? Nach und nach hob sich sein Vortrag. Von Haselnüssen stieg er zu Wallnüssen, von Wallnüssen zu Kokusnüssen, — knack, knack! leer waren sie alle! Wie ein Adler hoch oben in den Lüften, so schwebte er in dieser schwindelnden Höhe von Leere; niemand vermochte ihm weiter zu folgen. Zuletzt wurde er so unmanierlich hohl in seinem Vortrag, daß selbst die leersten Köpfe und Herzen etwas wie Gliederreißen verspürten und die Deckenwölbungen, welche sich nicht ausweiten konnten, große Risse erhielten.

Jetzt erscholl ein so überwältigendes Gelächter, ein so betäubender Lärm, daß der Pastor notgedrungen inne halten mußte. Mit einem konvulsivischen Ruck hörte er auf und beschämt schlich er von seiner Kanzel herunter.

Nun intonierte der Küster mit unsicherer Stimme den Schlußgesang. Lange tappte er wie ein Blinder umher, als ob er nicht wisse, wo er hin solle, endlich stimmte er mit seiner ganzen Kraft

ein bekanntes zotiges Soldatenlied an, und mit grauenvoller Andacht fiel die ganze Versammlung ein.

Dann kam die Schlußmesse. Der Pastor hob an:

„Im Namen des dreieinigen Gottes!“

Nun, das ließ sich hören, das war ein sehr frommer Anfang. Mit andächtiger Seele lauschte ich.

In diesem Augenblick versuchte der Küster, indem er sich so tief als möglich duckte, an dem Pastor vorbei zu schlüpfen und sich aus dem Staube zu machen. Aber mit starker Hand griff ihn der Pastor im Nacken, warf ihn zu Boden und riß ihm Rock, Weste und Hemd vom Leibe, — es sah ganz aus, als ob er ihm auch die Haut abzöge. Der arme Küster saß wie in einem Schraubstock. Der Pastor aber ließ sich durch diesen kleinen Zwischenfall nicht weiter stören. Er fuhr ruhig fort, als ob nichts Besonderes passiert sei:

„Erster Artikel.

„Es soll in Zukunft Friede und Freundschaft sein zwischen Prediger und Küster und ihren respektiven Häusern und Familien.

„Zweiter Artikel.“

. . . .

. . . .

So las er den einen Artikel nach dem andern, und bei jedem neuen Artikel schüttelte und rüttelte er den Küster, daß sein Kopf hin- und herwackelte. Durch dieses unfreiwillige Kopfnicken sollte er seine innige Übereinstimmung mit den Artikeln zu erkennen geben. Unter den Zuhörern und Zuschauern machte sich eine sehr verschiedene Auffassung geltend. Einige lachten und riefen: Bravo! da capo! Doch die meisten gaben ihrer Unzufriedenheit durch Murren und Heulen Ausdruck. Aber nicht eine einzige Seele rührte sich vom Fleck.

Der Priester setzte seine gottlose Messe fort. Über die Anzahl der Artikel kann ich keine Auskunft geben, denn ich hatte bald mehr als genug. Mit einem Herzen so schwer, so schwer, ging ich von dannen.

Ja, schwer; das war kein Wunder. Denn die Hoffnung ist es, welche das Herz erleichtert. Wenn die Hoffnung schwindet, wird das Herz schwerer und schwerer, und ists vorbei mit aller Hoffnung, dann ist das Herz nicht mehr zu tragen. Das heißt, für einen lebenden Menschen, — wir Tote, ach, mit uns ist es ja ganz, ganz anders!

XXI.

Je süßer eine meiner Erinnerungen ist, desto bitterer und schmerzlicher wird sie hier in der Hölle für mich -- ist das nicht wunderlich und zugleich entsetzlich? Ich werde eine Beute der reinen Verzweiflung, und zwar nicht immer jener Verzweiflung, die da rast und tobt, — in ihr steckt doch noch Lebenskraft — sondern oft jener apathischen Verzweiflung, welche den Tod in sich fühlt. Die Verzweiflung ist hier in der Hölle unsere tägliche Nahrung, nie weicht sie von uns.

Bisweilen in mich versunken, — mit geschlossenen Augen, hätte ich beinahe gesagt; aber hier nützt es nichts, die Augen zu schließen — ich meine verloren in mich selbst, habe ich die seltsamsten Vorstellungen und Empfindungen.

Neulich glaubte ich mich plötzlich in einen Wald versetzt. Es war an einem jener ersten so wunderbar schönen Maientage, wo der Frühling siegreich durchbricht nicht allein in der Natur, sondern auch im Menschenherzen. Aber nirgends wird das Fest des Lenzes so schön gefeiert, nirgends erhebt und erbaut es das menschliche Gemüt so sehr wie in einem Walde.

Die fröhlichen Stimmen der Waldvöglein, die ihren Herrn und Schöpfer dankbar priesen, fanden ein Echo in meiner Seele und ließen mein Herz erbeben in unbeschreiblicher Rührung. In vollen Strömen wogte des Waldes Duft um mich, erfüllte meine

Brust und erfrischte meine Lebensgeister. Da hörte ich Lilis süße Stimme durch den Wald erklingen.

Erschreckt sah ich mich um. O, welcher Schmerz! So glücklich war ich gewesen, und was, wo war ich jetzt? — Für mich giebt es keinen Vogelgesang, keinen Walddduft, keine Liebe mehr! — —

Eines Sommers wohnten wir auf dem Lande an einem herrlichen See. Jenseits desselben erstreckte sich meilenweit eine prachtvolle Waldung. Meine Mutter war meistenteils durch den Besuch alter Bekannten und Freundinnen in Anspruch genommen, so daß ich meine Freiheit so ziemlich genießen konnte, wenn ich auf einige Tage aus der Hauptstadt ins erfrischende Landleben flüchtete.

So oft sich die Gelegenheit dazu bot, fuhr ich mit Lili in früher Morgenstunde über den See, um den Tag nach Zigeunerweise im Walde zuzubringen, wo ich mich vor allen Nachforschungen sicher wußte. Es lag für mich ein eigentümlicher Reiz darin, mich so der Welt zu entziehen und gleichsam zu verschwinden. Was diese Entsagung zu bedeuten hatte, leuchtet Dir wohl ein. Ich war keineswegs im Begriff, der Welt zu entsagen, um das Himmelreich zu gewinnen, nichts lag meinen Gedanken ferner. Nein, trotz meiner Jugend war ich schon blasiert und der Welt überdrüssig, ohne etwas Besseres zum Ersatz zu haben.

Auch Lili fand auf ihre Weise großes Vergnügen darin, sich so „zu verstecken", wie sie es nannte. Wir wollen einmal ein recht wildes, unzivilisiertes Leben führen, sagte ich zu mir selbst und nahm Lili bei der Hand, um mich mit ihr in den Wald zu vertiefen. Das Zigeunerleben war mein Vorbild. Den lieben langen Tag durchstreiften wir die Holzungen kreuz und quer, ohne Ziel und Zweck. Fanden wir irgendwo eine schöne Partie, so ruhten wir uns hier ein wenig aus, um alsbald wieder aufzubrechen, und andere schöne oder merkwürdige Waldstellen aufzusuchen. Es war im voraus dafür gesorgt, daß wir an verschiedenen Stellen in den kleinen Waldhütten das fanden, was wir zur Notdurft des Lebens gebrauchten. Einiges trugen wir auch selbst bei uns.

Lili war damals ungefähr zwölf Jahre alt. Meine Mutter mißbilligte diese Waldausflüge; da sie aber bei mir auf den heftigsten Widerstand gerieth, begnügte sie sich schließlich mit der Warnung: „Mach mir Lili nur nicht zu wild!" Aber damit hatte es keine Gefahr, die sanfte fromme Lili, wie hätte sie je verwildern können!

O, das waren herrliche Tage! Lilis Gesellschaft war so erfrischend für mich, wie der belebende, duftige Wald. Auf diesen Streifzügen entfaltete sich all ihre Anmut der Seele und des Körpers. Recht wie ein Kind konnte sie dann schwatzen, wie ein Kind freute sie sich, lachte und jubelte über ein Nichts und neckte das Echo des Waldes. Wie leicht und frei und lieblich war sie in allen ihren Bewegungen! Sie mußte alles untersuchen, sprang bald nach dieser, bald nach jener Seite, und überall entdeckte sie etwas Besonderes. Es war wunderbar, welch scharfen Blick sie für die kleinen Geheimnisse der Natur hatte. Selbst das Geringste, das Verborgenste entging ihrer Aufmerksamkeit nicht. Wo es für andere nichts zu sehen gab, gewahrte sie gar viele Herrlichkeiten: Tiere, Pflanzen, allerlei Naturmerkwürdigkeiten. Es schien, als ob der Wald alle seine Mysterien gerade vor ihrem reinen, naiven Blick enthüllte. Die Rehe sprangen aus dem Dickicht und schauten sie mit ihren unschuldigen Augen vertrauensvoll an; ich glaube sie hätten gern mit ihr gespielt. Der Fuchs spazierte ruhig am Saume des Waldes und suchte sich Larven und Mäuse zu seiner Abendmahlzeit; nur dann und wann blickte er schlau zur Seite, um sie nicht aus dem Gesicht zu verlieren. Die Vögel wiegten sich auf den schwanken Zweigen und begrüßten sie mit ihren munteren Liedern, oder sie liefen an den Baumstämmen auf und nieder, als ob sie ihre Künste zu zeigen gedächten. Neugierig hüpfte das Eichhörnchen über ihrem Haupte von Ast zu Ast und folgte ihr durch den ganzen Wald. Seltene Blumen und Pflanzen sproßten gleichsam unter ihrem beflügelten Fuß hervor. Einmal suchte ich vergebens nach einem Exemplar der spröden Mimosa. Lili fand sofort diese Blume, obwohl sie dieselbe nicht kannte.

Wie alles dies sie bezauberte und zugleich einen Zauber um sie-breitete! Ja, sie war himmlisch schön in ihrer sylphidenhaften Leichtig-

keit und Beweglichkeit, mit ihrem leuchtenden Blick, ihrem holden Lächeln, ihrem melancholischen Lachen.

Um die Mittagszeit lagerten wir uns nahe einer Waldhüterwohnung und zündeten am Fuße eines Baumes Feuer an, um uns selbst das Essen zu kochen. War das geschehen, so überließ ich Lili allein alle Haushaltungssorgen, die sie freudig übernahm. Wie bedachtsam und erfinderisch war sie, welche Anmut entfaltete sie bei allem, was sie that! Nie habe ich bessere Mahlzeiten gehalten. Auf diesen Ausflügen nannte ich sie zuweilen meine kleine Frau; mit glücklichem Lächeln und würdevoller Miene ließ sie sich diesen Namen gefallen. Und wahrlich in ihrer Fürsorge für mich lag etwas so unbeschreiblich Zärtliches, wie man es nur bei einer treuen, lieben Hausfrau findet.

Nach dem Mittagessen mußte sie mir etwas vorlesen, während ich in aller Gemächlichkeit meine Zigarre rauchte. Bisweilen nickte ich dabei ein. Dann hielt sie treue Wacht bei mir, jagte Mücken und Fliegen fort. Erwachte ich, so war das erste, was ich erblickte, ein paar klare Sterne — ihre lieben, behütenden Augen.

Bisweilen las ich auch selbst, oder that wenigstens so, während ich dem melancholischen Rauschen der Bäume lauschte oder den unzähligen geheimnisvollen Klängen, welche die feierliche Stille des Waldes unterbrachen. Dann war Lili sich selbst überlassen, aber nie sah ich sie unbeschäftigt. Bald wand sie Blumenkränze, bald flocht sie kunstreiche Ketten und Armbänder aus allerlei Stroh, bald pflückte sie Beeren, um mich mit einem auserlesenen Gericht zu überraschen. Doch nie entfernte sie sich weiter, als meine Stimme reichte. Kurz, es war ein vollkommenes Idyll.

Eines Tages — wir hatten fast den ganzen Wald durchstreift — stand ich plötzlich vor einem Haus, das ich nur allzuwohl kannte, obwohl es seit Jahr und Tag meinem Gedächtnis entschwunden war. Es war das Haus, in welchem ich mit Anna zusammen gelebt, sie verführt und verderbt hatte. Entsetzt wich ich zurück, meine Kniee wankten schier unter einer zentnerschweren Last Lili war über diesen plötzlichen Anfall sehr erschrocken. Doch es dauerte

lange, ehe ich ihre ängstlichen Fragen beantworten konnte, während wir uns eiligst zurückzogen. Was ich ihr antwortete, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß ich ihr an diesem Tage nicht mehr frei ins Auge sehen konnte. Wie quälte sie mich mit ihrer zärtlichen Fürsorge und mit ihrem teilnahmsvollen Forschen nach der Ursache meiner Bestürzung! Sie ahnte nicht, das arme Kind, welche häßliche, fürchterliche That sie in ihrer Unschuld berührte; sie ahnte nicht, daß derselbe Dämon, der Anna ins Verderben gebracht, in gewisser Weise auch ihr drohte, und daß ich, ihr Freund, ihr einziger Freund, Herr oder Sklave dieses Dämons war.

An diesem Tage schweiften wir noch weiter umher, aber ohne Freude. Ich hatte keine Ruhe. Arme Lili, sie hatte sich so sehr auf diesen Tag gefreut, und wir hatten ihn so schön begonnen! Nun gab es nur Kummer, Sorge und Mattigkeit. Sie war nahe daran, vor Müdigkeit umzusinken, aber ich merkte es nicht.

Unterdes hatte sich ein gewaltiger Sturm erhoben, und als wir abends aus dem Wald traten, lag der See schäumend und drohend vor uns. Ich wagte es nicht, mit Lili die augenscheinlich gefahrvolle Bootfahrt zu versuchen, und es blieb uns demnach nichts anderes übrig, als rund um den See zu gehen. Aber Lili war müde, der Wind peitschte uns ins Gesicht und es fing bereits zu regnen an. Ohne mich lange zu besinnen, hüllte ich sie in einen leichten Mantel ein und hob sie auf meine Arme. Vergebens versicherte sie mir, daß sie gern gehe, ich mußte und wollte sie tragen.

Und wie leicht war mir diese Bürde, wie süß und teuer! Mir war, als könnte ich nimmer ermüden. Ich drückte sie fest an mich und schritt rasch vorwärts. Der Weg war eine halbe Meile lang. Über uns jagten die dunklen Wolken, der Regen schlug mir um den Körper. Doch ich fragte nichts nach Wind und Wetter, ich gebrauchte Gewalt gegen Gewalt. Rührend war Lilis Besorgnis mir zu schwer zu werden. Doch als sie mich fest entschlossen sah, sie nicht aus meinen Armen zu lassen, wie erfinderisch machten sie da Liebe und Dankbarkeit, welche zärtliche, süße Worte flüsterte

sie mir ins Ohr, als wolle sie mir dadurch die Bürde erleichtern! Ich hatte Anna beinahe wieder vergessen und fühlte mich so glücklich. Aber selbst in dieser Stunde konnte ich die profanen Gedanken nicht verbannen. Ich dachte an den Raub der Sabinerinnen in der loggia dei lanzi in Florenz. Jenes verführerische Bild wandelte ja hier in Fleisch und Blut verkörpert. Doch mit Gewalt verscheuchte ich diese unwürdige Vorstellung. Um mich selbst zu strafen und gleichzeitig Lili zu unterhalten, weckte ich eine andere Vorstellung in meiner Seele, die, obwohl entgegengesetzter Natur, doch geeigneter zur Situation paßte: ich dachte an den heiligen Christophorus mit dem Christuskinde. Und ich erzählte ihr die Legende von dem Heiden Reprobus, der im Gefühl seiner Riesenkraft nur dem Stärksten dienen wollte und den man zuletzt an den Herrn Christus verwies. Auf seinen starken Schultern trug er das Christuskind und wäre unter dieser Bürde fast zusammen gebrochen. Da erkannte er seinen Herrn und bekam den Namen Christophorus.

Während meiner Erzählung war Lili sanft an meiner Brust eingeschlummert. Ihren Arm hatte sie um meinen Nacken geschlungen, ihre warme Wange lag an der meinen. Still schritt ich weiter.

Aber meine Geschichte hatte einen tiefen Eindruck auf mich selbst hervorgebracht. Der Erlöser stand so lebhaft vor mir, mir war, als könnte ich seine Nähe deutlich spüren. Lange, lange hatte ich keinen Gedanken für ihn übrig gehabt. Aber wie tief auch mein Kindesglaube begraben lag, tot war er doch noch nicht; aus meines Herzens dunkler Tiefe brach er hervor mit manchen süßen und bitteren Erinnerungen. Doch die meisten waren bitter und qualvoll. Welche Sündenlast hatte ich während meines kurzen Lebens schon auf mein Haupt geladen! Und die schwerste Sünde war die gegen Anna.

Da ward meine Bürde schwerer und immer schwerer. Mir war, als sei es die Bürde meiner Sünden, unter der ich wanderte. Und in Wirklichkeit gereichte ja auch Lili, die ich trug, mir schon zur Schuld, wenngleich sie selbst nichts davon wußte.

Unsicheren Schrittes wankte ich weiter durch die finstre Nacht. Der Sturm raste immer gewaltiger; tobend peitschte der See das felsige Ufer, an dessen Rand der Weg sich hin schlängelte. Oft schien es mir, als watete ich mitten im Wasser, als wollten die Wogen über mich zusammen stürzen und mich in ihre Tiefe reißen. Stöhnend arbeitete ich mich weiter, kalter Angstschweiß brach aus allen Poren. Nicht meine Körperkräfte, sondern die Kräfte meiner Seele verließen mich. Unbeschreiblich elend fühlte ich mich. Von Reue, Furcht und Selbstverachtung gepeinigt, war ich endlich einmal in der rechten Stimmung, mein eigenstes Ich preis zu geben und ein neuer, besserer Mensch zu werden. Schon glaubte ich, den Sieg über mich selbst bald errungen zu haben, — da schimmerte ein Licht aus unserer Wohnung mir entgegen und meine Gedanken nahmen sofort eine andere Richtung. Im selbigen Augenblicke war jegliche Spur von Rührung verschwunden. Ach, wäre der Weg nur tausend Schritte länger gewesen! Diese tausend Schritte hätten mich vielleicht von der Qual der Hölle erlöst!

Durchnäßt und keuchend in der hell erleuchteten Stube eingetreten, hatte ich Reue, Angst und Furcht draußen im Dunkel der Nacht gelassen und erst jetzt, als ich inne ward, daß ich diesen bösen Gesellen glücklich entronnen, atmete ich erleichtert auf.

Jetzt erwachte Lili: „O welch ein schöner Traum!“ flüsterte sie noch halb geschlossenen Auges, als ich ihr einen „Gute Nacht-Kuß“ auf die Stirn drückte.

Am nächsten Tage erzählte sie mir ihren Traum.

„Mir träumte, daß ich am Ufer eines Flusses stand. Da kam der heilige Christophorus mit dem Christuskinde auf seinen Schultern von der andern Seite zu mir. Und das Kind setzte sich an meiner Seite ins Gras, und wir sangen und spielten zusammen, ich war so unendlich glücklich. Der große Christophorus stand zur Seite, gestützt auf seinen langen Stab und sah unserm Spiele zu.

„Wir flochten aus Grashalmen allerlei kunstreiche Sachen, aber das Christkind war mein Meister. Zuerst flocht es ein Kreuz, dann eine Dornenkrone, welche es sich aufs Haupt setzte. Zwischen den

Halmen waren einige rote Blumen eingeflochten, die an ihren langen Stengeln ihm über die Stirn hingen und wie Blutstropfen aussahen. Dann begann das Christuskind ein anderes Spiel. Es ließ mich in seine Augen sehen und fragte: Was siehst Du? — Ja, was sah ich? Zuerst sah ich den Säemann, wie er ausging, zu säen. Dann sah ich den barmherzigen Samariter, ja, mir war, als hörte ich ihn sprechen. Endlich sah ich den guten Hirten mit dem verlorenen Schäflein in seinen Armen. Und ich hätte noch viel mehr zu sehen bekommen, aber da fiel mir die Frage ein: Ist es denn wirklich wahr, daß die bösen Menschen Dich gekreuzigt und eine Lanze in Deine Seite gebohrt haben?

„Ja, daran darfst Du nicht zweifeln, sagte Christus. Und er zeigte mir die Nägelmale in seinen Händen und ein blutrotes Mal an seiner Seite. Als ich hierüber bitterlich zu weinen anfing, sagte er: Weine nicht, Lili, das schmerzt nicht mehr. Die Liebe meines Vaters im Himmel und die Liebe meiner Brüder und Schwestern auf Erden haben meine Wunden geheilt.

„Zuletzt fragte das Christuskind: Hast Du nicht Lust, Dich von meinem Freunde Christophorus ein wenig tragen zu lassen? Wohin möchtest Du wohl?

„Ich möchte am liebsten nach dem heiligen Land, antwortete ich rasch, aber das ist so weit, so weit, und dann muß ich ja von Dir scheiden.

„Nein, Lili, das ist gar nicht so weit, wie es scheint, antwortete Christus, und wir beide wollen nie von einander scheiden. Auch dort wirst Du mich finden. — Willst Du, so komm!

„Da nahm Christophorus mich auf seine Schultern und wanderte fort mit mir, weit weit weg. Bei Tage folgte er einer kleinen, roten Wolke, bei Nacht einem großen, glänzenden Stern. Das war Bethlehems Stern. Und wir wanderten durch viele fremde Länder, hörten die Menschen in vielerlei Zungen reden, kamen über Berge und Thäler, über Flüsse und Ströme, zuletzt über ein großes Meer. Da war kein Land zu sehen und die Wogen gingen hoch, hoch. Mir ward angst und bange, und ich dachte, wir sollten vergehen.

Aber Christophorus sagte: Fürchte Dich nicht, mein Kind! Ich habe meinen Herrn Christus getragen — Du wiegst gar wenig gegen ihn.

„Endlich erreichten wir das Ufer — es war das heilige Land. Und weiter ging die Wanderung, vorüber an Jerusalem, das mit seinen weißen Mauern auf den Hügeln im leuchtenden Sonnenglanz noch ebenso herrlich da zu liegen schien wie in alten Zeiten. Noch einige Schritte weiter und wir kamen nach einer kleinen bergumrahmten Stadt. Hier stand der Stern still. Es war Bethlehem.

„Vor einem unansehnlichen Hause setzte Christophorus mich nieder.

„Die Thür öffnete sich, — schau, da stand das Christuskind wieder. Es nahm mich bei der Hand und führte mich hinein. Lili, sagte es liebreich lächelnd, hier habe ich nur einen Stall, in dem ich Dich willkommen heißen kann. Aber einst, wenn Du des Erdenlebens müde geworden, wird es besser werden.

„Und es schlang seine Arme um meinen Hals und küßte mich. —

„Hier erwachte ich, wir waren zu Hause angelangt. O, Otto, wie gern hätte ich noch weiter geträumt!"

„Nun, Lili", antwortete ich scherzend, „Du bist in einer Stunde von hier nach Bethlehem und wieder zurück gereist, hast viel Herrliches erlebt und gesehen, ist das nicht alles, was man nur verlangen kann?"

„Ja, Du hast recht", sagte sie leise. „Ich muß mich wohl zufrieden geben, bis Christus mich dort willkommen heißt, wo es besser ist und wo er ewig thront".

XXII.

Zu lange schon hatte ich umsonst nach Anna gesucht, als daß mir die Hoffnung, sie noch einmal zu finden, nicht hätte fast gänzlich entschwunden sein sollen. Sie war wie weggeweht von meinen Wegen. Aber die Hölle ist unermeßlich groß, und ohne Zahl sind ihre Bewohner.

Durch diese Nachforschungen nach Anna war ich eine Zeitlang ganz aus meinem zurückgezogenen Leben herausgekommen, einem echten Landstreicher gleich streifte ich umher, ruhelos, kreuz und quer. Eine unauslöschliche Qual trieb mich vorwärts. Wie Feuer brannte es in meinen Eingeweiden. Mich dürstete — einen solchen Durst hat nie ein Mensch gefühlt, selbst nicht in einer Wüste, mit dem Tod auf den Lippen, — nach ihr dürstete mich, nach ihr verschmachtete ich: nicht etwa, weil ich hoffte, sie könne meinen Durst löschen; ich weiß nur allzuwohl, daß sie nur eine ausgetrocknete Quelle ist, schon auf der Erde versiegt, von der Hölle gar nicht zu reden. Vergebens ringt sie ihr Haar, ihre Gewänder und Hände, nicht ein einziger Tropfen Wasser rinnt heraus. Aber sie trägt, ohne es selbst zu wissen, den Schlüssel zu einem schrecklichen Geheimnis in sich. Dadurch hat sie neue Bedeutung für mich gewonnen; wie früher auf Erden, so muß ich auch hier sie verfolgen. Doch wie ganz anders als in jenen Tagen, da die Begier als rotes Blut durch meine Adern floß, da ich in ihr nur eine Blume in dem großen Reich der Natur sah, die zu brechen

sich wohl der Mühe lohnte! Jetzt wollte ich sie noch einmal sehen, um durch Forschen in ihren Gesichtszügen jene entsetzliche Ahnung, die bei unserer letzten Begegnung in mir aufgestiegen war, zweifellos bestätigt zu sehen. Allerdings konnte ich kaum an der Richtigkeit jener Ahnung mehr zweifeln, aber Gewißheit, was man auf Erden buchstäblich Gewißheit nennt, besaß ich doch nicht. Ich mußte die Sache noch einmal untersuchen, die Zeugen verhören und dann das Urteil fällen — das Urteil über mich selbst. Nicht allein sehen, auch sprechen mußte ich sie. Ihre Gesichtszüge waren allerdings gute, vollgültige Zeugen, aber ihre Zunge war doch die letzte große Zeugin, deren Ausspruch allein die Sache endgültig entscheiden konnte. Ob es mir gelingen würde sie zum Sprechen zu bewegen, schien mir mehr als zweifelhaft. Aber gleichviel, der Versuch mußte gemacht werden.

Endlich, endlich traf ich sie wieder. Sie saß am Ufer des Flusses, unbeweglich in die schwarzen, schlammigen Fluten starrend, als ginge sie mit dem Gedanken um, sich da hinein zu stürzen. Wahrlich, es giebt in der Hölle doch etwas, das der Befriedigung ähnelt. Für einen Augenblick vergaß ich über sie mich selbst und alles um mich. Vorsichtig schlich ich näher; wie auf Erden ein Schatten im Sonnenschein, so streckte ich mich flach auf dem Ufer aus und kam ihr ganz nahe. Grau in grau, war ich kaum von dem schmutzigen Ufer zu unterscheiden.

In aller Ruhe, wenngleich mit fieberhaft brennender und bebender Seele, konnte ich sie betrachten. Zuerst fixierte ich das Gesicht als Ganzes, dann prüfte ich Zug für Zug. So peinlich diese Untersuchung auch war, ich vollführte sie doch mit der größten Ausdauer und Genauigkeit. Aber das Ergebnis war überraschend, — fast wäre ich aufgesprungen und hätte mich verraten. Unbegreiflich, wie ich einst hatte finden können, daß Martin ihr wie aus dem Gesicht geschnitten sei. Einige Ähnlichkeit war allerdings vorhanden, aber nicht größer, als daß man sie nicht wohl auf Rechnung des Zufalls hätte setzen können.

Diese Überzeugung gereichte mir zu einer bis dahin in der

Hölle nie empfundenen Erleichterung. Noch nie hatte ich solche Beruhigung gefühlt, wie hier im Schlamm des Ufers.

Sie zu betrachten war mir jetzt eher Genuß als Qual.

Je länger mein Auge auf ihr ruhte, desto mehr gewann meine Überzeugung an Kraft. Nein, Martins Ähnlichkeit mit ihr war auch nicht im geringsten auffallend! Aber — wem ähnelte er denn? Wer war der andere?

Ach, meine Ruhe war nur von kurzer Dauer! Wieder überlief es mich heiß und kalt, und die Ungewißheit marterte mich. Ich grübelte und saß sofort wieder mitten in der Qual. Plötzlich, mit einem Stoß im Herzen, erkannte ich das Richtige: nicht Martin glich Anna, sondern der Geliebten Martins, jenem jungen schönen Mädchen, auf das ich meinen letzten Liebesblick in der Welt geworfen, das ich von der Straße aufgelesen, das aber an Martins Seite die Straße einem Palast mit mir vorgezogen hatte!

Ja, so war es; je länger ich Anna fixierte, desto auffallender erschien mir die Ähnlichkeit. Und Martins Geheimnis, dessen Offenbarung alles zwischen uns aufklären sollte, jetzt lag es enthüllt vor mir: das Mädchen war meine Tochter, und er, Martin, mein Sohn!

Neues Entsetzen durchbebte mich. Mir graute. Wieder gedachte ich der Worte, daß der Väter Missethat an den Kindern heimgesucht wird. Das Mädchen war meine Tochter, daran konnte kaum ein Zweifel mehr sein. So nahe war ich daran gewesen, ein Verbrechen wider die Natur zu begehen, vor dem selbst das Laster mit Grauen zurückbebt! Meine eigene Tochter! Gott des Erbarmens! Solche entsetzliche Folgen kann die Sünde nach sich ziehen!

Unbeschreibliche Qual erfaßte mich. Da saß sie vor mir, bleich, finster, teilnahmlos gleich dem unerbitterlichen Schicksal. Nur ein paar Worte aus ihrem Munde, und ich wäre von aller Pein der Ungewißheit erlöst gewesen.

Aber nicht ein einziges Wort hatte sie für mich übrig. Sie

wollte nicht mehr, wie ich wollte. Einst folgte sie mir, wohin ich auch ging, selbst auf dem Wege zu ihrem Untergang. Jetzt flieht sie alle meine Wege; selbst wenn ich ihr den Weg ins Himmelreich zeigen könnte, ich glaube, sie würde mir nicht folgen. — —

Wenn ich jetzt einen Rückblick auf mein Leben werfe, starrt mir eine große Finsternis entgegen. Aber unzählige Lichter strahlen aus dem Dunkel hervor, große und kleine, himmlische und irdische. Ich gedenke vor allem der zahlreichen Zeichen von Gottes väterlichem Erbarmen in meinem sündigen Leben. Wie am dunklen Himmel Stern an Stern, so leuchteten sie auf meiner Erdenbahn.

Jetzt sehe ich, wie nahe Gott mir oft war, wie manches Mal er in mein Leben eingriff, um mich zur Besinnung zu bringen, mich zu warnen, zu rühren, durch seine Wohlthaten an sich zu ziehen. Es läßt sich keine innigere, geduldigere, ausdauerndere Liebe denken als die, welche Gott mir Elenden erwiesen hat. Aber dieselbe Liebe — o denkt doch daran, ihr alle, die ihr noch mit offenen Augen wandelt — dieselbe Liebe erweist er allen Menschen. Doch ich wollte nichts von dieser Liebe wissen, ich stieß sie von mir, und also bin ich ewig verloren und dahin gekommen, wo es nichts giebt als Heulen und Zähneklappern.

Es ist wahr, bisweilen ließ ich mich wirklich rühren. Gottes Hand aus der Höhe war allzukenntlich, und der Segen, den sie brachte, allzugroß, als daß ich sie ganz unbeachtet lassen konnte. Ich hätte in solchen Augenblicken diese gesegnete Hand küssen und Freudenthränen über sie weinen mögen. Mein Herz war weich und innig bewegt. War ich auch schwach in meiner Reue, so doch stark in guten Vorsätzen, und ich glaubte, daß ich nie vergessen würde, wie gut Gott gegen mich immerdar gewesen.

Dennoch vergaß ich alles, Rührung, Vorsätze, Wohlthaten, ja, Gott selbst! Es war nicht allein mein Leichtsinn, nein, ich *wollte* vergessen. Das alles vergaß ich so gründlich, daß, wenn ich mich wiederum in Not und Trübsal befand, es mir nicht einmal einfiel, an wen ich mich wenden müsse, um Hilfe und Erbarmen zu erlangen.

Ja, laß es mich bekennen so laut ichs vermag, es ist nicht Gottes Schuld, daß ich nicht als gerettete, glückselige Seele aus aller Gefahr des Erdenlebens hervorging.

Ebenso rührend wie einfach ist jenes Gleichnis von dem guten Hirten, der eine solche Liebe zu der Herde hat, daß er bereit ist sein Leben für sie hinzugeben. Und jedes einzelne Schaf ist ihm so lieb, als wäre es seine ganze Herde. Verirrt sich eines der Schafe, dann verläßt er alle anderen, um das eine verlorne zu suchen und er läßt nicht ab mit Schmerzen zu suchen, bis er es gefunden. Und hat er es wieder gefunden, so trägt er es freudevoll heim auf seinen Armen.

Jetzt ist es mir so deutlich, daß auch mich jemand während meines ganzen Lebens mit allem Schmerz der Liebe suchte. Und ich wurde oft, ach, oft gefunden! Aber immer und immer riß ich mich wieder los, um meine eigenen Wege zu wandeln. So mußte ich denn zuletzt auf ewig verloren gehen.

Während meines ganzen Mannesalters bin ich von keiner ernsten Krankheit heimgesucht worden. Nur einmal überfiel mich eine Augenschwäche, die mich zwang, mehrere Wochen in einer fast vollkommenen Finsternis zuzubringen. Das war eine traurige Zeit für mich, nicht allein langweilig, sondern geradezu fürchterlich. Diese Wochen gaben mir eine deutliche Vorstellung von der Bedeutung des Zellensystems in den Gefängnissen. Für ein mit bösen Erinnerungen belastetes Herz giebt es keine größere Qual als die Einsamkeit. Tag und Nacht schlichen gleichförmig an mir vorüber; mich dünkte nicht allein, daß die Finsternis beständig zunehme, sondern daß ich immer tiefer und tiefer in die Finsternis versänke. Und doch war dieses Dunkel nur ein geringer Vorgeschmack von jener Finsternis, in welcher ich jetzt sitze. Damals kam es mir so grausig vor, — jetzt würde eine solche Dunkelheit mir eitel Licht und Glückseligkeit sein.

Freunde hatte ich genug, aber doch bekam ich nur seltene und kurze Besuche. Es war nicht jedermanns Sache, so im Dunkeln bei mir zu sitzen und mich in meiner mürrischen Stimmung zu unterhalten.

So saß ich meistenteils mutterseelenallein. Allein? Nein, wir waren unserer zwei. Mein zweites besseres Ich war bei mir. Es war mir ganz fremd und unbekannt geworden, so lange schon hatte ich es von mir verbannt. Jetzt saß es mir gegenüber, Stirn gegen Stirn, — zwischen uns war die Dunkelheit kein Hindernis. Wie unangenehm mir diese Gesellschaft auch war, ich mußte sie mir doch gefallen lassen. Dieser Besuch war nur gekommen, um mir Vorwürfe zu machen. Unablässig stritten wir uns, und nie hatten wir Frieden.

In jedem Menschen sind von Natur zwei solche Wesen, die sich nicht vertragen können, obwohl sie nicht allein Brüder, sondern sogar Zwillinge sind, gleich Kastor und Pollux. Nicht etwa, weil es an gegenseitiger natürlicher Liebe fehlt — eine solche Liebe ist vorhanden, aber nur in Zank und Streit findet sie ihren Ausdruck. Diese Zweiheit im Menschen ist das Zeichen der Sünde. Könnte man diese Zweiheit aufheben, dann würde die Sünde mit allen ihren unglückseligen Folgen schwinden.

Und sie kann gehoben werden; das erfuhr ich in jenen dunklen Tagen. Wir stritten und zankten uns ohne Aussicht auf Verständigung. Es giebt kein hartnäckigeres und rechthaberisches Wesen, als solch ein besseres Ich. Es selbst wollte nichts, ich aber sollte alles aufgeben, ich sollte mir selbst entsagen bis aufs Blut, bis zum Tode, um ganz in ihm zu leben. Das aber wollte oder konnte ich nicht.

Nein — ich konnte doch. Bald bemerkte ich, daß wir unserer nicht zwei, sondern drei waren. Außer uns zweien die sich stritten, war noch ein Dritter da, der voller Ernst und Liebe zwischen uns vermitteln wollte. Meinem eigenen Ich konnte ich widersprechen, ihm aber nicht. Ich fühlte, daß er in allem recht hatte, auch, daß ich durch ihn zum Frieden mit mir selbst kommen und ein neues und besseres Dasein beginnen konnte. Ich wußte, wer der Vermittler war, ein Vermittler nicht allein zwischen mir und mir selbst, sondern zwischen mir und meinem Gott. Es war ja Gottes eigner Sohn, einst in Fleisch geboren.

Damals war ich ganz in seiner Macht. In der dunklen Ecke, aus der kein Entrinnen für mich möglich, hatte der gute Hirte endlich sein armes verirrtes Lamm wiedergefunden. Er hielt es schon in seinen Armen. Aber er allein wollte nur, ich in Wirklichkeit nicht. Nur mit Widerstreben ließ ich mich von seinen Armen umschlingen; es war etwas in mir, das gleichsam nur auf eine günstige Gelegenheit lauerte, dem rettenden Hirten zu entfliehen.

Und diese Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten; sie läßt nie auf sich warten, wo der Thor in uns bereit ist, sie zu erfassen. Der Böse, der sein Recht auf mich noch keineswegs aufgegeben, brauchte nur eine ganz kleine Erfindung zu machen.

Er erfand ein Spiel, das sich im Dunkeln spielen ließ. Einem meiner guten Freunde überließ er die Ehre der Erfindung und führte ihn zu mir. Ich empfing ihn natürlich mit offenen Armen, nicht allein als Freund, sondern als meinen Befreier. Welch herrliche Erfindung, dieses Hazardspiel, doppelt interessant, weil es sich im Dunkeln, ja eigentlich nur im Dunkeln spielen läßt!

Und wir spielten, ich und mein Freund, nein, — ich und der böse Feind. Mein Mitspieler war keine geringere Person als Seine teuflische Majestät, der Fürst der Finsternis. Und der Einsatz des Spieles — damals wußte ich es nicht, aber jetzt sehe ich es klar — war meine ewige Seligkeit. Mit diesem Erzspieler konnte ich es natürlich nicht aufnehmen — ich verlor glänzend. — —

Lebhaft erinnere ich mich einer herrlichen, auf den Wogen des Mittelmeeres verbrachten Abendstunde. Der Tag war drückend heiß gewesen, aber gegen Abend hatte sich ein sanfter Wind aus Nordwest erhoben. Die Luft ergoß sich in frischen, balsamischen Strömen übers Deck. Die Wogen hoben und senkten sich mit mildem Brausen und weiße Schaumkronen glitzerten auf den Wellenbergen. Lustige Delphine tummelten sich rund um das Schiff.

Die Sonne war eben in ihrer ganzen Pracht und Schönheit untergegangen; in brennendem Rot mit leichten Goldstreifen glühte der westliche Horizont über dem jonischen Meer: ein unbeschreiblich schöner Augenblick! Zur Linken hatten wir die pracht-

volle Insel Cythera, über ihr hob sich mit seinen scharfen Konturen und starken Schatten in majestätischer Hoheit das Bergland von Maina. Dort lag ehemals Sparta. Zur Rechten hatten wir das langgestreckte Kandia mit dem himmelhohen Idaberg, dessen Schneegipfel in der Abendröte purpurn erglühte.

Still und unbeweglich saß Lili da, gegen die Schiffsbrüstung gelehnt, die Hände an ihre Brust gedrückt. Wie geistesabwesend starrte sie auf die Küsten von Morea. Liebkosend spielte der Wind mit einer Locke ihres glänzend schwarzen Haares. Ich wußte nicht, was mehr Bewunderung verdiente, das große herrliche Panorama um mich, oder diese liebliche Mädchengestalt. Wonnetrunken ruhte mein Blick auf ihr, da — ha! was war das? Schwer und unregelmäßig atmete Lili, und aus ihrem Gesicht starrte mir ein Ausdruck entgegen, der mich mit Angst und Schrecken erfüllte. Ich sah, wie Röte und Blässe mit einander um die Herrschaft stritten, und wie ihr Geist einen Kampf voll von Ängsten kämpfte.

Mit Gewalt bezwang ich meine eigne Angst und fragte: „Was fehlt Dir, Lili?"

„Ich weiß es nicht", antwortete sie, indem sich ein schwerer Seufzer ihrer Brust entrang. „Mir wurde plötzlich so bange, ich fühlte mich innerlich so beklommen. Aber beunruhige Dich nicht, mein Freund, es ist schon vorüber!"

Wirklich schien ihr jetzt wieder wohl zu sein. Ich ergriff ihre Hand und wir saßen wieder ganz still bei einander. Die Nacht brach allmählich herein, eine paradiesische Nacht. Die Küsten verschwanden mehr und mehr gleich grauen Schatten, nur der Gipfel des Idaberges glänzte noch in mattem Rot, und über uns am dunklen Himmel thaten zu Myriaden die Sterne ihre Äuglein auf.

„Woran denkst Du, Lili?" fragte ich mit einem sanften Händedruck.

„Willst Du es wissen, Otto?" antwortete sie leise und legte unwillkürlich auch ihre andere Hand in die meine. „Mir fiel gerade eine kleine Geschichte ein, soll ich sie Dir erzählen?"

„Es war einmal ein armer Mensch, dessen gottesfürchtige Eltern ihm nichts anderes hinterlassen hatten als einen guten, ehrlichen Namen und ein frommes, gottergebenes Herz. So viel das nun an und für sich ist, gilt es in den Augen der Welt doch wenig.

„Anfänglich ging es ihm gut, später aber um so schlechter. Zuerst verlor er sein sauer erworbenes Vermögen. Da zeigten die Leute auf ihn und sagten: Seht, welch ein elender Mensch!

„Noch nicht, antwortete er, Gott ist mein Trost!

„Aber das Unglück verfolgte ihn hartnäckig. Die meisten seiner Freunde verließen ihn; die wenigen, welche blieben, verrieten ihn. Er wurde betrogen, verleumdet und von allen verkannt.

„Da schüttelten die Leute die Köpfe über ihn und sagten: Jetzt mußt Du doch bekennen, daß Du ein elender Mensch bist.

„Noch nicht, antwortete er leise mit bebender Stimme, Gott ist mein Trost!

„Dann traf ihn der schwerste und schmerzlichste Verlust: er verlor seine teure Gattin, und kurz darauf sein einziges Kind. Allein und verlassen, arm und hilflos stand der betagte Mann in der herzlosen Welt.

„Da zuckten die Leute die Achseln über ihn und sagten: Jetzt nützt es nichts mehr, daß Du Nein sagst; Du bist doch ein recht elender Mensch.

„Nein, Freunde, noch nicht, antwortete er mit zurückgedrängten Thränen. Gott ist mein Trost!

„Nun meinten die Leute, daß mit diesem Menschen gar kein Auskommen sei, und wußten nichts Besseres zu thun als ihm den Spottnamen Paul Trost zu geben.

„Er aber wurde in Wirklichkeit nie elend. Die letzten Worte, die er auf Erden sprach, waren: Gott ist mein Trost!

„Dann war er im Himmelreich“. — —

Liebte sie mich? So muß ich mich immer und immer wieder fragen. Du wirst vielleicht denken, das könne mir jetzt gleichgültig sein. Aber nein, das ist es nicht. Hier ist nichts; man muß

sich mit dem begnügen, was gewesen ist. Und das sichere Bewußtsein, ihre Liebe einst besessen zu haben, würde mir einen unbeschreiblichen Trost gewähren. Aber hier in der Hölle giebt es keinen Trost, das ist ja gerade das Verzweifelte. Und ich weiß, ich werde nie eine sichere Antwort auf diese Frage bekommen.

Wie oft habe ich schon über mein Verhältnis zu ihr von Anfang bis Ende nachgegrübelt. Bald glaube ich ein Ja, bald ein Nein zu hören. Von Kindheit an kannte sie mich — unmöglich konnte sie etwas anderes in mir sehen als einen Bruder, einen älteren Bruder. Die Jahre boten auch ein Hindernis, ich war ja viel älter als Lili. Und sie, deren Sinn von zarter Jugend an nur himmelwärts gerichtet war, sollte sie ihre Seele an solch einen Erdklumpen von Menschen, wie ich es war, gebunden haben? Und sie starb so jung, in dem glücklichsten Alter der Ideale.

Und doch, wenn ich daran denke, mit welcher Innigkeit sie an mir hing, mit welcher Hingebung sie mir folgte im großen und kleinen, wie viel ich thatsächlich ihr galt, wenn ich bedenke, daß ich der einzige Mann war, den sie je kennen lernte — dann will es mir scheinen, es kann nicht anders sein, sie muß mich geliebt haben. Aber nicht mit meiner Liebe, sondern mit ihrer eigenen Liebe, mit jener göttlichen leidenschaftslosen Liebe, von der ich so oft im Umgang mit ihr berührt wurde, die aber nie feste Wurzel in meinem Herzen faßte.

Und nie kann ich vergessen, daß sie auf ihrem Sterbelager augenscheinlich etwas auf dem Herzen hatte, etwas, das der vollen heiligen Liebe eines Weibes glich. Sie sammelte all ihre Kraft, es mir zu offenbaren; es spielte gleichsam um ihre Lippen, aber es wollte ihr nicht gelingen. Es war noch nicht reif und es starb mit ihr, wie ein ungeborenes Kind mit seiner Mutter stirbt. War es nicht die Liebe zu mir, die noch im letzten Augenblick ihr Herz warm und innig schlagen ließ?

Liebte sie mich? Ja oder nein? Ach, vergeblich quäle ich mich mit dieser Frage, ich muß bekennen, ich weiß es nicht! Nie hatte sie ein Geheimnis vor mir. Wenn sie mich geliebt hat, so war das

ihr einziges Geheimnis, sicherlich auch vor ihr selbst verborgen, und sie hat es mit sich ins Grab genommen. — —

Wie ein Traum stehen die Tage vor mir, welche ich in Bethlehem verbrachte, — wie ein Traum, und doch habe ich in jener Zeit meine Augen kaum geschlossen.

Nach vielen Schwierigkeiten wurde uns ein kleines Haus angewiesen, das abseits in einer Ecke des großen Klostergartens stand. Hier ruhte sie auf ihrem Lager, bleich wie eine Lilie, schön bis zum letzten Augenblicke, selbst noch im Tode. Und je bleicher sie wurde, um so heller strahlten ihre dunkeln Augen. Es war, als ob der Stern, der einst über Bethlehem gestanden, aus ihrem Blick hervor leuchtete. Und ihr Antlitz bedeckte nicht jene fahle Blässe, die in den eingefallenen, erstarrenden Zügen den Tod malt; nein, es war jene klare, durchsichtige Farbe, die wir nur Verklärung nennen können und die mächtiger wider den Tod zeugt, als selbst die gerötetsten Wangen.

Nacht folgte auf Tag, und Tag auf Nacht, aber wir achteten dessen nicht; für uns gab es keine Zeit mehr. Fast unablässig erklangen die Glocken im Kloster: mir zur unbeschreiblichsten Pein; denn mir war, als heischten sie das Leben der Geliebten von mir. Im übrigen bekümmerte sich niemand um uns. Der Prior sandte uns einige geweihte Palmen, welche Lili zu erfreuen schienen. Ich befestigte sie über ihrem Kopfkissen.

Mit der Abnahme ihrer Kräfte wuchs ihre Unruhe. Sie wollte auf ihrem Lager immer umgebettet werden. Sie selbst war zu schwach, ich mußte sie wie ein kleines Kind in meine Arme nehmen. Ach, es war das erste Mal, seit sie erwachsen, daß ich sie zu umfassen wagte! Wenn ich sie so in meine Arme nahm und sie empor hob, schlang sie unwillkürlich die ihrigen um meinen Hals. O, wie liebevoll! Aber wie spät kam diese Liebe! Ich konnte die Thränen nicht zurückhalten; langsam fielen sie auf ihr Antlitz.

Mein Freund, sagte sie unter himmlischem Lächeln — noch läßt es mein Herz erbeben — mein Freund, Du weinst, während ich

lächele? Ich fühle gar keine Schmerzen und bald werde ich vollkommen glücklich sein. Nur eine einzige Unruhe quält mich. Ich sehne mich von ganzem Herzen nach dem ewigen Heimatland bei Gott, wo Freude und Friede ohne Unterlaß walten. Bald werde ich dort sein — allein ohne Dich, Otto, nur ein winziges Stündlein. Da droben werden wir uns wieder vereinigen, um uns dann nie mehr zu trennen.

Die Stimme hatte sie fast verlassen und das Atmen ward ihr schwer. Nur wie ein Geistesflüstern drangen ihre Worte an mein Ohr.

Mein Freund, fuhr sie nach längerem Schweigen fort, o, wie süß und lieblich ist es mir gewesen, Dich so zu nennen! Otto, jetzt darf ich es Dir sagen, einen großen, ja den größten Teil meines Lebens habe ich in diesem Namen gelebt. — — Aber es lag eine Tiefe darin, die ich nie auszufüllen vermochte, so sehr ich mich auch bestrebte liebreich gegen Dich zu sein. — Ich fühlte so oft, daß Du eine größere und bessere Liebe verdientest als die, welche ich Dir bieten konnte. — — Und doch waren es meine glücklichsten Stunden, in denen ich über die hohe Bedeutung dieses teuren Namens nachsann. — Immer beschlich mich das Gefühl, als ob noch etwas darin verborgen läge, das mir zu einem vollkommenen Glück fehlte. Dieses etwas fand ich nie. — Aber droben bei Gott, Otto, wird uns nichts mehr fehlen, wenn wir uns mit dem schönen Namen nennen: Mein Freund, Du mein Freund!

Jetzt stieg ihre Unruhe derart, daß sie in keiner Lage mehr auszuharren vermochte. Ich mußte sie in meine Arme nehmen und mit ihr auf dem Rand des Bettes sitzen. Ihr Haupt an meine Brust gelehnt, kehrte endlich Ruhe bei ihr ein.

Da saß ich mit ihr, eine Stunde nach der anderen — Gott allein kennt meine Qual. Sie rührte sich nicht, ihre Augen waren geschlossen; nur an den regelmäßigen Atemzügen und an dem stets schwächer werdenden Herzschlag konnte ich merken, daß noch Leben in ihr war. Ich saß mit ihrer Hand in der meinen, — ach, sie war schon kalt! — und in atemloser Spannung beobachtete ich ihren Puls.

Ich lebte gleichsam nur in diesem Schlag — o, welch ein schmerzvolles, hoffnungsloses Leben! Die Hand wurde immer kälter, immer leiser der Pulsschlag. Bald, bald mußte es vorbei sein!

Plötzlich schlug sie die Augen auf und mit vollem überirdisch strahlenden Blick flüsterte sie: „Mein Freund!“ Leise wie ein Hauch entflohen diese Laute ihrem Munde, aber ich hörte und verstand sie und ich drückte einen heiligen Kuß auf ihre Stirn.

Sie bewegte wieder die Lippen, aber kein Ton drang an mein Ohr. Sie hatte mir einst kundgethan, daß beim Erblicken des Kreuzeszeichen stets Frieden in ihr einzuziehen pflege. Wie eine Eingebung ward mir jetzt die Erinnerung daran: unwillkürlich machte ich das Zeichen des Kreuzes über ihrer Brust.

Sofort verklärte ein Lächeln ihr Antlitz gleich dem Abglanz der himmlischen Herrlichkeit. Dann schloß sie die Augen — noch ein leichtes Beben, und sie war nicht mehr. Eine Leiche ruhte an meiner Brust.

Da wars vorbei mit meiner Fassung. Sie, das schwache Kind, hatte mir Stärke verliehen, mit ihr verlor ich alle Kraft und Selbstbeherrschung. Wochenlang tobte und raste ich vor Schmerz gleich einem Wahnsinnigen. — Doch darüber laß mich schweigen!

XXIII.

Es ist lange her, seit ich zuletzt an Dich geschrieben. Oftmals habe ich die Feder in die Hand genommen, aber ich ließ sie immer wieder fallen. Es schien mir unmöglich, Dir das schildern zu können, was ich erlebte. Aber mein Herz ist so schwer, ich muß mich aussprechen, ich muß Dich, so gut ich's mit meinen schwachen Kräften vermag, in mein Vertrauen ziehen. So höre denn, was ich Dir in meiner Not mitzuteilen habe.

Der große Augenblick näherte sich immer schneller. In stets tieferen Zügen verschluckte der Abgrund die Finsternis, das Licht hatte seinen Höhepunkt in einer durchsichtigen Dämmerung erreicht und in unendlicher Ferne jenseits des Abgrundes flammte es wie Morgenröte auf. Ich wußte, dort lag das Land der Seligkeit. Schnell breitete der Glanz sich aus, höher und höher steigend, in Farben von unbekannter, unbeschreiblicher Schönheit. Nur in Träumen oder durch die Macht der Töne überkommt den Menschen bisweilen eine Ahnung solcher Herrlichkeit.

Alles ruhte in der Hölle, alles ging in einen einzigen Gedanken auf. Millionen verlangender Wesen waren nach derselben Richtung gewandt. Einige standen wie Salzsäulen so steif und starrten unverwandt in die aufsteigende Glut, andere waren auf ihre Kniee gesunken, wieder andere lagen dahingestreckt, ihr Gesicht verbergend. Aber es gab auch einige, die sich trotzig abwandten. Erwartungsvoll und bebend stand ich da, alles um mich her vergessend.

Plötzlich war es, als ob ein Vorhang oder eine Decke zerriß, und in allgewaltigen Strömen quoll das Licht hervor. Es war, als stünde das Weltall in Flammen. Ein schmerzlicher Seufzer entrang sich den Milliarden verlorener Seelen und floß zusammen in einen einzigen, die Hölle durchgellenden Schrei. Aber ich sah und hörte nichts mehr. Wie vom Blitz getroffen sank ich zu Boden auf mein Antlitz.

Wie lange ich so lag, geblendet und betäubt, weiß ich nicht. Als ich wieder zu mir kam, war das Licht stät und mild. Nach und nach gewöhnte ich mich daran, und ich konnte, ohne geblendet zu werden, hineinsehen. Anfangs erkannte ich nichts als ein unbegrenztes Lichtmeer, aber als meine trunkenen Augen unverwandt hineinschauten, da dämmerte eine ganz unendliche Welt vor meinem Blick auf in nie geahnter, unglaublicher Herrlichkeit. Ja unglaublich, und doch zweifelte ich nicht einen Augenblick an dem, was ich sah. Ich wußte, daß es das Land der Seligkeit, daß es das Paradies war, was sich vor mir erstreckte. Zuerst schien es, als ob Inseln und langausgedehnte Küsten in sanfter Farbenpracht aus dem Lichtmeer aufleuchteten. Nach und nach aber sammelten sich diese zerstreuten Teile zu einem Ganzen von unermeßlicher Weite, daß selbst die Erde nur ein Punkt dagegen zu sein schien. Aber so unendlich diese neue Welt auch war, bildete sie doch nur ein einziges Land, einen herrlichen, lieblichen, überreich gesegneten Garten. Selbst die wunderbarsten Gegenden der Erde erscheinen gegen ihn nur als Stätten des Elends. Anders kann ichs nicht beschreiben. Um es ganz und gar zu treffen, müßt' ich ein Engel sein. Und Du weißt ja, was ich bin! Nur eine arme, elende Seele, verdorben, verloren auf ewig.

Bebend zwischen Entzücken und Schmerz schaute ich ins Paradies hinein, tiefer und tiefer, wohl tausende von Meilen hinaus. Ja, ebenso wunderbar wie der Anblick, war auch die Stärke meiner Sinne. Alle Gefilde des Paradieses konnte ich im Geiste durchwandern, und nichts entschwand meinen erregten Sinnen. Ich fühlte die milden, balsamischen Lüfte, vernahm der Bäume sanftes Rauschen, der Quellen plauderndes Rieseln. Jede herrliche Frucht, jede einzelne kleine Blume,

ja jede Tauperle im Gras konnte ich bewundernd betrachten. Ich sah, hörte und fühlte mit gleichem Grade von Vollkommenheit. Musik erscholl überall in dieser himmlischen Natur. Kein Wassertropfen fiel, kein Blatt rührte sich, keine Blume öffnete sich ohne einen Klang zu geben. Und alle diese süßen Töne stimmten in eine einzige glockenreine Harmonie zusammen. Noch gewahrte ich kein lebendes Wesen. Aber es war, als ob mir überall Freudenrufe und Jubelgesänge entgegentönten. Natur und Geist vereinten sich zu einem einzigen Hymnus. Diese unendliche Seligkeit, dies vollendete Glück, dieser himmlische Friede drangen mir mit tausend Wonnen zu Herzen, aber ach, nur um mir tausend, viel größere Schmerzen zu bereiten!

Das Eden lag vor mir, ich war scheinbar darin und doch auch nicht. Von all dieser Herrlichkeit entkam nicht ein einziger Lichtstrahl, kein einziger Wassertropfen, nicht einmal eine Blume für mich! — O Du ewige Barmherzigkeit, nur einen Wassertropfen, — ich meine, nur eine einzige Thräne!

Aber wo weilten die zahllosen Scharen der seligen Seelen? Noch immer hatte ich keine einzige erblickt. Der Garten Eden erschien eben so leer wie an jenem Tage, an welchem Adam und Eva daraus vertrieben wurden. Ich fühlte mich plötzlich von brennendster Sehnsucht ergriffen. „O, Ihr meine Teuren, Unvergeßlichen, wohin seid Ihr gekommen, wenn Ihr nicht hier seid?“ Meine Seele schrie nach ihnen. Zuerst dachte ich an Tante Betty. Warum gerade zuerst an sie, kann ich nicht erklären; es giebt ja doch noch eine andere, die meiner Seele viel näher steht.

Aber in demselben Augenblicke sah ich sie vor mir! Unwillkürlich breitete ich meine Arme aus und stürzte vorwärts, — ach, es ist ein weiter, weiter Weg zwischen Paradies und Hölle, viel weiter noch als zwischen Hölle und Erde, und inmitten gähnt der Schlund, über den niemand herüber oder hinüber kann! Aber ich sah sie, die liebe Tante Betty, und zwar so deutlich, als ob nur eines Armes Länge zwischen ihr und mir wäre. Ja, sie wars, doch wie verändert! Verklärt zu ewiger Jugend und Schönheit! Ihre

ganze Gestalt war vollkommen und fleckenlos gleich dem weißen glänzenden Gewand, welches sie umhüllte. Sanft bewegt von beglückenden Gedanken wandelte sie still dahin auf einem lieblichen Pfade. Himmlischer Friede umwob ihr teures Antlitz. Das Beseligende ihrer Gefühle verkündete mir der Abglanz ihres Auges und das Lächeln um ihren Mund. Sie hatte alles überwunden, ja alles! Offenbar war auch nicht ein Schatten von Kummer oder Weh zurück geblieben.

In diesem Augenblick hätte ich bitterlich weinen können. Aber ach, meine Augen blieben trocken trotz aller Rührung. Diese Quelle des Segens war gänzlich versiegt. Ich gedachte all der Liebe und Aufopferung, die Tante Betty mir erwiesen, ich fühlte, wie unendlich viel sie für mich gewesen. Erst jetzt verstand ich sie vollkommen. Denn — und das war das Wunderbarste — ich sah sie nicht nur unmittelbar vor mir, auch in ihr Innerstes konnte ich hineinblicken. Alles, was in ihr vorgegangen, was sie geistig erlebt, was sie gelitten und gestritten hatte, lag wie eine abgeschlossene Rechnung vor mir. Ja, jetzt verstand ich sie. Einst, als sie jung war, hatte mein Vater in einem schweren Kampf ihr brüderlich zur Seite gestanden, sie hatte in einer öden Welt eine Zuflucht in seiner Liebe gefunden. Das konnte sie ihm nie vergessen. Sie hatte bei sich selbst gelobt, ihm ihr ganzes übriges Dasein zu opfern. Und diesem Gelöbnis blieb sie treu bis zum Tode. Das war der Schlüssel zu ihrem Leben. Aber ihre Aufopferung galt nicht allein meinem Vater, auch unzähligen anderen, unter welchen ich der allererste war.

Mein Vater — Lili! Zu gleicher Zeit wurde der Gedanke an diese meine Lieben lebendig. Und im selben Augenblicke sah ich sie aus den Schatten eines Hains herauskommen. Tante Betty schien ihnen entgegen gegangen zu sein.

Lilis Anblick beraubte mich aller meiner Fassung. Meine Sinne verwirrten sich, ich war wie betäubt. Zuerst däuchte mir, daß jene wieder verschwinden wollten. Aber sie verschwanden nicht; mit derselben vollkommenen Klarheit und Ruhe traten auch diese ge-

liebten Gestalten vor mich. Nichts weder in ihrem Äußern noch in ihrem Innern entging mir. Wahrlich, ich konnte sagen, daß ich sie vor diesem Augenblick nie recht gekannt, nie recht gesehen hatte.

O Lili! Schon auf Erden trug sie, so glaubte ich, die Krone unvergänglicher Schönheit. Aber Lili im Paradies und Lili auf Erden verhielten sich wie Tag und Nacht zu einander. Solche vollendete, strahlende, gleichsam durchsichtige Schönheit zu schauen, ist nie einem sterblichen Auge vergönnt gewesen, ja, keine menschliche Phantasie vermag solche Himmelsschönheit nur zu ahnen. „Heilig, heilig!“ klang es herüber zu mir aus jedem ihrer Züge, aus jeder Form ihrer Gestalt, aus der Krone auf ihrem Scheitel, aus dem Palmzweig in ihrer Hand, aus jeder Falte ihres schneeigen Gewandes. Als sie ihr leuchtendes Auge aufschlug, war es, als ob diese Strahlen mich träfen, und ich bebte und glühte auf wie eine Flamme im Winde. Und das engelgleiche, selige Lächeln, welches den Blick begleitete, schien nur mir, mir allein zu gelten. Aber das war nur ein Wahn. Niemand kann — Gott sei gelobt dafür — von dort herüber sehen. Mir war sie ganz nahe, indem ich mich im Geiste über alle Schranken hinwegsetzte, aber in Wirklichkeit war ich weit, weit von ihr entfernt. Denn den Seligen im Paradies bleibt die Hölle mit ihren Schrecknissen ewig verborgen. Doch von ihren Gedanken, von ihrem Herzen trennte mich die Kluft zwischen Paradies und Hölle nicht. O wehe mir, wehe! Soll ich schreien oder jubeln? Jetzt konnte ich in ihrem frommen Herzen lesen wie in einem aufgeschlagenen Buche. Und ich las. In klaren Zügen stand dort geschrieben, daß sie mich wirklich von ganzer Seele geliebt hatte. Sie hatte mich geliebt mit der unbewußten, aber tiefen heiligen Liebe eines jungfräulichen Gemüts. Sie liebte mich noch. Sie trug mich in ihrem Herzen, ihre Gedanken umfingen mich, sie sehnte sich innig, aber ohne Schmerzen nach mir. Nur hier, nur auf dieser Seite des gähnenden Abgrundes ist aller Schmerz, alle Qual.

Was soll ich noch sagen? Die Verzweiflung ist mein täglicher Gast, sie ist gleichsam eine ewig lodernde Flamme in meinem Innern.

Bisweilen scheint sie hinzusterben, nimmer aber erlischt sie. In diesem Augenblicke ward sie mit einem unnennbar infernalischen Stoff genährt: Wonne, Entzücken schlugen zur Verzweiflung um, mein ganzes elendes Sein ward zu einem vernichtenden Brand!

„Sieh, das alles hast Du verscherzt!“ tobte es unablässig in meinem Innern. — Kannst Du Dich darüber wundern, daß ich kaum meines frommen und guten Vaters achtete, der ihr zur Seite ging; daß ich mich keines einzigen der sanften, süßen Worte zu erinnern vermag, die meine Lieben mit einander wechselten? Wahrscheinlich würde ich auch meinen Namen mit unendlicher Liebe nennen gehört haben. Aber nachdem ich Lili gesehen und erfahren, daß sie mich liebte, sah und hörte ich nichts mehr. — „Sieh, das alles hast Du verscherzt!“ Ich ward eine wehrlose Beute der Verzweiflung. Vergebens kämpfte und stritt ich dagegen; noch einmal wollte ich sie sehen, nur einmal noch — umsonst, umsonst! Mit einem Schrei der äußersten Verzweiflung brach ich zusammen.

XXIV.

Seit Du zuletzt von mir gehört, und das ist wohl schon lange her, bin ich wieder auf einer langen, abenteuerlichen Fahrt gewesen.

Wie lang die Strecken sind, die man in der Hölle zurücklegt, und mit welcher Geschwindigkeit, darüber läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Ich kann nur vermuten, daß beide unglaublich groß sind. Thatsächlich verhält es sich so: wenn auch Zeit und Raum an und für sich hier in der Hölle vielleicht existieren, für uns sind sie doch nur in der Einbildung vorhanden. Es giebt hier kaum zwei Seelen, die mit sich über irgend eine Ausdehnung vollkommen einig werden können. Doch das gilt nicht allein von Zeit und Raum, sondern überhaupt von allen möglichen Dingen.

Alles beruht auf der Vorstellung. Daher gehört auch Einigkeit zu den sehr seltenen, zu den rein zufälligen Dingen, und was man auf Erden Harmonie nennt, ist hier schlechterdings nicht zu finden. Daß eine Anzahl Seelen sich hier und da unter dem Einfluß eines starken Gesellschaftstriebes an demselben Ort oder zu demselben Zweck an einander schließen, hat mit der Eintracht nichts zu thun. Denn dazu gehört Freiheit; aber diese Seelen thun lediglich, was sie thun *müssen*, und mit Ausnahme dieses Triebes sind sie unter einander ebenso uneinig wie alle übrigen.

Genug, jene Fahrt mußte ich unternehmen. Wenn ich mich so recht elend und verzagt fühle, finde ich eine gewisse Befriedigung

darin, den unendlichen, spurlosen Raum blindlings, ohne Zweck und Ziel zu durchmessen. Es ist mir dabei nur um die wilde Fahrt zu thun. Ja, wirklich blindlings, denn ich achte auf keine Hindernisse. Ich dringe geradeswegs durch Mauern, durch die größten Berge, durch Häuser, Kirchen, Paläste, ja durch Menschen und Tiere, wenn diese mir in den Weg kommen. Das verursacht allerdings eine kleine Störung, aber an dergleichen ist man ja hier gewöhnt. Man weiß, daß es nur eine arme verzweifelte Seele ist, und man hilft sich, so gut es geht, wieder zurecht, als ob nichts vorgefallen wäre. Wie magst Du das nur thun? rufst Du vielleicht. Ja, darnach kannst Du wohl fragen. Ich weiß es wirklich selbst nicht. Jeder hat hier eine ihm angewiesene Stelle, und er thut wohl, auf diesem Platz zu bleiben. Auch ich habe meinen und führe da, wie Du weißt, ein verteufelt gleichförmiges Leben. Aber dann und wann packt mich eine wahre Raserei, dann kehrt sich gewissermaßen mein ganzes Wesen um, und fort bin ich in wilder Flucht, als jagten die Furien hinter mir her.

Was denn eigentlich die Ursache dieser Ausbrüche ist? Verzweiflung, sagst Du, lauter Verzweiflung. Ja, natürlich. Aber mit der Verzweiflung kommt die Sucht, vor sich selbst zu fliehen oder wenigstens sich zu betäuben.

Doch ich vermag weder das eine noch das andere. In der Welt kann es bisweilen gelingen, in der Hölle nie. Wenn ich dann diese unnütze Erfahrung von neuem gemacht, halte ich plötzlich inne, sehe mich um und finde mich dann oft an ganz sonderbaren Orten.

Aber der sonderbarste Ort von allen, das ist doch — der Ort, von dem ich kürzlich angelangt bin. Wie ein Thor fuhr ich dahin, wie ein Thor kam ich zurück. Das Entsetzen führte mich hin, das Entsetzen jagte mich zurück, und nun sitze ich hier, mehr als halb verwirrt.

Es giebt hier eine Fahrt nach einem bestimmten Ziel, die ohne Zweifel jede Seele ausnahmslos wenigstens einmal unternimmt. Insofern läßt sich diese Fahrt sehr passend eine Wallfahrt nennen. Mag es nun in einer gewissen, uns allen gemeinsamen, unwiderstehlichen Manie begründet sein, oder muß es einfach der wunder=

baren Anziehungskraft, welche jener entsetzliche Ort über alle Seelen ausübt, zugeschrieben werden, — alle müssen einmal früher oder später dorthin. Du weißt, welch einen Menschenauflauf eine Hinrichtung auf Erden zu verursachen pflegt, überall, wo sie noch öffentlich stattfindet. Das ist sonderbar. Aber nicht wahr, noch viel sonderbarer würde es sein, wenn jemand sich unwiderstehlich hingezogen fühlte, seiner eigenen Hinrichtung beizuwohnen? Nun, etwas Ähnliches findet hier in der Hölle statt.

Wie Du weißt, — auch wohl ohne meine jedenfalls nur unvollkommenen Andeutungen — ist zwischen dem Orte der Pein und dem Paradies ein unendlich großer Abgrund befestigt. Unendlich groß, sage ich; ich wollte auch fürchterlich sagen, aber dieses Wort, nur auf irdische Verhältnisse gemünzt, ist allzuschwach, um die Schrecken dieses Abgrundes zu bezeichnen. Das ist die Teufelsecke. Verstehst Du es nun? In der Tiefe brennt das ewige Feuer jahraus jahrein, geschürt vom Teufel und seinen Engeln. Wie weit der Abgrund entfernt liegt? Das ist mir unbekannt, ich kann nur sagen, daß er am Ende der Hölle liegt. Wie nahe man ihm kommen kann? Schon auf eine Entfernung von mehreren hundert Meilen wird man schwindlig und fühlt eine gräßliche Todesangst; aber dennoch zieht es einen näher und näher hin. Wie man ihm schließlich wieder entrinnt, ist mir noch ein Rätsel. Wie breit dieser Abgrund ist? Wenn der Glanz des Paradieses drüben leuchtet, kann der Blick mit Leichtigkeit hinüberschweifen. Aber ich müßte mich sehr irren, wenn der Schlund nicht von der Breite eines uferlosen Ozeans wäre.

Aus diesem Abgrunde quillt eine schauerliche Finsternis hervor, die nach und nach alles Licht von uns raubt. Dann verschluckt gleichsam der Abgrund die Finsternis wieder, es wird heller und heller, bis der Glanz vom Paradies siegreich durchbricht. Doch wie komme ich eigentlich dazu, Dir dies zu erzählen? Ich wollte Dir nur sagen, daß der große Augenblick mit allen seinen Schrecken jetzt überstanden ist, und daß ich noch Kraft genug besitze, um ein bemitleidenswerthes Opfer der Verzweiflung von neuem zu werden. Das Licht nimmt zusehends wieder ab, wir gehen der Nacht entgegen.

Doch wir waren ja beim Abgrund. Du erwartest vielleicht, daß ich Dir diesen Ort des Entsetzens schildere? Ebenso gut indes könntest Du eine Schilderung des Paradieses von mir begehren. Nein, mein Freund, fordere nicht zu viel von mir. Ich würde bei dem Versuch, Deinen Erwartungen zu entsprechen, aus Rand und Band gerathen und trotz all meiner Nüchternheit Phantastereien anstimmen. Doch halt! Um Dich wenigstens einigermaßen zu befriedigen, laß Dir erzählen, daß mehr als ein reicher Mann an diesem Abgrunde steht. Drüben erblickt er die Armen in Abrahams Schoß, er streckt seine Hände aus und fleht um einen Tropfen Wassers, denn seine Qual ist groß. Jener erste reiche Mann im Evangelium soll, wie man sich hier zuraunt, erlöst worden sein.

Ach, ich habe gefleht mit der ganzen Kraft der Verzweiflung. Aber niemand, niemand hörte mich. Ich hätte mich in den Abgrund stürzen mögen, dort unten in die Umschlingung der heulenden Teufelssippe. Welche Macht mich davon abhielt und welche Macht mich zurückführte, weiß ich nicht. Sollte sich Gott doch noch meiner erbarmen wollen?

Das wäre meine zweite Wallfahrt nach dem Schrecklichsten der Schrecken, nach dem gähnenden Abgrund gewesen. Hier sitze ich nun und denke darüber nach, wie es eigentlich möglich war, daß mich die Lust nach einem so entsetzlichen Ziel anwandeln konnte. Freilich hier fehlt uns jedwede Beherrschung unserer Lüste und Leidenschaften. Mir graut davor, daß diese wahnwitzige Lust zum dritten Mal mich ergreifen könnte!

Ich sehe, daß ich geschrieben habe: um Dich einigermaßen zu befriedigen. Das ist so gut wie ein Versprechen, und Versprechungen, namentlich kleine, leicht zu erfüllende, hatten immer etwas Heiliges für mich. Ich muß mich also wohl überwinden und Dir noch ein wenig mehr eröffnen. Wisse aber im voraus, diese Eröffnungen sind nicht für jene schwachen Gemüther, die so gern ihre Augen vor allem verschließen, was sie aus ihrer Ruhe irgendwie aufzuscheuchen vermöchte.

Vernimm denn!

Als ich in Angst und Entsetzen vom Abgrunde zurückfloh und dem Satan und seinen Engeln entronnen war — wie, weiß ich nicht — hätte ich mich beinahe einem mir entgegenkommenden Menschen in die Arme gestürzt.

Aber war es wirklich ein Mensch, diese unförmliche Gestalt mit zerschmettertem, zerfetztem Körper und schauerlich entstellten Gesichtszügen? Ja, es war ein Mensch, und seine grauenhafte Gestalt ließ mich ihn alsbald erkennen: Judas Ischarioth.

Um den Hals trug er einen abgerissenen Strick, in der Hand hielt er die dreißig Silberlinge. Der Strick schnürt ihm fürchterlich den Hals zu, das Geld brennt ihm in der Hand. Oft wirft er es fort, aber immer kommt es wieder zurück. Es macht jedesmal nur eine kleine Rundreise in der Welt, und liegt dann wieder blutig, wie es ist, in seiner zusammengeballten Rechten. Dann hört man ihn stöhnen: „Was geht uns das an? Da siehe du zu!“ Eine fruchtlose Reue, also in Wirklichkeit keine Reue, erfüllt sein ganzes Bewußtsein. Und all sein Sinnen und Trachten ist nur auf ein Ziel gerichtet, nämlich sich hinter einen Menschen zu schleichen, um sich an seinen Hals zu hängen.

Was er damit bezwecken will, ist nicht ganz klar. Einige meinen, daß er wirklich im Sinne hat, sich aufzuhängen, daß er es nämlich in der Hölle noch einmal und besser machen will, was ihm auf Erden nicht glückte. Doch diese Meinung beruht ohne Zweifel auf Irrtum. Andere hingegen sind der Ansicht, — und sie ist jedenfalls zutreffend, — daß Judas nur einen christlichen Menschen sucht, welcher ihm den Kuß zurückgiebt, den er selbst einst seinem Herrn und Meister aufgedrückt, und der ihn von den dreißig Silberlingen befreit. Aber er findet natürlich keinen, Niemand läßt sich einen Kuß von einem Judas Ischarioth aufdrängen. Alle fliehen vor ihm mit unbeschreiblichem Grauen, und es ist glücklicherweise nicht schwer, ihm zu entkommen.

Auch ich floh, aber nicht weit. Dann mußte ich bebend halt machen. Da — da vor mir ein entsetzlicher Anblick! Wieder mußte ich mich fragen, ist das auch ein Mensch?

Ja, ein Mensch war es, ausgezehrt bis auf die Knochen. Ein lebendiges Gerippe, nicht minder eine grausige Erscheinung in der Hölle, wie es dies auf Erden sein würde. Wer das war, erfuhr ich später. Es war jener hohenpriesterliche Knecht, der Gottes Sohn einen Backenstreich versetzte. Ich will seine Geschichte mit wenigen Worten melden.

Die Hand, welche den Herrn schlug, begann sofort zusammen zu schrumpfen und zu welken. Und auch er selbst dorrte langsam dahin, Zoll um Zoll, vom Fuß bis zum Scheitel. Es blieben nur noch Haut und verkrüppelte Knochen. Und so wanderte er umher, ein Schrecken für alle Menschen. Er fühlte, wie der Tod an ihm zehrte und sein Leben langsam, aber sicher zerstörte. Lange dauerte es, ehe er sein Herz erreichte. Tag folgte auf Tag, Jahr auf Jahr, und noch war seines gräßlichen Lebens Ende nicht da.

Doch es kam, nicht das Ende seiner Qual, sondern seines Lebens auf Erden. Er starb und fuhr zur Hölle. Hier leidet er, in dem grauenvollen Wahn befangen, daß er fortwährend einschrumpfe und dahin welke, noch dieselben Seelenmartern. Mit Todesangst forscht er bei allen Menschen, ob sie eine Veränderung an ihm wahrnehmen. Bisweilen flüstert er vor sich hin: Was schlägst du mich? und starrt dabei auf seine verwelkte Rechte.

In solchem Wahn lebt er, bemüht seine schwindenden Kräfte zu schonen. Niemand fürchtet ihn, man fühlt nur Schauder und Entsetzen vor ihm. — —

Jüngst trat ich zufällig auf einen Zeitungsfetzen. Ich hob ihn auf und las:

Wo gewinnt man vieles Geld?
Bei Gebrüder Rosenfeld!
Man biete dem Glücke die Hand!
Einsatz nur 15 Mark. Hauptgewinn 450000 Mark.

Das war eine jener gewöhnlichen Lockspeisen für die Unerfahrenen und Dummen in der Welt, welche bekanntlich nie aussterben. Infolge gewisser Erfahrungen werfe ich nie ein solches Stück Papier fort, ohne auch die andere Seite betrachtet zu haben. Die Kehr-

seite, welche natürlich außerhalb der Hölle die rechte ist, enthält oft das Beste, — dies oder jenes, das ursprünglich nicht für die Hölle bestimmt war, kraft des Verhältnisses zwischen Revers und Avers aber den Weg zur Hölle mitmachen mußte.

Die Kehrseite des Fetzens enthielt folgende kleine Ankündigung:

Brautkränze sind stets vorrätig in grosser Auswahl, ebenso Totenkränze. Namen und Nachrufe werden gut und billig angefertigt.

Welche ernste, schmerzliche Betrachtungen rufen diese einfachen Zeilen hervor!

Braut- und Totenkränze dicht neben einander! Ja, so ist es, — das ist ein Symbol des Erdenlebens. Es liegen ja oft nur wenige Atemzüge, nur weniger Augenblicke Mühsal, Kampf und Schmerz dazwischen. Sie liegen einander so nahe, daß wir vielmals nach dem einen greifen und den andern erhalten; wir wollen einen Brautkranz flechten und unter unsern Händen verwandelt er sich vielleicht zum Totenkranz. Und gar manche Jungfrau müßte sich statt des Brautkranzes den Totenkranz auf ihr Haupt wünschen. Besser unter diesem erbleichen, als unter jenem erröten! Besser so häufig den Tod zum Bräutigam, als den Mann, der ihrer Liebe und Hingebung unwürdig ist!

Und diese Namen, die so gut und billig angefertigt werden! O, wie bald werden sie verwittert und nicht mehr zu lesen sein! Und ach, wie schnell wird der Tote vergessen! Er hat kein Recht mehr. Ruhig und unbekümmert geht die Welt ihren gewohnten Gang. Das Leben erhebt Forderungen, vor denen der Anspruch des Todes demütig zurücktreten muß. Das Leben ist der reiche Mann im Evangelium, der jeden Tag in Herrlichkeit und Freuden schwelgte; der Tod ist der arme Mann, der vor des Reichen Thüre lag und mit den Brosamen vorlieb nehmen mußte, die von des anderen Tische fielen. Aber im allgemeinen wird des Toten nur kurze Zeit gedacht, dann fällt er dem Vergessen anheim. Andere Namen, lebendige Namen drängen sich in die warmen Herzen. Wie sollte da auch wohl Raum für eines Toten Namen sein? Nein,

in den Herzen ist kein Raum mehr für die Dahingeschiedenen. Entweder verwittert ihr Name auf einer alten Kirchenwand, und niemand kann sie mehr entziffern, oder er flattert traurig in den kalten Wind auf dem Grabe als unkenntlicher Ueberrest aus den glücklichen Tagen maiengrüner Liebe.

Und diese schönen Nachrufe, die so billig zu haben sind! Ach, man könnte bitterlich weinen über die Billigkeit! „Lebwohl, lebwohl!" Das Herz des Toten ist gebrochen, aber dennoch erklingen fort und fort diese Worte des Abschiedes, wenn auch nicht mit Schmerz, so doch mit inniger Sehnsucht. In den Herzen der Lebenden aber stirbt dieser Klang gar bald dahin. Ach, es war allzu billig, dieses Abschiedswort, es kostete so wenig! Eines schönen Tages kommt vielleicht ein ganz fremder Mensch zu der Seele, die Du mehr als alles andere auf Erden liebtest und die Du nie, nie wirst vergessen können und sagt zu ihr: „Guten Tag, guten Tag!" Und dann ist jenes zärtliche Lebewohl vergessen. Es lebt nur noch als ein leidiges Bruchstück über Deinem Grabe.

Warum war es denn auch so billig zu haben! Und doch war es so schön, sowohl auf den Lippen wie fürs Auge, so schön und rührend! Worin lag denn der Fehler? Ach, die Seele fehlte! Es war nur ein Hauch aus den Lungen, das Herz hatte keinen Teil daran. Und doch glaubten es vielleicht die trauernden Hinterbliebenen. Aber das ist die Wahrheit, es fehlte die Seele darin. Die hatte sich listig zurückgezogen in ihre allertiefste Verborgenheit, um bessere, glücklichere Zeiten abzuwarten. Und die besseren Zeiten kamen und wurden mit Jubel begrüßt und der Jubel schickte den Toten zur ewigen Ruhe. Da tauchte die Seele wieder hervor aus ihrer Tiefe mit vermehrter Sehnsucht, mit warmem, begehrendem Verlangen; mit den Lebendigen will sie leben, nicht mit den Toten. Da hatte die Vergänglichkeit jenes schöne Lebewohl, das so gut und so billig zu haben war, zerrissen und in alle Winde zerstreut. Da war niemand, der über das eingesunkene Grab seufzte — niemand außer den seufzenden Nachtwinden. — —

In letzterer Zeit habe ich nur in einem einzigen großen, über=

wältigenden Schmerz gelebt. Was mußte ich leiden! Jetzt nimmt es den Anschein, als ob der Schmerz sich zerteilen wolle, wie man auf Erden es bezeichnet. Das schließe ich unter anderem daraus, daß die bösen Erinnerungen mit ihren tausend Schmerzen neuerdings auf mich einzustürmen beginnen.

Doch glaube nur ja nicht, daß darin irgend welche Erleichterung oder Linderung für mich enthalten. Mein Dasein ist geteilt zwischen vielen großen Schmerzen, und es wird Dir einleuchten, daß es ja sehr wohl einen Schmerz geben kann, der selbst die großen übertraf. Obgleich in einem Walde viele und große Bäume stehen, kann doch ein Baum der größte sein und weit über alle hinwegschauen. Nun, an diesen großen Baum im Walde ward ich in letzter Zeit gleichsam angenagelt. Wie konnte ich da wohl der anderen Bäume achten und auf die Mückenschwärme? Ja, die bösen Erinnerungen sind wie Mücken, die an den lichten Waldstellen umherschwärmen.

Das ist doch ein schönes Bild, nicht wahr? Die Qual der Hölle verglichen mit einer Sommerwanderung durch den Wald! Kannst Du dies Bild festhalten, so thue es. Dein Freund wandert also durch einen Wald, und das Schlimmste, worüber er zu klagen hat, sind die vielen Mücken.

Stich auf Stich!

Einst hatte ich einen hübschen, jungen Mann in meine Dienste genommen. Er war so zu sagen ein Erbstück von Tante Betty, denn nur ihretwegen nahm ich mich seiner an. Aber, daß sich Gott erbarm, wie nahm ich mich seiner an! Ich weiß nicht, wie es zuging, aber gleich anfänglich hatte ich etwas gegen ihn. Das geht ja oft so in der Welt, ohne daß man solch unbegründetem Vorurteil weitere Bedeutung beimißt. Mein neuer Diener war vielleicht ein wenig beschränkt, sicherlich aber von dem besten Willen beseelt. Doch nichts konnte er mir recht machen. Früh und spät hudelte ich auf ihn los; ich glaube, ich fand ein gewisses Vergnügen darin. Jetzt entsinne ich mich aller beißenden, kränkenden Worte, mit denen ich ihn quälte, und immer und

immer zeigt er mir sein bekümmertes Gesicht. Er konnte es natürlich nicht bei mir aushalten und mußte sich nach einem andern Platz umsehen. Ich selbst verschaffte ihm eine neue Stellung. Doch das war ein nur wenig aufmunternder Anfang für einen armen Menschen, der sich in der Welt vorwärts arbeiten sollte. Und er hatte ein besseres Los verdient. Als er mein Haus verlassen, traten viele Beweise seiner fast rührenden Hingebung und Treue ans Tageslicht. Wie schlecht hatte ich den armen Menschen für diese so seltenen Tugenden belohnt!

Das ist nur eine Kleinigkeit, wie Du siehst. Aber sie hat ihre Stacheln, und die Stiche schmerzen.

In der Stadt hatte ich einen kleinen Garten hinter meinem Hause, den auf der einen Seite eine Blindemauer des Nachbarhauses begrenzte. Doch die Mauer war nicht ganz blind; ziemlich weit nach unten saß ein kleines Fenster, gleichsam das Auge des Hauses, welches mich unablässig zu beobachten schien. Das war natürlich nur Einbildung, denn hinter dem Fenster saß eine arme Nähterin, die bei ihrer sauren Arbeit an anderes zu denken hatte, als mich auszukundschaften. Freilich, dann und wann blickte sie in den Garten; ja, sie erdreistete sich sogar, morgens und abends ihr Fenster zu öffnen. Hierin lag gewiß nichts Böses, nichtsdestoweniger ärgerte ich mich darüber. Kurz und gut, in einem Augenblick solcher üblen Laune benutzte ich das mir von Gesetzeswegen zustehende Recht und ließ vor dem anstößigen Fenster eine Planke errichten.

Aber dieses mein Recht enthielt ein großes Unrecht. In ihrem freudenleeren Dasein hatte sie meinen kleinen Garten lieb gewonnen. Es wuchsen Blumen darin, und Blumen liebte sie fast leidenschaftlich. Es sproß viel Grünes darin, und das Grüne that ihren schwachen Augen wohl. Im Hintergrunde des Gartens stand eine Laube aus Lindenbäumen, in denen sich eine Menge kleiner Vögel aufhielt und sie mochte die lustigen Vögel und ihr munteres Zwitschern so gern. Die Planke beraubte sie nun nicht allein all dieser Herrlichkeiten, sondern auch der frischen Luft, ja sogar des Lichts, dessen sie bei ihrer Arbeit nicht entbehren durfte.

Bald fiel es mir ein, daß ich geradezu grausam gegen das arme Mädchen gehandelt. Dieser Gedanke beschäftigte meinen Kopf und mein Herz geraume Zeit. Endlich hatte ich mich zu einem menschenfreundlichen Vorsatz hindurch gerungen und ich ging zum Nachbar. Aber nun war es zu spät, das arme Mädchen hatte die Wohnung verlassen müssen, welche ihr durch die Freuden und Sorgen von zehn Jahren so lieb und teuer geworden war.

Wieder eine Kleinigkeit, nicht an und für sich, sondern in der großen Anzahl der bösen Thaten meines Lebens. Aber glaube mir, das nagt am Herzen!

Ich war ausgeritten. Inmitten eines Dorfes hielt ich an; ich wollte mit einem Mann sprechen, dessen Wohnung mir unbekannt war. Aber das Dorf schien in der heißen Mittagsstunde ausgestorben: kein Mensch zu sehen, der mir das Pferd gehalten hätte. Endlich zeigte sich in der Thür eines armseligen Hauses ein niedliches junges Bauernmädchen. Auf meinen Wink trat sie näher, halb schelmisch, halb blöde, und nach einigen bittenden Worten meinerseits nahm sie das Pferd beim Zügel, so daß ich sorglos meinem Geschäft nachgehen konnte.

Bei der Rückkehr bot sich mir ein interessantes Schauspiel dar. Mein Halbblutpferd war unruhig geworden, das junge Mädchen konnte es nur mit Mühe regieren und befand sich offenbar in großer Verlegenheit. Während sie nun das mutwillige Tier zu bändigen suchte, offenbarte ihre schlanke Gestalt so schöne Formen und Bewegungen, und auf ihrem hübschen Gesicht spiegelte sich in so anziehender Weise ein Kampf zwischen Angst und Ärger, daß ich entzückt stehen blieb und statt herbei zu eilen und sie aus der kritischen Situation zu befreien, mich seitwärts verbarg, um in aller Ruhe diese pikante Szene betrachten zu können.

Gefahr hatte es keine. Mein Pferd war durchaus nicht wild, im Gegenteil ungewöhnlich zutraulich und fromm. Es wollte nur spielen; allein die junge Landschöne verstand sich nicht darauf und wußte sich nicht zu helfen. Nur um sich anzuschmeicheln warf es seinen Kopf hoch in die Höhe, als ob es sich bäumen wolle.

Doch das junge Mädchen hielt treulich den Zügel fest, mit ihrem schlanken, geschmeidigen Körper den Bewegungen des Pferdes folgend. Nur um sich anzuschmeicheln, schnappte es bald nach ihrem Halstuch, bald nach ihrem Häubchen. O weh, da flog das Tuch ab, und mit Wohlgefallen ruhten meine Augen auf ihrem weißen, vollen Hals? Und sieh, da glitt auch ihr weiches Haar unter dem Häubchen hervor und fiel in goldenen Wogen über Schulter und Nacken herab. Ihre Verlegenheit wuchs, eine hohe Glut brannte auf ihren Wangen, schnell und unregelmäßig wogte ihr Busen, während sie mit atemlosen Worten das Tier zu beruhigen suchte. Bald mußte sie hierhin, bald dorthin springen, auf den Zehen, mit emporgehobenen Armen machte sie die freiesten, anmutigsten Bewegungen. Nie glaubte ich etwas Anmutigeres gesehen zu haben, als dieses unfreiwillige Spiel ihrer leichtbeschwingten Füße.

Aber das fand ein jähes Ende. Plötzlich ward sie meiner ansichtig und ich mußte aus meinem Versteck hervortreten. Hätte sie in diesem Augenblicke das Pferd losgelassen, so wäre mir nur recht geschehen. Doch auch jetzt noch hielt sie aus, bis ich den Zügel in meine Hand nehmen konnte. Da stand sie, flammend vor Scham und Zorn, aus ihrem Auge stahl sich eine Thräne. Bevor ich mich in den Sattel schwang, wollte ich einen Thaler in ihre Hand drücken. Aber sie ließ das Geld zur Erde rollen und wandte mir den Rücken, ohne sich auch nur ein einziges Mal umzublicken.

Sieh, das ist in der That doch nur eine Kleinigkeit. Ich hatte dem Mädchen allerdings Unrecht gethan, das ist wahr; aber sie nahm nicht den geringsten Schaden dabei. Ich bin im Gegenteil davon überzeugt, daß dieses kleine Abenteuer ihr die nützliche Lehre ertheilte, in Zukunft mehr auf ihrer Hut zu sein vor — lüsternen Laffen aus der Stadt.

Aber dennoch — alle solche Erinnerungen kehren wieder und machen hier ihre Ansprüche geltend. Das Gesetz des Lebens ist vollkommene Gerechtigkeit, und dieses Gesetz geht durch Welt, Hölle und Himmelreich. Alles, alles, was nur ein Gran von Sünde oder Unrecht in sich birgt, wird einst wiederkommen und Buße

und Genugthuung fordern — es sei denn, daß Gottes Gnade und Barmherzigkeit unsere Schuld von uns nimmt.

Hörst Du, wie die Mücken um mich summen und schwirren?

Dort steht ein Baum im Wald, bei welchem angelangt ich mit tiefen Seufzern immer und immer wieder meine Schritte hemmen muß. Der trägt die Früchte eines vergeudeten Lebens, und diese Früchte regnen gleichsam auf mich herab. — Wie gut hätte ich es haben, wie viel hätte ich ausrichten, wie glücklich hätte ich werden können!

Aber ich wollte nicht. Verblendet wanderte ich im Lichte, und blindlings taumelte ich in mein Grab. Erst hier in der Finsternis ist es wie Schuppen von meinen Augen gefallen, jetzt, jetzt sehe ich alles mit entsetzlicher Deutlichkeit.

XXV.

Durchwandere ich in der Erinnerung aufs neue das heilige Land, so geschieht es ganz mit den Gefühlen eines Pilgers, der an jeder Stätte mit zerissenem Herzen den Erlöser sucht, aber nirgends weder ihn noch Vergebung seiner Sünden findet. Als ich diese Wanderung in Wirklichkeit unternahm, wurde mir allüberall in jeder Stunde der Friede angeboten, aber ich war zu sehr von meinen eigenen nichtigen Gedanken erfüllt und achtete nicht gebührenden Maßes darauf. Ein Engel Gottes ging an meiner Seite und übte fast unumschränkte Macht über mich aus. Lilis Glaube, ihre Frömmigkeit drangen unaufhörlich wie Sonnenstrahlen in meine Seele; unzählige Male fühlte ich mich tief gerührt und innig ergriffen; mehr als einmal war mein sündiges Herz nahe daran, sich selbst und alles für den Erlöser dahinzugeben, für ihren Erlöser, der auch mein Heiland werden konnte. Aber in dem entscheidenden Augenblick drang der geängstigte Eigenwille in mir hervor gleich einer Flamme aus der Hölle, ich war aufs neue geblendet und sah den Erlöser nicht mehr, ich sah nur ein schönes junges Mädchen an meiner Seite, an das sich alle meine Hoffnungen knüpften, das schon so gut wie mein war, aber um welches ich jetzt den härtesten Kampf von allen kämpfen sollte, den Kampf mit dem Tode.

Galiläa, du herrliches Land! Ich kenne nichts Schöneres als den Gegensatz zwischen dem wilden, dunklen und öden Judäa und dem milden, hellen und fruchtbaren Galiläa. Und in Galiläa kenne

ich keine herrlichere Stätte als den Berg Tabor. Ich sehe ihn vor meinen Augen. Frei und einsam erhebt er sich aus der weiten Ebene, schroff abfallend nach allen Himmelsrichtungen. Bis zur höchsten Spitze ist er mit Wald und Gesträuch geschmückt; immergrüne Eichen und Pinien wetteifern mit einander in Herrlichkeit. Und der ganze Berg ist wie besät mit würzigen Pflanzen; es herrscht eine Frische in der Natur, die ich an keinem Orte der Welt in solchem Maße gespürt habe. Nur von der Südseite ist der Berg zugänglich; in lieblichen Windungen, die dem Auge immer neue, wunderherrliche Landschaften darbieten, schlingt sich ein Pfad bis zum Gipfel. Immer frischer wird die Luft, immer reiner, immer balsamischer; man atmet gleichsam in einer ganz neuen Welt, nachdem man die heiße, verbrannte Ebene verlassen. Es ist ein langer, aber köstlicher Weg, viel länger, aber auch weit herrlicher, als man anfangs glaubt. Und hat man endlich den Gipfel erreicht, dann findet man zu seiner Überraschung eine Hochebene vor sich, die reichlich eine halbe Meile im Umkreis mißt. So umfänglich und so hoch ist der Berg. Diese Hochebene ist mit dem schönsten Rasen und den herrlichsten Baumgruppen besetzt. Durch ein verfallenes Thor im Westen hält man seinen Einzug in diese Wunderwelt. Ruinen von Mauern und Türmen, von Grotten und Zisternen sind über sie verbreitet und erzählen uns als ernste Zeugen der Vergänglichkeit, daß hier einst ein befestigtes Lager oder gar eine Stadt gestanden hat. Ja, hier oben wohnen Friede und Sicherheit und Ruhe, und eine herrlichere Stätte existiert kaum in der weiten Welt. Kein Wunder, daß Petrus sagte: „Herr, hier ist gut sein; willst Du, so wollen wir hier drei Hütten bauen, Dir eine, Mosi eine, und Elias eine". — Der Tag neigte sich seinem Ende zu, als wir den Berg erreichten. Obwohl wir uns erst im März befanden, war es doch brennend heiß gewesen. Welche Erquickung daher, als wir zu dem kühlen, duftreichen Schatten emporstiegen! Wir fühlten uns wie im Paradies. Kurz vor Sonnenuntergang erreichten wir den Gipfel. Als wir plötzlich die herrliche Hochebene betraten, welche die freieste Aussicht nach allen Seiten hin gestattet, ver-

stummten wir unwillkürlich vor der Größe und Herrlichkeit der Rundschau. Ganz Galiläa, ja der größte Teil des heiligen Landes lag vor unsern Augen ausgebreitet.

Ich wandte meinen Blick wieder Lili zu; schon seit langer Zeit hatte ich mich daran gewöhnt, meine besten Eindrücke durch sie zu empfangen. Die untergehende Sonne goß einen goldenen Schimmer über ihre zarten Züge, die in stillem Entzücken wie verklärt erschienen. Es lag in ihnen eine bewältigendere Schönheit, als die Erde sie zu geben pflegt. Nie fühlte ich dies so deutlich und lebendig als in dieser Stunde. Alle Schönheit dieser Welt, die vor uns ausgebreitet lag, dünkte mich nichts gegen die Schönheit zu sein, welche sich in ihrem teuren Antlitz vor mir offenbarte.

O mein Freund, verarge es mir nicht, daß ich so lange bei dieser Schilderung verweile. Thöricht ist es, das ist wahr; aber es ist natürlich, und ich kann nicht anders. Die glücklichen Augenblicke meines Lebens mir ins Gedächtnis zurückzurufen, gehört ja mit zu meiner Pein.

Gegen Norden schauten wir weit über Galiläas Hügel bis zu den Schneegipfeln des Libanon und der Umgegend von Damaskus. Dicht zu unsern Füßen lagen im Norden, Westen und Süden die kleinen Städte Kana, Nazareth und Nain mit ihren heiligen, herzerhebenden Erinnerungen. Im Westen hatten wir die reiche liebliche Ebene von Esdrelon vor uns, den Berg Karmel und das weite Meer, in das soeben die Sonne niedertauchte. Wie ein Silberband schlang sich der kleine Bach Kison durch das Thal und leitete den Blick hinaus zu dem ins Meer sich senkenden Vorgebirge. Im Osten fällt das Auge sofort auf den schönen See Genezareth, an dessen Ufer die kleine Stadt Tiberias liegt, jetzt natürlich in Ruinen. Nicht weit davon liegt Kapernaum. Jenseit des Sees erstreckt sich die weite Wüste, in welcher der Heiland die vielen Tausende speiste. Im Süden verweilt der Blick zuerst bei dem isolierten Berg Hermon, dann bei den Bergen Samarias; aber er läßt sich nicht fesseln, weiter schweift er bis zur Umgegend Jerichos und bis zu jener Höhe, auf welcher Gottes Sohn fastete und vom

Satan versucht ward. Das Auge wandert über den Jordan, nach Bethabara, wo Johannes taufte, über das tote Meer nach dem Berg Nebo im Land der Moabiter, wo Moses starb, und verliert sich in der grenzenlosen Wüste Arabiens.

Die Sonne sank, nein, sie fiel ins Meer, feuerrot, eine lodernde Kugel, und schnell trat die Dunkelheit ein. Aber unsere Leute waren unterdes nicht müßig gewesen. Bald hatten sie eine geschützte Stelle ermittelt und dort stand bereits das Zelt für Lili und meine Mutter aufgeschlagen. Wir hatten nämlich im voraus bestimmt, auf dem Berg zu übernachten. Die Tiere waren abgezäumt und ließen sich das saftige Gras trefflich munden, von wohlriechenden Zedernzweigen war ein Feuer angezündet, die einfachen Vorbereitungen zur Abendmahlzeit waren getroffen. Alles rührte sich in emsiger Thätigkeit, alles, ausgenommen die Türken, unsere eigentliche Bedeckung, die in träger, behaglicher Ruhe zusahen, während sie ihre erste Abendpfeife rauchten. Diese Zubereitungen für die Nacht bei Sonnenuntergang, wie lieb und wohlthuend hatten sie allzeit auf mich gewirkt, mochte ich mich nun im Westen oder Osten, Süden oder Norden befinden! Aber dieser Abend auf dem Berge in Galiläa, — es war einer der letzten vollkommen glücklichen Abende, die ich auf Erden erlebte. Ja, vielleicht der allerletzte.

Als es vollständig dunkel geworden, zündeten wir mehrere Feuer an und stellten die nötigen Wachen aus. Dies war mehr als bloße Formalität, denn nirgends ist man auf Reisen im heiligen Lande vor den Beduinen sicher. Hier indes konnten wir uns mit Leichtigkeit sichern. Wir befanden uns gleichsam in einer Festung, der Berg gehörte uns.

Drinnen im Zelt beim freundlichen Lampenschein verbrachten wir die letzte Abendstunde in trauter Gemeinschaft. Lili las uns die Geschichte von der Verklärung des Erlösers auf dem Berg Tabor vor. Nichts konnte die Unruhe in meinem Innern besser stillen als ihre süße Stimme; diese allein schon konnte in ernsteren Augenblicken mich zur Andacht wecken. Aber das war nur wie ein flüchtiger frischer Windhauch in der drückend heißen Atmosphäre des

Tages. Bald lag meine Seele wieder matt darnieder, wie ein Schmetterling, der mit seinen Flügeln im Staube flattert.

„Befindest Du Dich wohl, Lili?" fragte ich, als sie mir mit innigem Händedruck gute Nacht sagte.

„O, so unendlich wohl", antwortete sie mit einem glücklichen Lächeln, „daß ich hier allzeit leben und dereinst auch sterben möchte".

Ich konnte an dem Druck ihrer Hand und an ihrem Blick deutlich merken, daß sie mir noch etwas zu sagen habe. Ich beugte mein Ohr zu ihr nieder, und leise flüsterte sie mir zu:

„Vergiß nicht zu beten, ehe Du einschlummerst! Hier betete der Heiland auch für Dich!"

Wieder ein frischer Luftzug; der Schmetterling schwang sich aufs neue empor. Mit gerührtem Herzen verließ ich sie.

Vor dem Eingang des Zeltes war mein Lager bereitet. Ich hüllte mich in meinen Burnus und legte mich zur Ruhe. Doch nicht um gleich zu schlafen; erst mußte ich ja beten. Aber so recht von Herzen beten, das hatte ich seit meiner Kindheit nicht mehr geübt. In letzterer Zeit hatte ich es wohl oft versucht, aber immer mußte ich fühlen, daß etwas fehlte, ach, nicht nur etwas, sondern das Wichtigste, was dem Gebet Kraft verleiht und ihm Schwingen giebt, daß es emporsteigen kann zu Gott, unserm himmlischen Vater. Indem ich nun an diesem Abend meine Gedanken zum Gebete zu sammeln suchte, zerstreuten sie sich wider meinen Willen nach allen Seiten, und meine Seele ward aufs neue von Unruhe und Pein erfüllt. Vergebens wars, daß ich meine Hände faltete, daß ich meine Lippen bewegte, — ich konnte nicht beten. Und schlafen konnte ich auch nicht, denn erst mußte ich ja gebetet haben. Drinnen im Zelt war es ganz stille, aber hier draußen war kein Friede zu finden. Ich starrte zum Himmel hinauf. Die Sterne schienen mir so nahe, daß ich sie mit den Händen greifen konnte. Mir war, als ob die Wölbung des Himmels wie ein Alp auf meine Brust drückte, und ich entsetzte mich fast vor der Unendlichkeit des Firmaments. Die mannichfachen wunderlichen Laute der

Nacht setzten meine Phantasie und mein Blut in Bewegung. Bald war es ein wildes Schwein, das krachend durchs Gebüsch brach, bald das ferne Heulen eines Schakals unten in der Ebene; bald war es einer der Beduinen oder der Türken, der sich in unruhigem Schlafe hin und her wälzte und wunderliche Töne ausstieß.

Es war Mitternacht. Meine Taschenuhr schlug von selbst und wie mir däuchte, so laut wie eine Kirchenuhr. Ungeduldig warf ich mich auf die andere Seite und starrte in die Gluten eines hinsterbenden Feuers. Während ich nun so still dalag, glaubte ich plötzlich Lilis Stimme zu vernehmen; sie las von der Verklärung des Erlösers auf diesem Berg. Ich sah den Heiland vor mir zwischen Moses und Elias in göttlicher Herrlichkeit. Da fielen meine Augen zu. Ich hatte gebetet, ohne es zu wissen. Die frei gewordene Seele hatte, unabhängig von der Trägheit des Fleisches, aus eigener Macht sich im Gebet zum Herrn erhoben. Ich schlummerte ein und schlief ruhig und sanft bis Tagesanbruch.

Über den Höhen von Astharoth jenseit des Sees Tiberias stieg eben die Morgenröte auf, als ich mich dem nördlichen Abhang näherte. Bei einer verschütteten Zisterne blieb ich stehen und harrte in ahnungsvoller Andacht des kommenden Naturschauspiels. Plötzlich hörte ich jemanden in meiner Nähe. Es war Lili, die mir unbemerkt nachgegangen und jetzt still ihren Arm in den meinen legte. Also vereint standen wir da, stumm und erwartungsvoll: eine heilige Stunde für mich.

Die Sonne erschien in all ihrer Pracht und warf ihren goldenen Glanz auf die Gipfel des Karmel. Vornehmlich im Westen entfaltete sich die Herrlichkeit des Morgens. Dort lag das weite Meer wie ein großer Purpurmantel.

„Otto, hier ist es gut sein“, sagte Lili. Schweigend hüllte ich sie fester in meinen Burnus ein, denn ein kalter Wind strich über den Berg.

Noch lag die Tiefe des Thals in Dunst und Nebel verborgen. Bald aber gerieth Bewegung in diese luftige Decke, sie hob und erweiterte sich. Plötzlich tauchten durch einen Riß in der Nebeldecke eine

Kuppel und einige weiße Mauern in der Tiefe auf. Nach und nach erweiterte sich die Öffnung und bald lag wie eine Offenbarung aus einer andern Welt eine kleine Stadt vor unsern Blicken.

„Nazareth!" rief Lili in freudiger Überraschung, „bescheidenes, holdes Nazareth! Hier sind die Enden der Welt vereinigt: Nazareth und Tabor. Geboren in Staub, war er doch Gottes Sohn und der Erbe aller göttlichen Macht und Herrlichkeit!"

Sie sagte nur er, und ich fragte nicht: wer? Ich wußte ja, wen sie meinte. Sie hatte nur einen einzigen festen und immerwährenden Gedanken: den Erlöser. Keines der edleren Interessen des Lebens blieb ihr fremd, aber ihr tiefinnerstes Leben ruhte lediglich in ihm, ihrem Heiland.

Ein letzter Blick, und wir traten den Rückweg an.

„Hier ward er verklärt, begann Lili wieder, indem sie stehen blieb und mit einem ehrfurchtsvollen Blick umher sah. „Aber noch hatte er seinen Lauf nicht vollendet, noch hatte er den Ratschluß seines himmlischen Vaters nicht erfüllt. Das Schwerste stand ihm noch bevor, die tiefste Erniedrigung, das bitterste Leiden: Gethsemane, Gabbatha, Golgatha. Doch hier auf diesem Berge genoß er für einige Augenblicke die ewige, vollkommene Herrlichkeit im voraus, die in ihrer ganzen Fülle erst beim Vater seiner harrte, und gestärkt ging er weiter. — Otto, ist es hier auf Erden nicht auch mit uns so, mit allen denen, die durch ihn Gottes Kinder geworden sind? Noch haben wir einen kürzeren oder längeren Weg der Prüfung vor uns, aber auch wir können für einen Augenblick das ewige Leben, die vollkommene Freiheit und Freude im voraus genießen. Ohne diese Gnade Gottes könnte manche Seele die Schwere des Daseins wohl nicht tragen; einige solche Augenblicke sind auch uns hier auf dem Berge vergönnt. — Meine Seele jubelt in mir! In jedem Atemzuge strömt mir die Fülle des Lebens zu: „Ehre sei ihm, meinem Heiland!"

War das Lili, die so zu mir sprach? Nicht zum ersten Mal überraschten mich die Fülle und Unumwundenheit, mit der sie ihre innersten Bewegungen zu erkennen gab. Mit wunderbarer Schnellig=

keit hatte sich ihr Wesen in letzter Zeit vervollkommnet. Mich ängstigte diese vorzeitige Entwickelung, die in der Sehnsucht nach baldiger Vollendung ihrer irdischen Laufbahn zu gipfeln schien.

„Sieh, Otto", sagte sie, indem sie meinen Arm nahm, um weiter zu gehen, „ich habe ein Gefühl, als ob ich mich dort unten auf der Erde nie mehr zurecht finden könnte. Es ist ein gar glückliches Gefühl, und doch liegt zugleich etwas unendlich Peinliches darin. Ich sage nicht, daß ich Jahre meines Lebens darum hingeben möchte, aber ich würde viel darum geben, könnte ich unsern Aufenthalt auf diesem Berge um einen oder ein paar Tage verlängern".

„Glaubst Du, daß es Dir besonders gut thun würde, Lili?" fragte ich wehmütig.

„O ja, Otto! Ich fühle mich schon viel besser. Ich atme so leicht, und mein Herz ist so frei und ruhig".

„Nun, so sprich mit der Mutter darüber! Ich selber will, was Du willst, meine teure Lili".

Unterdes war es auf dem Berg lebendig geworden. Im Lager herrschte emsige Bewegung. Einige bereiteten den Kaffee, andere buken auf heißen Steinen Brot aus Weizen, Gerste oder Mais; einige tränkten oder striegelten die Pferde, andere putzten ihre Waffen. Nur die Türken thaten nichts. Nach beendigter Morgenandacht hatten sie ihre erste Pfeife angezündet und ließen sich jetzt gleich hohen Herren bedienen. Aber auch in weiterem Umkreis rührte sich neues Leben. Muntere Ziegenherden zerstreuten sich nah und fern über die fruchtbaren Ebenen des Berges. Es war eine lebhafte, anmutige Morgenszene.

Meine Mutter hatte nichts gegen Lilis Wunsch einzuwenden. Sie zeigte überhaupt in der letzten Zeit eine bewunderungswürdige Willfährigkeit, ahnend vielleicht, wie viel auf dem Spiele stand.

Wir blieben also, und das verdroß uns keineswegs. Dies freie Lagerleben auf der herrlichsten Stätte, hoch über aller Welt, mit der Aussicht über ein ganzes Land, noch dazu das heilige Land, mit der reinsten Luft, mit einer Natur so frisch und reich und duftend wie im Garten Eden, mit einer erhabenen Ruhe und Stille — war ein

wahrer Segen für uns alle. Lili empfand weder Herzklopfen noch Beängstigungen; ihr Gesicht behielt mit geringen Abwechselungen dieselbe zarte Röte. Ihr Puls — wie oft lag nicht ihre kleine liebe Hand in der meinen! — nahm nicht rasende Anläufe, um hinterher fast ganz still zu stehen, sondern schlug regelmäßig, sanft und ruhig. Fast glaubte ich an die wunderthätige Macht des heiligen Berges, ich wurde heiter wie in früherer Zeit und trug ehrlich meinen Teil zu den Freuden dieser Tage bei.

Im Laufe des Vormittags langten mehrere Züge von Pilgern aller Nationen an. Arme, Gebrechliche, Kranke bildeten den Nachzug. Da unser Lagerplatz von dem eigentlichen Heiligtum etwas entfernt lag, entgingen wir glücklicherweise dem Schwarm. Er bot einen mehr als traurigen Anblick dar, aber Lili scheute nicht vor all diesem Jammer und Elend zurück. Im Gegenteil, das Herz brannte in ihr; überall, wo sie es vermochte, mußte sie Hilfe und Trost spenden. Den Armen schenkte sie Geld und Nahrungsmittel, Arznei den Kranken und Gebrechlichen, und alle tröstete sie mit teilnehmenden Worten und Mienen. Welch ein Leben der Liebe in ihren dunkeln, feuchtschimmernden Augen! Wie schön war sie in ihrer halb morgenländischen Tracht, während sie stille helfend die Reihen der Unglücklichen durchschritt, die sie alle so gut verstanden, obwohl ihre Sprache ihnen fremd war!

Gegen Abend besuchte mich der Stammeshäuptling, der für unsere Sicherheit von Nazareth nach Samaria die Verantwortung übernommen. Er hatte auf dem Berge gejagt und kam nun mit stattlichem Gefolge, um mich zu begrüßen und um mir ein wildes Schwein, das er mit eigner Hand erlegt, als Geschenk zu überreichen. Natürlich mußte ich meinen Dank durch ein wertvolles Gegengeschenk bethätigen. Allein die ausnehmende Ehre und Aufmerksamkeit, welche er mir bewies, war ein Opfer wohl wert. Freilich brachte er mich um die köstlichen Abendstunden, die ich in idyllischer Ruhe allein mit Lili und meiner Mutter zu genießen gedachte. Jetzt mußte ich Anstalten zu einem Gastmahl treffen, bei welchem das wilde Schwein nur eine untergeordnete Rolle spielte.

Ich that mein Möglichstes, mich als freigebigen Wirt zu erweisen. Unterdes hatte sich mit Hilfe eines Dolmetschers zwischen dem Häuptling und mir eine für beide Seiten mühsame Unterhaltung entsponnen, die ein Muster blühender Höflichkeitsphrasen war. Einen Trost hatte ich jedoch: Lili wohnte in einiger Entfernung der ganzen Vorstellung bei und schien sich sehr darüber zu ergötzen. Als der Emir endlich Abschied nahm, war er von dem ihm zu teil gewordenen Empfang augenscheinlich sehr befriedigt. Mit anerkennenswerter Zuvorkommenheit schlug er sein Nachtlager weiter unten auf dem Berge auf und überließ mir allein die Hochebene.

Doch mein Freund, laß mich abbrechen! Ich merke, daß ich wieder Gefahr laufe auf Abwege zu geraten. Es liegt durchaus kein gesunder Sinn darin, derartige Mitteilungen von der Hölle aus zu machen. Wenn Du willst, kannst Du die Fortsetzung bei Chateaubriand oder Lamartine suchen. Ich — ja, ich bin ein Thor, selbst noch nach dem Tode.

XXVI.

Abenteuer von allerlei Art gehören hier zur Tagesordnung. Aber sie sind, wie alles andere in der Hölle, hohl und nichtig. Vergebens strengt man sich an, ihnen Reiz beizulegen. Selbst die der Form nach fesselndsten Abenteuer hinterlassen nur unbeschreiblichen Ekel und widrige Leere.

Vor kurzem warf sich in einer einsamen Gegend ein junges Weib bebend in meine Arme, aber nicht aus Neigung zu mir, sondern aus Furcht vor einem andern. Sie wurde verfolgt, und die ihrem Geschlecht eigentümliche Ängstlichkeit hatte die kleine Thörin überwältigt. Doch hätte sie einerseits eine so übertriebene Furcht gar nicht zu hegen brauchen und andererseits konnte ich ihr nicht den geringsten Schutz gewähren. Dergleichen aber begegnet uns hier täglich; wir bewegen uns zum größten Teil noch in den von der Welt mitgebrachten Vorstellungen. Ja, wir können uns oft selbst mit dem besten Willen nicht von ihnen losreißen. So war es denn auch ganz natürlich, daß das zarte Wesen, welches ich in meinen Armen hielt, sich so ernsthaft hatte erschrecken lassen und nun bei meiner ehrenwerten Person Schutz suchte.

Nachdem sie sich von ihrer Angst ein wenig erholt, fragte ich freundlich, wer sie denn verfolgt habe. Sie sah mich mit ihren sanften Taubenaugen an, und es schien fast, als ob der kaum überwundene Schreck sie aufs neue zu durchbeben drohte, so zart und schüchtern war sie. Indessen antwortete sie doch:

„Er verfolgt mich unaufhörlich. Ich kenne nicht seinen Namen, aber es ist der Mann, der immer nach Beatrice fragt. Er glaubt, ich sei diese“.

Ich wußte sofort, wen sie meinte. Es war, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine von den öffentlichen Persönlichkeiten hier in der Hölle. Die Bezeichnung ist schief, wie überhaupt alle Begriffe, die wir von der Welt mitgebracht haben. Denn in der Hölle sind alle Personen öffentlich, und doch ist es keine einzige in der Bedeutung, welche mit diesem Wort auf Erden verbunden wird. Öffentlich heißt hier nur, daß man ihn in allen Gegenden der Hölle kennt, mit Fingern auf ihn zeigt und ihm höhnisch nachruft: „Wo ist Beatrice, hat jemand Beatrice gesehen?“ Diese Fragen führt er nämlich überall und unablässig im Munde; Beatrice ist all sein Sinnen und Trachten, sie ist seine fixe Idee. Er ist davon überzeugt, daß sie in der Hölle sein muß; „denn“, sagt er, — doch laß mich über diese Abscheulichkeiten schweigen. Und er sucht sie mit so tierischer Begierde, wie ich sie nie, selbst hier nicht gekannt habe. Aber noch sucht er sie vergebens. Fände er sie, ich glaube selbst die Hölle würde empört sein über das, was dann geschehen würde. Übrigens ist er eine der widerwärtigsten Personen, die ich je kennen gelernt, und das will hier in der Hölle viel sagen. Er gleicht einem leibhaftigen Inbegriff aller Laster der Welt; bis auf die Herzwurzel ausgebrannt, beseelt ihn nichts als die wildeste Brunst derjenigen Leidenschaft, die ihm nimmer Ruhe läßt. Und dann die abscheulichen Wunden, mit denen er behaftet ist! Aus jeder einzelnen gähnt einem der sichere Tod grauenvoll entgegen. Natürlich gehört er zum Ausschuß der Hölle. Kein Wunder also, daß das blutjunge, schamhafte Weib Entsetzen vor ihm fühlte.

„Du bist also nicht Beatrice?“ fragte ich.

„Nein“, antwortete sie mit dem Blick, „ich bin Emily“.

Weiter kamen wir diesmal nicht in unserer Bekanntschaft, aber ich konnte deutlich merken, daß einer Fortsetzung nichts im Wege stand.

Als ich sie verließ, mußte ich unwillkürlich einige Betrachtungen über sie anstellen. Wie war es möglich, daß ein Wesen wie diese Emily in die Pein der Hölle gestoßen werden konnte? Sie erschien als die vollkommenste Verleiblichung der schönsten, reinsten Weiblichkeit. In der Schönheit liegt allerdings keine Bürgschaft; im Gegenteil, es sind häufig die schönsten Menschen, welche zur Hölle fahren. Emilys treuherziges und dabei verschämtes Wesen jedoch konnte unmöglich Verstellung sein; überhaupt deutete ihre Person in jeder Hinsicht auf reine, unverfälschte Natur. Dazu war sie zart und anmutig nicht allein von Gestalt und Antlitz, sondern in allen ihren Bewegungen. Es war, als ob die unschuldvollste Seele überall bei ihr hindurch leuchte. Dazu so jung, fast noch kindlich jung. Vielleicht hatte sie ihr neunzehntes, zwanzigstes Jahr vollendet, aber man war versucht, sie für viel jünger zu halten. In der Welt steht kindliche Unschuld in großem Ansehen. Mit welchem Recht, das zeigt sich am deutlichsten in der Hölle, denn an dieser, auch in der Welt seltenen Eigenschaft herrscht hier völliger Mangel. Allerdings beim Weibe kann sich trotz der Anfechtungen des Fleisches und der Welt diese kindliche Unschuld sehr lange erhalten. Und Emily war allem Anscheine nach eine dieser Auserwählten und Glücklichen. Sie schien eben erst die Schwelle der Kindheit überschritten zu haben, rein und fleckenlos ohne ein Atom des Staubes dieser Welt. Aber wie war sie denn in die Hölle geraten? Das ließ sich nur durch jene furchtbare Lehre erklären, wonach der Mensch von Natur böse ist, aus der Tiefe des Herzens sich die böse Lust entwickelt, mag er im übrigen noch so edel und schön sein und die böse Welt ganz und gar meiden.

Bald darauf begegnete ich ihr wieder. Da sie mich nicht bemerkte, konnte ich sie in aller Ruhe beobachten. Sie saß abseits in stiller Einsamkeit, eifrigst mit sich selbst beschäftigt, einen ebenso anziehenden wie merkwürdigen Anblick darbietend. Ihre Tracht war nonnenhaft einfach und ganz weiß; in prächtigen Falten schloß sich das Gewand um die leichte, schlanke Gestalt. Weiß in weiß, vom Scheitel bis zur Sohle, ohne auch nur einen Schatten von Farbe

— das machte einen seltsamen Eindruck in der uns stets umspinnenden Dunkelheit. Ihren unbeschreiblich sanften Zügen fehlte nur eins zu einer vollkommenen Schönheit, nämlich der Friede; den hatte sie nicht und konnte ihn natürlich nicht haben. Ihre zarten Hände regten sich geschäftig auf ihrem Schoß; erst nach längerer Zeit gewahrte ich ein Perlenhalsband, mit dem sie sich eifrig beschäftigte. Sie zählte die Perlen, erst von der einen, dann von der andern Seite, und jedesmal hielt sie in der Mitte an. Dann ließ sie es in ihren Schoß gleiten und rang verzweifelnd die Hände. Schmerz und Angst prägten sich deutlich in ihrem schönen Antlitz aus. Ja, ich vermeinte sogar Thränen in ihren großen, schmachtenden Augen zu sehen, aber das war natürlich Täuschung.

Ich gab mich zu erkennen und setzte mich neben sie.

„Bist Du die weiße Dame?“ fragte ich

Noch ehe ich die Worte ausgesprochen, fiel mir das Thörichte meiner Frage ein. Es giebt ja so viele weiße Damen, in Frankreich allein ein halbes Schock.

„Ich weiß nicht, wen Du meinst“, antwortete sie. „Ich bin Emily Fleming“.

„Fleming & Sparkmann, Glasgow, Trentbury Square?“ rief ich überrascht. So lautete die Firma eines uralten, weit und breit bekannten Handelshauses.

Tief seufzend nickte sie mit dem Kopfe.

Was meinte sie? Stand sie vielleicht in verwandtschaftlicher Beziehung zu dieser Firma?

Während ich darüber nachdachte, hatte sie sich die Perlenschnur umgebunden. In Gedanken versunken, mit gefalteten Händen saß sie regungslos da. Ich sage: mit gefalteten Händen; doch muß ich beifügen, daß in der Hölle niemand imstande ist, seine Hände richtig zu falten. Was könnte uns das auch wohl nützen?

Sie litt augenscheinlich sehr.

„Armes Kind!“ rief ich. „Du scheinst sehr unglücklich zu sein“.

„Ja, das bin ich“, antwortete sie. „Ich habe einen Verlust erlitten, den ich nie zu überwinden vermag“.

„Was hast Du denn verloren, arme Emily?"

„Ach, eine Perle", antwortete sie händeringend.

Nur eine Perle! Wahrlich ein geringes Vergehen, um dafür in die Hölle zu kommen. Und doch, es giebt ja kostbare Perlen von unschätzbarem Wert. Soweit ich mich entsinne, war da einmal ein Kaufmann, der alles, was er besaß, verkaufte, um eine solche vollkommene Perle, die er auf seinem Lebenswege vorfand, kaufen zu können.

„Vielleicht kannst Du die Perle noch finden", sagte ich gutmütig und ohne es recht zu überdenken.

„Glaubst Du?" entgegnete sie sichtlich erleichtert. „Aber ich habe schon sehr lange vergeblich darnach gesucht".

Mir schwebte so etwas vor, daß der, welcher sucht, auch finden soll. Aber da es mir nicht so recht über die Zunge wollte, beschränkte ich mich darauf zu bemerken:

„Hast Du lange gesucht, so bist Du vielleicht um so näher daran, das Gesuchte zu entdecken".

Mit diesen glücklichen Worten bahnte ich den Weg zu ihrem Herzen und wir wurden bald recht vertraut mit einander. Als ich ihr bald darauf zum dritten Mal begegnete, erzählte sie mir ihre Lebensgeschichte. Das kostete ihr augenscheinlich große Überwindung, aber der uns allen innewohnende Trieb, unser Herz zu erleichtern, unterstützte sie hierbei aufs kräftigste. Hier in der Hölle wird ja alles der Verborgenheit entzogen.

„Du nanntest das Handelhaus Fleming & Sparkmann", begann sie. „Vielleicht hast Du den dermaligen Chef dieser Firma gekannt. Meine Geschichte greift indes viel, viel weiter zurück. Laß sehen — es war der Urgroßvater seines Urgroßvaters. Ja, gerade sieben Generationen muß ich zurückgreifen. Ach, wie lange ist das her!

„Sechszehn Jahre alt ward ich Robert Flemings Braut und noch in demselben Jahre führte er mich als seine glückliche Gattin in sein uraltes, prächtiges Haus. Am Hochzeitstage schenkte er mir ein kostbares Perlenhalsband, an sich schon ein ganzes Vermögen. Ehe er es mir um den Hals legte, machte er mich mit besonderem

Ernste auf jede einzeln Perle aufmerksam, wobei er mir eine Erklärung gab, deren ich mich noch heute Wort für Wort erinnere. Diese große blaue Perle in der Mitte, sagte er, — es ist eigentlich keine Perle, sondern ein Edelstein —, bedeutet Deine eheliche Treue; diese blutrote Perle zur Rechten bedeutet Deine Liebe; diese durchsichtige weiße Perle zur Linken Deine Unschuld. Die kleineren Perlen zu beiden Seiten bezeichnen die übrigen ehelichen Tugenden. Jede Perle ist eine Tugend, und, wie Du siehst, sind ihrer viele. Das Band endlich, welches die Perlen zusammenhält, ist Deine weibliche Zucht und Ehre".

„Damit legte er mir die Perlenschnur um meinen Hals. Damals machten seine Worte keinen weiteren Eindruck auf mich. Die Freude über den kostbaren Schmuck hielt alle meine Gedanken gefangen. Aber ach, später mußte ich um so mehr an jene Erläuterung denken. — Sieh, hier ist das Halsband! Alle Perlen sind da, eine ausgenommen, die in der Mitte. Und diese eine fehlende Perle ist mein Verderben geworden.

„Liebte ich ihn? Ich weiß nicht genau, was ich darauf antworten soll. Vielleicht liebte ich ihn nicht so, wie ich einen anderen hätte lieben können. So viel jedoch weiß ich bestimmt, daß ich in den ersten Jahren meiner Ehe eine glückliche Frau war, glücklich durch meinen Mann, glücklich durch zwei hübsche Kinder, die Frucht unserer Verbindung.

„Da trat ein Freund meines Mannes in unser Haus, ein falscher Freund — ebenso falsch wie schön. Ich weiß nicht, wie es geschah, aber er bethörte mich ganz. Liebte ich ihn vielleicht? Meinem Manne war ich ganz anders zugethan als ihm, recht von Herzen zugethan. Doch hatte er nie das berauschende Gefühl bei mir zu wecken vermocht, welches der Freund in mir entflammte. In seiner Nähe überfiel mich ein sinnbethörendes Gefühl, mein Herz klopfte schneller. Was war es, Wahnsinn oder Zauberei? Doch nein, es stak mehr im Blut, in meinen Adern, als im Kopf und Herzen. Am meisten glich es einem Gift. Aber war es ein Gift, so war es ein unendlich süßes. Vergebens kämpfte ich gegen die

Wirkungen desselben. Nein, ich kämpfte eigentlich nicht, denn wohl wußte ich, daß dies Gefühl der Seligkeit aus dem Reiche des Bösen stammte, aber ich wollte und konnte es nicht unterdrücken, ich Elende.

„Eines Tages, als wir allein waren, verlor er alle Selbstbeherrschung und umschlang mich mit seinen Armen. Eigentlichen Widerstand leistete ich nicht. Ich konnte nicht, mir war, als ob ich in Ohnmacht sinken sollte. Indessen muß ich doch wohl unwillkürlich einige Anstrengungen zur Abwehr gemacht haben, denn plötzlich zerriß die Perlenschnur um meinen Hals und die Perlen rollten nach allen Seiten über den Fußboden. In demselben Augenblick gewann ich die Herrschaft über mich wieder. Auch er war plötzlich nüchtern geworden. Als ob eine unsichtbare Hand uns getrennt hätte, so fuhren wir aus einander.

„Ja, wir waren beide zur Besinnung gekommen, zu der nüchternsten Besinnung. Ich gebot ihm, sich zu entfernen und er gehorchte. Dann begann ich die Perlen aufzusuchen. Ich fand sie wieder, nur eine nicht, die blaue, meine eheliche Treue. Mit welcher Angst suchte ich sie tagelang, vom Morgen bis zum Abend! Aber sie war nicht zu finden. Längere Zeit hindurch konnte ich die Sache vor meinem Manne geheim halten. Keiner von der Dienerschaft durfte das verhängnisvolle Zimmer betreten. Und ich suchte und suchte — endlich mußte ich alle Hoffnung aufgeben. Die Perle war wie durch Hexerei verschwunden. Und endlich kam auch der Tag, an dem mein Mann den Verlust entdeckte. Das war ein fürchterlicher Augenblick! Er sagte nur wenig, dachte aber um so mehr. Von diesem Tage an ruhte ein dunkler Schatten auf seiner Stirn, der deutlicher und lauter predigte, als Worte es vermocht hätten: Die Ehe ist gebrochen, Deine Treue ist dahin! Was kannst Du nun noch für mich sein?

„Bei dem falschen Freunde schien das Gewissen auch erwacht zu sein; von jener Stunde an hielt er sich in geziemendem Abstand von mir. Was er fühlte weiß ich nicht, aber in meinem Innersten war ein Feuer entbrannt, das sich nicht mehr löschen ließ. Die

Sünde in meinem Herzen war schwanger geworden, die böse Begierde wollte nicht weichen. Vergebens stritt und kämpfte ich dagegen. Mein Auge mußte ihm folgen, wo er stand und ging, all mein Sinnen galt nur ihm. Selbst in meinen Träumen beherrschte er mich. Ich konnte jenen Augenblick, da mein Fall so drohend nahe gewesen, nicht aus meinen Gedanken verbannen. Obgleich mir innerlich dabei schauderte, weilten meine Gedanken doch mit Lust und Wohlgefallen bei jener Stunde, und die böse Begierde fand hierin immer neue Nahrung. Ich fühlte mich rettungslos vom Bösen umgarnt. Und doch — doch war mein Herz rein gewesen bis zu dem Augenblicke, wo ich ihn kennen lernte, und das Böse hatte allzeit meinen Gedanken fern gelegen. O, wie schnell kann die Unschuld schwinden! Meine Seele war beschmutzt. Nur einer hätte mich reinigen können, er, der das unkeusche Weib nicht verdammen wollte. Aber ihn suchte ich nicht, bethört, wie ich war von einem andern.

„Ich wurde krank, aber die böse Lust verließ mich nicht, sie glühte in meinen Adern. In wilden Fieberphantasien muß ich meinem Mann alles verraten haben. Ich starb. Mein letzter Gedanke in der Welt war jener sündige Augenblick. Ich fuhr dahin — als ich meine Augen wieder aufschlug, war ich in der Höllenqual. Das konnte ja nicht anders sein". —

Nach längerer Pause fuhr Emily in ihrer Erzählung fort:

„Weißt Du, was es heißt, als Geist auf Erden wandeln? Nein? Nun so weißt Du auch nicht, welch grausamem Gesetz wir hier unterworfen sind. Ich hatte keine Ruhe, ich mußte zurück — zurück, um die verlorene Perle zu suchen. Und jetzt habe ich sie wohl schon einige hundert Jahre lang gesucht, aber sie war — sie ist nicht wiederzufinden!

„Was ich fühlte, indem ich als friedloser Geist mein altes Heim wieder besuchte, vermag ich nicht zu schildern. Ich zitterte wie einer, der auf verbotenen Wegen wandelt.

„Nicht einen Winkel des großen alten Hauses ließ ich ununtersucht. Oben und unten, in den Korridoren und in den Zimmern, auf dem Boden und im Keller, überall suchte ich meine verlorene

Perle. Und überall verbreitete ich jähes Entsetzen; aber alles Entsetzen wendete sich gegen mich selbst und erfüllte mein eigenes Herz mit Grausen und mit Beben. Jeder, der in diesem Hause gelebt hat, weiß von der weißen Frau mit der Lampe zu erzählen; mein Anblick ist ihnen fürchterlicher als der Schrecken des Todes. Nur ein alter Diener, der im Dienste des Hauses grau geworden, hält mir stand. Er hat mich so oft gesehen und ist an mein Treiben so gewöhnt, daß er mit einem stillen Gebet dreist an mir vorbei schreitet. Wir gehen, jeder mit seiner Arbeit beschäftigt, schweigend durch die leeren Gänge, nur mit dem Unterschiede, daß er auf den rechten Wegen ist, ich dagegen auf den unrechten. Es thut meinem armen, bebenden Herzen so wohl, diesem alten Bekannten in den für mich sonst so öden Räumen zu begegnen. Ich habe ihn als Kind, als Jüngling und als Mann im Hause treulich walten sehen. Jetzt ist seine Zeit bald um, sein Haar ist weiß, sein Gang ist unsicher. Aber je älter, desto mutiger, um nicht zu sagen vertraulicher kommt er mir entgegen. Er allein kennt keine Furcht vor mir. Und er hat auch keinen Grund dazu. Ich kann ihm ebensowenig etwas anhaben, wie er mir. Ich suche nur mein Kleinod.

„Ich husche durch den Saal. Hier wars, wo ich in einem unglückseligen Augenblick mich der Sünde hingab und ewig verloren ging. Hier verschwand die Perle. Hier suchte ich am eifrigsten, mit unbeschreiblicher Augst. Aber die Perle ist vielleicht irgendwo anders hingekommen, jemand kann sie gefunden haben. Daher muß ich das ganze Haus durchsuchen. Alle Behälter werden durchforscht, von dem Juwelschrein der gnädigen Frau bis zum Nähkasten der Magd. Namentlich auf die weiblichen Bewohner des Hauses lenkt sich mein Verdacht.

„Ich schwebe durch die langen Korridore. Einer derselben ist seit Jahrhunderten zur Gemäldegallerie benutzt worden. Hier hängt das Bild meines Mannes, des Mannes, der von mir so schändlich betrogen worden. Ich darf mein Auge nicht zu dem Bilde aufschlagen, und dennoch stehe ich wie festgewurzelt stundenlang davor. Ich denke: ob sich nicht ein Zug in seinem Gesicht erspähen läßt, der

auf Vergebung und Versöhnung deutet? Ach nein, nein — eitle Hoffnung!

„In dieser Gallerie fallen Scham und Verzweiflung schonungslos über mich her. Hier befindet sich auch mein eigenes Bild. Und ein entsetzliches Gefühl überkommt mich, so oft ich flüchtig davor weile. Mir ist dann, als ob das Bild mein wirkliches Ich, und ich dagegen nur eine schlechte Kopie desselben sei.

„Hier hängen ferner die Bilder meiner Kinder. Mein Herz schlägt ihnen entgegen in heißer Liebe; sie haben ja einst an meiner Brust geruht. Aber ach, sie wollen mich nicht kennen, sie wollen nichts von mir und meiner Liebe wissen. Mit eisiger Kälte und fremden Blicken starren sie mich an. Als eine Sünderin muß ich mich vor diesen Blicken beugen und zerknirscht davonschleichen.

„Ich habe in diesem altehrwürdigen Hause eine lange Reihe von Geschlechtern kommen und vergehen sehen. Durch die Bande des Blutes standen sie mir alle nahe, aber ich war ihnen allen nicht blos eine Fremde, vielmehr eine Quelle der Angst und des Entsetzens.

„Das alte Haus ist weit und breit verrufen, ebenso verrufen wie angesehen. Jedermann weiß, daß es drinnen spukt. Die Familie hat auch schon mehrere Male es verlassen wollen, aber diese Absicht als etwas Unmögliches immer wieder aufgegeben. Die alte Handelsfirma ist nämlich so innig mit dem alten Hause verwachsen, daß eine Trennung unausführbar erscheint. In einem neuen Gebäude, fürchtet man, würde die Firma zu Grunde gehen. So hält man denn aus, und ich wandle umher als der einzige schwache Geist zwischen so vielen starken.

„Übrigens weiß man genau, wie es mit der Spukerscheinung zusammenhängt, man weiß, daß ich die Stammherrin des Geschlechts bin, und man kennt meine Geschichte bis in die kleinsten Einzelheiten. In allen Ecken des dunklen uralten Hauses flüstert die Tradition von der schönen Sünderin.

„Das unglückselige Perlenhalsband ist noch im Besitz der Familie. Aber die schönste und kostbarste Perle fehlt. Wo sie einst geleuchtet,

hängt jetzt ein Kreuz aus Juwelen. Das ist, sagt man, das Symbol des Glaubens.

„Die Perlenschnur geht als Erbstück von Geschlecht zu Geschlecht. Jeder neuen Besitzerin muß ich in einer der letzten Nächte, die sie auf Erden zu leben hat, erscheinen. Dann trete ich an ihr Sterbelager und frage: „Wo ist meine Perle?"

„Die ersten Generationen blieben mir die Antwort schuldig. Über das stumme Entsetzen, das ich erregte, wich ich selbst entsetzt zurück und entfloh. Aber später verfiel man darauf, die Hand der Sterbenden auf die Bibel zu legen. Und jetzt lautet die Antwort mit oder ohne Worte beständig: „Sie ist gefunden! Hier ist die Perle!" Das ist nicht meine Perle, aber Du verstehst mich, Freund, dagegen läßt sich nicht streiten. O wehe mir, wehe! Hätte ich diese Perle gefunden, auf welcher die Hand der Sterbenden so zuversichtlich ruht, dann wäre der Verlust jener andern ganz überwunden. Aber ich war und bin und bleibe ohne Perle in ewiger Qual und Pein!"

Also sprach sie mit mühsam verhaltenem Schmerz. Selbst unter so starken inneren Bewegungen hatte ihr schönes Antlitz das bezaubernde Gepräge kindlicher Unschuld und Frömmigkeit bewahrt. Ich dachte bei mir selbst, hätte ein anderer mir diese Geschichte einer unreinen Begierde in so reinem Gefäß erzählt, ich würde sie nicht geglaubt haben.

Aber was ist Begierde? Ihr erster Anfang ist nur ein Gedanke, der wie zufällig leise unser Herz berührt. Woher sie stammt, weiß niemand; weiß man, von wannen die Wolke kommt, die den blauen Himmel verdunkelt? Bei der Berührung springt ein elektrischer Funke heraus; denn wie im Hirn, so liegt auch im Herzen Böses. Und der Funke fängt Feuer, eine flammende Glut lodert durch Dein Wesen. Deine Nerven zucken, Dein Blut siedet. Deine Nerven werden wohl wieder ins Gleichgewicht kommen, aber die brennende Unruhe Deines Blutes stillt sich vielleicht nie. Denn wisse, hättest Du selbst ein Meer von Blut in Dir, ein einziger Tropfen Gift ist doch genug, es zu vergiften. Und es ist kein Gedanke mehr, nein, es ist ein

Wesen, ein fremdes, wildes, unbändiges Wesen, das in Dir Wurzel geschlagen und lebendig geworden ist. Die böse Begierde hat Macht über Dich bekommen, so unschuldig Du auch vorher gewesen sein magst. Und wie weit diese Dich bringen wird, das weiß keine Seele in der weiten, weiten Welt.

Darum hüte Deine Gedanken, wache über sie, falls Du der Höllenpein entrinnen willst! Hüte Dich vor dem Keim der Sünde! Er scheint so klein und schwach und ist doch so stark und gefährlich. Doch ist das Gift, das süße Gift, Dir schon ins Herz gedrungen, dann giebt es nur ein einziges Gegengift: das ist bittere, läuternde Reue. Woher nimmst Du sie aber?

Ich kann Dir das nicht sagen.

XXVII.

Oft fällt mir diese oder jene Melodie ein und immer muß ich sie vor mich hinsummen; unablässig tönt sie vor meinen Ohren und durch mein Inneres. Nicht ich habe die Melodie erfaßt, sondern die Melodie hat mich ergriffen und verfolgt mich aufs grausamste.

Du wirst es Dir kaum vorstellen können, in welchem Grade eine solche Melodie mich quält. Je rührender, ergreifender die Weise, desto größer die Pein, desto tiefer schneidet sie mir durch Herz und Seele. Und nicht etwa nur deshalb, weil sie verschiedene Erinnerungen in mir wach ruft. Gewiß, das verursacht Schmerz, und je süßer die Erinnerung, desto tiefer das Weh. Doch daran bin ich ja gewöhnt, das ist das mindeste. Aber in der Melodie für sich liegt etwas, das mit dem Zustand in der Hölle in schreiender Disharmonie steht. Musik und Hölle, eine solche Verbindung kann wohl eine Seele rasend machen. Denn diese Sehnsucht nach etwas unendlich Schönem, diese beseligenden Ahnungen einer künftigen Herrlichkeit — das alles hat jetzt sein Ziel und seine Wahrheit verloren; mit jener höheren, verheißungsreichen Welt, gegen deren Gestade die Musik ihre Wogen schlägt, mit jener Welt hat sich ein unheilbarer Bruch vollzogen. Niemals wie jetzt verstand ich die Bedeutung dieser Melodieen. Aber darin gerade liegt die tiefe Qual. Sie lassen mich das Paradies und seine Seligkeit ahnen, und ich, ich sitze hier in der Hölle und deren Pein! — —

Wie hieß doch der Ort zwischen den Bergen Samarias, wo

wir einst Mittagsrast unter dem Schatten der Palmen hielten? Hieß er nicht Sichem oder Sichar? Die Eingeborenen behaupteten, daß eine verfallene Zisterne, die sich hier befand und noch immer Wasser spendete, derselbe Brunnen sei, an welchem Jakob vor Freuden weinte, als er Rahel mit ihren Schafen erblickte. Nie habe ich frischeres Gras, überhaupt üppigere Vegetation gesehen als an diesem gesegneten Ort zwischen den hohen, fast öden Bergen. Das ganze Thal war ein einziger Garten voll von Feigen, Maulbeeren, Granaten, Weintrauben, Sykomoren; hie und da prangten Dattelpalmen und Gruppen mächtiger Kaktusse und Aloen; an den Bergesabhängen Olivenhaine, höher hinauf einzelne Pinien und immergrüne Eichen.

Aber wir mußten diese Siesta am Jakobsbrunnen teuer bezahlen. Die Hitze war außerordentlich drückend, selbst in den dunkelsten Schatten, und zahllose Insekten wurden uns zu unerträglicher Plage. Wir brachen daher sehr bald wieder auf, um den kühlen Winden von den Bergen entgegen zu wandern. Hier kamen wir wieder zu uns. Als wir unterwegs eine kürzere Rast hielten, erzählte mir Lili folgende Geschichte.

Doch muß ich dieser erst einige Worte voraus schicken. Zweierlei wird Dir bei dieser kleinen Geschichte auffallen, die vom Glauben handelt, aber von einem wankelmütigen, schwachen Glauben, der sich vergebens zur Klarheit und Stärke hindurch zu ringen bemüht.

Erstens wird es Dich befremden, daß Lili diese Geschichte erzählte, Lili, die in ihrem reinen, festen und treuen Kindesglauben nie etwas von diesen Zweifeln und Kämpfen, diesen Anfechtungen und Schmerzen gekannt hat. Selbst wenn sie die Geschichte irgendwo gelesen oder gehört hätte, wie konnte sie dieselbe mit solcher Lebenswahrheit wiedergeben? Ich vermag es nicht zu sagen.

Zweitens wird es Dich befremden, daß ich diese Geschichte wiederhole, ich, dem hier in der Hölle jeder deutliche Begriff davon entschwunden, was überhaupt Glaube ist. Hätte ich ihn, so würde ich wohl in demselben Augenblicke von hier erlöst werden. Dieser scheinbare Widerspruch erklärt sich durch die Kraft des Gedächtnisses.

Ja, mein Freund, es ist uns eine reine Gedächtnissache; meinem innersten Wesen, meinem Geiste kommt nichts, gar nichts davon zugute. Wohl rührt es mein Herz, doch der Geist bleibt tot. Ich kann mich abquälen, soviel ich will — und sei versichert, daß ichs gethan — aber ich bin nicht imstande, mir irgend etwas klar vorzustellen, was auch nur die entfernteste Ähnlichkeit mit dem Glauben hat. Einzelne Momente desselben stehen anschaulich genug vor meinen Augen, aber sobald ich sie zu einem Ganzen vereinigen will, fließen sie auseinander und verschwinden zugleich.

Es geht mir hiermit, wie es mir früher bisweilen mit dem Gesichte dieses oder jenes Menschen gegangen ist. Ich konnte mir Teil für Teil vorstellen: Augen, Stirn, Mund, Kinn u. s. w. Aber ich vermochte nicht die einzelnen Teile zu einem Gesamtbild zu vereinigen.

Jetzt ist es ein einziger Mensch, nach dessen Anblick ich beständig schmachte: Gottes Sohn, der einst Mensch geworden, um die sündige Welt zu erlösen. Ich kann ihn nach einzelnen Zügen schildern, aber ihn in der ganzen Fülle seiner Liebe und Gnade niemals, niemals schauen!

Doch genug! Eine wie große Verwirrung und Unklarheit auch in jener Seele herrschte, von welcher jene Geschichte berichtet, es ist noch eine himmlische Klarheit gegen die grause Finsternis, in der ich mich hier befinde.

Also Lili erzählte:

„Als der Apostel Petrus zum letzten Mal von der Gemeinde in Antiochien Abschied nahm, um dem Märtyrertod in Rom entgegen zu gehen, gab ihm eine große Schar alter und junger Freunde auf eine lange Strecke hin das Geleit. Endlich mußten sie sich trennen. Unter vielen Thränen ließen sie sich vom Apostel segnen und kehrten darauf betrübten, aber gottergebenen Herzens zurück. Allein mit seinen Gefährten setzte der Apostel seine Wanderung fort.

„Doch nicht alle waren umgekehrt. Ein bejahrter Mann folgte, nachdem er den Abschiedskuß empfangen, in einiger Entfernung dem

Apostel noch weiter. Als Petrus seiner ansichtig wurde, blieb er stehen und gebot seinen Begleitern ihren Weg fortzusetzen.

„Du hast noch etwas auf dem Herzen, mein Sohn“, sagte der Greis sanft, als sie allein waren. „Sprich, was willst Du?“

„Vater“, antwortete der Fremde mit schüchterner Stimme, „ist es nicht der Glaube, der den Menschen vor Gott rechtfertigt und zur Seligkeit verhilft?“

„Ja, mein Sohn, so ist es. Hast Du keinen Glauben?“

„Wohl habe ich den, ehrwürdiger Vater, aber ich weiß nicht, was ich an ihm habe. Denn mein Glaube ist gar schwach und wankelmütig, und doch soll ich allein von ihm meine Seligkeit erhoffen. Das ist die Quelle meines Grams und Elends. Bald ist mein Glaube groß, bald klein, bald, doch nur für kurze Zeit, ganz entschwunden. Bisweilen bricht er mir gleichsam in tausend Stücke, von denen ich nur ein einziges als das meine behalte, nämlich den teuren Namen des Erlösers. Ich habe Zeiten gehabt, wo der Glaube in mir die Fülle des Lebens bildete; wie auf starken Schwingen hob er mich hoch über die Welt und alle Vergänglichkeit. Ich glaubte nur, und durch den Glauben war ich glücklich. Ich glaubte, daß ich nur zu bitten brauchte, dann würde mir gegeben, daß ich nur zu suchen brauchte, um zu finden, daß ich nur anzuklopfen brauchte, und die Pforten des Himmels würden mir aufgethan. Ich glaubte, daß ich, durch den heiligen Geist erleuchtet, mich nie mehr von der Vaterhand und dem Herzen Gottes verlieren könnte, daß ich, erlöst und mit teurem Blute gewonnen, für Zeit und Ewigkeit in der Liebe meines Heilandes geborgen sei. Dieser mein Glaube war — sei dessen versichert, Vater Petrus! — frei von allen hochmütigen Gedanken. Aber dennoch mußte ihm etwas Nichtiges und Eitles anhaften. Denn gerade in solchen Zeiten, in solchen Augenblicken, wo ich mich in der innigsten und glücklichsten Gemeinschaft mit dem Erlöser fühlte, war mein Fall am nächsten, und wie tief fiel ich oft! Ich stürzte plötzlich aus der Höhe herunter und sah mich im Staube liegen, hilflos, blutend, ohnmächtig, ganz wie jener Mensch, der einst von Jerusalem nach Jericho reiste und

unter die Mörder fiel. Aber — der barmherzige Samariter war weit, weit weg!

„Ach, mein Vater, was habe ich dulden müssen! Nur gering schlug ichs an, daß die ganze Welt wider meinen Glauben zeugte. Aber daß auch die Erfahrung meines eigenen Lebens dagegen zeugte, das war mehr, als ich ertragen konnte.

„Und doch erhob ich mich stets wieder, um aufs neue den guten Kampf des Lebens aufzunehmen. Wieder und immer wieder nahm ich meinen Verstand gefangen, um nur in den Glauben an Gottes Sohn zu leben. Armseliges Gebahren! Eitles Streben! Immer aufs neue fiel ich!

„O, wie war ich traurig, wie habe ich über mich selbst geweint! Aber nie fand ich in dieser Reue die Kraft des heiligen Geistes zu dauernder, sicherer Gemeinschaft mit meinem Erlöser. Auch Du, Vater Petrus, weintest einst nach einem tiefen Fall bitterlich über Dich selbst. Aber als Du ausgeweint hattest, erhobst Du Dich, um nie mehr zu wanken, um nie wieder Deinen Herrn und Heiland zu verleugnen. Ich aber habe immer und immer wieder aufs neue diese bitteren, für mich doppelt bitteren, fruchtlosen Thränen weinen müssen. Ich erhob mich nur, um alsbald wieder zu sinken und fortwährend meinen Herrn und Meister zu verleugnen.

„Du siehst nun, frommer Vater, wie es mit meinem Glauben bestellt ist. Als unverlierbares Eigentum habe ich nur einen Namen: den teuren Namen des Erlösers; der allein hat mich noch nie verlassen. Alles andere schwankt hin und her und droht beständig unterzugehen. Hatte ich früher nicht gewußt, was ich von meinem Glauben denken sollte, so ward es mir fürchterlich klar, als ich jüngst jenes Apostelwort verkünden hörte: Zeige mir Deinen Glauben in Deinen Werken. Denn meine Werke sind, wenn auch nicht alle böse, so doch voller Thorheit und zeugen insgesammt wider meinen Glauben. Ich muß bekennen: er bestand nie die Probe, und nie darf ich hoffen, durch ihn einst selig zu werden.

„Wenn ich jetzt auf mein Leben zurückblicke, wie lang war der

Kampf, wie hart und schmerzensreich! Ja ich stand oft am Rande der Verzweiflung. Ich will nicht sagen, daß meine Kräfte nach so vielen Niederlagen, nach so vielen vergeblichen Anstrengungen dem Erlöschen nahe sind. Denn ob stark, ob schwach, ich will, ich muß weiter streiten, und es ist auch nach des Heilands Worten ja nicht unsere, sondern Gottes Kraft, worauf der Sieg beruht. Aber, mein Vater, ich werde alt und schwächlich und wanke dem Grabe zu. Darf ich jetzt noch hoffen, zu siegen, nachdem ich es seither nicht vermocht? Dieser Gedanke versetzt meine Seele in Angst und Grauen. Ich habe nur die eine Hoffnung noch, daß der barmherzige Samariter, dessen Namen nie aus meinem Herzen und von meinen Lippen gewichen ist, wenn nicht früher, so doch in meiner letzten Stunde zu mir kommen und mich auf den Armen seiner Liebe und Barmherzigkeit in seine Herberge tragen wird, um mich dann nie mehr von sich zu lassen.

„Aber wird er kommen? Gar oft verband er meine Wunden, daran kann ich nicht zweifeln; aber in die Herberge kam ich nie. Wird er kommen? Bin ich seiner nicht ganz unwürdig? Ich habe nicht Vater oder Mutter, Sohn oder Tochter, sondern das, was viel geringer ist, mehr geliebt als ihn. Und mein Glaube — ach, darf ich überhaupt dieses armselige, schwache und furchtsame Wesen, das ich in mir trage, Glauben nennen, erlösenden Glauben? O heiliger Vater, was soll ich thun, um Frieden zu finden? Was soll ich thun, um selig zu werden?"

Der Apostel zögerte mit der Antwort. Sein Antlitz war wie verklärt, während seine Augen gedankenvoll in die Ferne schauten. Warum war seine Seele so bewegt und was gab seinen Zügen diesen Ausdruck seligen Friedens? Eine Erinnerung füllte sein Herz. Er sah sich im Geiste am See Genezareth, er hörte wieder die Frage des auferstandenen Erlösers: „Simon Johanna, hast Du mich lieb?" Und sein Herz gab wieder die Antwort: „Ja, Herr, Du weißt, daß ich Dich lieb habe". Und der Heiland sagte weiter: „Weide meine Schafe!"

„Weide meine Schafe!" Des Apostels Blick fiel auf den Bitten-

den. Hier war eines von den verirrten Schafen des guten Hirten. Und er sprach mit inniger Bewegung zu ihm:

„Armer Mensch, wenn Du mit Deinem Glauben nicht zurecht kommen kannst, so versuche es mit der Liebe! Achte wohl auf meine Worte! — Von Stund an soll all Dein Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet sein, wie Du dem Herrn Deine Liebe beweisen kannst. In all Deinem Thun und Treiben darfst Du nur dies vor Augen haben. Das Größte darf Dir nicht zu groß, das Kleinste darf Dir nicht zu klein sein, um Deinem Erlöser zu beweisen, daß Du ihn wirklich liebst. „Um seinetwillen!“ Das muß von nun an die Losung Deines Lebens und all Deine Stärke sein! Dann wirst Du Frieden finden und glücklich werden. Denn schon indem Du ihn fühlen läßt, daß Du ihn liebst, wirst Du selbst fühlen, daß er Dich liebt. Dann bist Du gerettet und geborgen. Die Liebe ist auch in Dir und für Dich des Gesetzes Erfüllung.

„Sieh, fuhr Petrus mit eindringender Stimme fort, sieh, wie wunderbar diese seine Liebe ist! Es sieht zwar aus, als ob Du es seist, der ihm Opfer auf Opfer brächte. Aber das ist nur Schein. Denn alle die Opfer, welche Du bringst, kommen nicht ihm, sondern Dir zugute. Er nimmt nichts, sondern giebt nur, wie er ja auch selbst sagt: „Geben ist seliger denn Nehmen!“ Er ist einzig und allein mit Deiner Liebe zufrieden“.

„Aber der Glaube, o Vater“, fragte der Fremde, „wie soll es mit dem Glauben werden, durch den allein ein Mensch selig wird?“

Ein glückseliges Lächeln erhellte des Greises Züge, indem er antwortete:

„Mein Sohn, darum sorge nicht! Mit dem Glauben wird es keine Not haben. Meinst Du denn wirklich, daß der Glaube da fehlen kann, wo die Liebe in ihrer Fülle wohnt und wirkt? Gehe hin, halte fest an dem, was Du hast! Gnade und Friede sei mit Dir allzeit und allerwegen!“ — —

Redete ich nicht vor einiger Zeit von einem großen Schmerz außer vielen anderen? Nur Geduld, lieber Freund, davon habe ich Dir noch mehr zu sagen.

Wir wandern hier in der Hölle immer am Rand der Verzweiflung; das ist begreiflich. Es bedarf nur eines leisen Stoßes, so stürzen wir in die Tiefe. Es ist natürlich unsere eigene Herzenstiefe, in die wir als Beute der in unserem Innern losgelassenen bösen Mächte stürzen. Bisweilen ergeben wir uns still in unser Schicksal. Zu andern Zeiten jedoch leisten wir rasenden Widerstand und weichen nur der äußersten Gewalt. Das hängt von unserer Stimmung ab. Aber wie ungleich ist dieser fürchterliche Kampf! Es ist gleichsam ein Kampf mit bloßen Händen gegen Zähne und Krallen. Doch das Entsetzlichste bei diesem Kampfe ist, daß ich persönlich auf beiden Seiten zugleich ringe und streite. Verzweifelnd versuche ich es, mich mit den Händen zu wehren, in rasender Kampfeswut trachte ich darnach, mit den Zähnen und Krallen mich selbst zu zerreißen. Auf der einen Seite verleiht mir der natürliche Selbsterhaltungstrieb Kraft zum Widerstand, auf der andern Seite jagt mich ein glühender Haß gegen mich selbst in den Kampf wider mein eigenes Ich.

Wie lange diese Wutanfälle der Verzweiflung dauern, dessen entsinne ich mich nicht; es ist gewiß sehr verschieden, eine natürliche Grenze giebt es jedenfalls nicht. Nein, nein, mein Freund, daran ist nicht zu denken! In der Hölle erschöpft sich die Natur nicht so wie auf Erden, hier giebt es ja überhaupt gar keine Natur.

Doch ein Ende hat der Paroxysmus. Habe ich meine Zeit ausgetobt, ist nicht ein einziger heiler Fleck mehr an mir, dann legt sich der Sturm, wie man es auf Erden bezeichnet.

Soweit gleichen sich alle Paroxysmen. Aber bisweilen — o mein Freund, hiermit offenbare ich Dir das tiefste Geheimnis meiner Seele; wie gern möchte ich auch sagen: das teuerste, aber in diesem Worte liegt mehr, als die Hölle zuläßt — bisweilen tritt siegreich, groß und mächtig das Bild des Gekreuzigten vor meinen Geist, und Gram und Schmerzen sinken dann dahin. Wahrlich, der Sturm legt sich! Es ist, als gingen Wind und Wogen zur Ruhe, und als sei es still, ganz still geworden. Allerdings ist die Höllenqual an sich deswegen nicht geringer, aber dann er-

füllt mich nur ein einziger, unermeßlicher Schmerz, ebenso still wie tief, ein einziges, ungeheures Weh anstatt vieler tausender. Welch entsetzliche Anklage! Mir ist dann zu Mute, als hätte ich selbst mit geholfen, den Herrn zu kreuzigen!

Doch kein Segen, kein Friede liegt in diesem Schmerz. Ja, ich muß geradezu bekennen, ich sagte eben viel zu viel, als ich vom Bilde des Gekreuzigten sprach. Ich möchte so gern glauben, daß ich es vor mir sah. Aber ich kann mich nicht selbst täuschen — ich sah es nicht. Im ersten Augenblicke kommt es mir vor, als ob es leibhaftig vor mir stände, aber wenn ich recht zusehe, ist es verschwunden. Nein, es ist doch da, davon bin ich überzeugt, aber ich kann es nicht festhalten, es zerfließt vor meinen Augen in Nebel und Finsternis.

Aber das Kreuz, das Kreuz, an dem er hing, das bleibt, das sehe ich so deutlich vor mir, wie nur irgend etwas auf Erden gesehen werden mag! Mein Freund, ist selbst das nicht schon viel? Eine bestimmte Vorstellung vermag ich nicht damit zu verknüpfen; je mehr ich mich anstrenge, desto verwirrter, ratloser werde ich. Das Kreuz ist ja auf Erden das Symbol des Glaubens. — Hier bricht alles vor mir. Aber gleichviel, das Kreuz an sich ist doch auch etwas, denn es ist ja sein Kreuz. Und ich hab es vor mir gesehen! Nicht wahr, mein Freund, darin liegt doch eine Hoffnung, für unsere Lage sogar eine große Hoffnung?

O, wie glücklich seid Ihr, die Ihr unter dem Kreuze wandeln könnt! Und doch wandelt Ihr so oft mit Murren, bitteren Klagen und Thränen darunter!

XXVIII.

Wir saßen bei einander auf einem hohen, steilen, ins Meer ragenden Felsen. Über unsern Häuptern rauschten einige einsame hohe Bäume, die den Schiffern als Wahrzeichen dienten. Tief unter unseren Füßen brachen sich mit melodischem Brausen die Wogen. Nie vernahm mein Ohr auf Erden geheimnisvollere Musik.

Einer jener köstlichen, langen Tage, in denen der eigentliche Zauber des Nordens liegt, neigte sich seinem Ende zu. Selbst nachdem die Sonne untergegangen, will es nicht recht Nacht werden, die Abenddämmerung ruht noch über der Allnatur, als hätte der Stoff das Licht eingesogen und wollte es nicht wieder von sich lassen. Nur im Norden kennt man den Sommer in diesem weitesten Sinn. Ein Tag reicht dem andern die Hand; es giebt keine eigentliche Nacht, nur einige sanfte Dämmerstunden bringen uns Schlaf und Träume und die notwendige Ruhe. Aber die letzten Stunden des Tages sind doch die schönsten, namentlich im Hinblick auf das Meer und jene ferne Küste, die sich wie verklärt aus den Wassern hebt und an unzähligen Punkten, der eine schöner als der andere, zur Ruhe einladet.

Aber mein Auge war an die Küste auf dieser Seite gefesselt, denn sie saß bei mir. Sie hatte eine leichte Handarbeit vor sich, ich sollte vorlesen, hatte aber das Buch fallen lassen und mich selbst und alles um mich her vergessen. Wie war sie schön in ihrer ersten Maienblüte, — nur wenig über fünfzehn Jahre! Nichts konnte

sich mit diesem ersten jungfräulichen Liebreiz messen, der etwas unendlich Rührendes, etwas Heiliges an sich trug.

Etwas bleich war es allerdings, dieses zarte Antlitz, aber es war der Blässe der Lilie gleich, wenn des Abendrotes letzter Schimmer sie färbt. Das, frische balsamische Blut der Jugend pulsierte in flüchtiger Bewegung unter ihrer feinen Haut; es gehörte so wenig dazu, liebliche Röte auf ihren Wangen hervor zu zaubern. Volles, glänzend schwarzes Haar umrahmte kunstlos ihre freie edle Stirn und fiel in schweren Locken über Hals und Schultern. Gesenkten Blickes saß sie da; die langen Wimpern warfen einen charakteristischen Schatten auf ihre Wangen. Tausend unerklärbare Liebreize lagen in diesem Schatten züchtig verborgen. In dem sanften Oval ihres Antlitzes und um den frischen Mund drückte sich etwas so Kindliches aus, das man für einen Augenblick das Weib in ihr ganz vergessen konnte. Aber auch nur für einen Augenblick. Auf ihrer Stirn thronte bereits die Hoheit des Weibes, und in den Schatten der gesenkten Augen verbarg sich ein reiches, geheimnisvolles Leben, das deutlich die Jungfrau verriet.

Eine eigentümliche Ruhe breitete sich über ihr ganzes Wesen aus, nur nicht die der Erstorbenheit. Leise hob und senkte sich ihr Busen, in stiller Emsigkeit rührte sie ihre schönen Hände. Dann und wann, wohl wenn ein neuer, erheiternder Gedanke in ihrem Innern auftauchte, strich ein sonniger Glanz über ihr Antlitz, und ein süßes Lächeln umspielte ihre Lippen.

Aber indem ich so in ihren Anblick versunken dasaß, sank der lautere Geist tiefer und tiefer in mir, und ich betrachtete sie nur noch mit sinnlichen Augen. Mit glühender Begier spürte ich ihren Reizen nach, ich schwelgte im voraus in dem namenlosen Glück, sie einst mein zu nennen. Doch — selbst in solchen Augenblicken war sie mir überlegen!

Mich selbst hatte ich vergessen, doch an ihr entging mir nicht die leiseste Bewegung, die geringste Veränderung. Ich bemerkte, wie eine zarte Röte nach und nach in ihre Wangen stieg und sich allmählich über Stirn und Hals erstreckte. Dann sah ich deut-

lich ein leises Zittern ihrer Hände. Das waren lauter Warnungszeichen. Aber ich ließ mich nicht warnen, ich konnte mich von ihrem Anblick nicht losreißen.

Endlich schlug sie mit einem Ausdruck sanften Unwillens und edlen Stolzes ihre Augen auf. Sobald ihr Blick auf mich fiel, war der Zauber gelöst. Ein Gefühl von Scham durchglühte mich, mein besserer Geist siegte wieder über die gemeinen Regungen des Fleisches.

„Warum siehst Du mich so lange und so stier an?“ fragte sie.

„Warum? Vermag ichs zu sagen? — Ist es Dir zuwider, Lili?“

„Ich kann nicht dafür, lieber Otto, aber es ist mir wirklich zuwider“, antwortete sie zögernd. „Ja, zuwider ist der rechte Ausdruck, weder mehr noch weniger. Wenn Du mich so unverwandt betrachtest, wird mir so wunderlich unruhig zu Mute. Mir ist, als wäre ich einem harten Zwange unterworfen, als hielte jemand meine Arme fest und hinderte mich an jeder freien Bewegung. Ich glaube, mir ist in Träumen etwas Ähnliches begegnet. Das ist vielleicht kindisch, aber Du kannst es ja ebenso gut unterlassen, mich so anzustarren, nicht wahr, Otto?“

„Gewiß, süße Lili. Aber bist Du denn vor mir bange?“

„Bange?“ rief sie mit neu erwachender Lebhaftigkeit. „Bange vor Dir? Nun muß ich wirklich lachen! Nein, das bin ich wahrlich nicht. — Ich könnte eben so gut fragen, ob Du vor mir bange bist, und gelt, Otto, das bist Du doch nicht?“

Und lächelnd legte sie ihre kleine sanfte Hand in die meine.

„Bist Du auf mich böse?“ fragte sie nach kurzem Schweigen.

Ja, böse war ich, sehr böse, aber nur auf mich selbst — ich hätte mich selbst in diesem Augenblick verabscheuen können. Doch ich antwortete so ruhig wie möglich:

„Lili, wann war ich das letzte Mal auf Dich böse?“

„Ach, das ist freilich lange, lange her“, lächelte sie. „Aber komm nun, Otto, wir wollen weiter gehen“.

Und sie hing sich an meinen Arm, so vertraulich, so hin-

gebungsvoll, als ob sie durch die That beweisen wollte, wie wenig sie sich vor mir fürchtete. Doch daran dachte sie nicht. Ich allein dachte daran und war wieder glücklich.

Unser Weg führte in mannigfachen Windungen dem Ufer des Meeres entlang. Es war ein herrlicher Juniabend. Die heimgekehrten Fischer arbeiteten in emsiger Geschäftigkeit mit Weib und Kind am Strande. Einzelne große Schiffe glitten mit fast schlaffen Segeln unter dem fächelnden Abendwind langsam dahin. Draußen vor den Strandhütten spielten die kleinen Kinder friedlich im Sande. Am fernen Horizont zeigte sich im Abendsonnenglanz mit merkwürdiger Deutlichkeit und in verklärter Herrlichkeit die Küste des Nachbarlandes. Es war einer jener seltenen Abende, wo man so recht vollkommen das Glück des Erdenlebens fühlt, nicht an und für sich, sondern gleichsam im Wiederschein eines ewigen glückseligen Daseins.

„Bange vor dir!“ fuhr Lili fort, indem sie heitern Sinnes das frühere Thema wieder aufnahm. „Das war ein wunderlicher Einfall. Ich fühle mich im Gegenteil so unbeschreiblich sorglos und sicher bei Dir. Oft, wenn ich so an Deiner Seite wandere, denke ich daran, wie stark Du bist, und ich bin ordentlich stolz darauf. Mir ist dann, als hättest Du Stärke für uns beide bekommen. Du würdest nie dulden, daß mir jemand ein Leid zufügte, und ich sage zu mir selbst: Wer könnte ihm widerstehen? Ein Mann zu sein, als ein Mann auf Erden zu wirken, das muß herrlich sein, aber noch herrlicher ist es doch vielleicht, ein Weib zu sein und einen starken und edlen Mann an seiner Seite zu haben. Und Du bist ja nicht allein stark, sondern auch klug. Man sagt, es gäbe viel Böses auf Erden; das ist traurig, kann aber vielleicht nicht anders sein. Allein der Kluge ahnt und durchschaut das Böse, geht ihm mit freier Stirn entgegen, und es hat keine Macht über ihn. Darum schreite ich so sorglos und ruhig dahin überall, wohin Du mich führst, und thue ohne Bedenken alles, was Du willst. Sieh, für mich selbst frage ich nichts nach Stärke und Klugheit; fühle ich doch, daß ich in Dir das alles bin.

Und endlich muß ich daran denken, wie edel Du bist, welchen Mut Du hast, nicht allein zu kämpfen und zu streiten, sondern auch Dich hinzugeben und aufzuopfern für die, welche Du liebst. Bisweilen stelle ich mir vor, ich sei in großer Not und Gefahr; aber ich fürchte nichts, denn Du bist bei mir. Du würdest Dich nie bedenken, selbst Dein Leben für mich zu wagen. Ja, Du lächelst, Otto. Ihr klugen Leute nennt dergleichen wohl Phantasieen? Aber ich bin fest überzeugt, daß Du ebenso edel wie klug und stark bist".

Ich lächelte — wie konnte ich auch anders? Es ward ja so licht in meinem Innern, als seien dort tausend Sterne angezündet. Welche unbewußte Macht hatte dieses Kind, den Geist in mir zu heben, mich über mich selbst zu heben! Aber gerade darauf beruhte ihre fast übermenschliche Einwirkung. Ich war in der That in dieser Stunde nicht allein der starke und kluge, sondern auch der edle Mann, den sie in ihrer kindlichen Unschuld in mir zu sehen glaubte, ihr zum Schutz und Schirm gegeben, und bereit das Leben für sie zu wagen. O glücklicher Augenblick! — Meine Himmelsfreude habe ich gehabt, und nie mehr wird sie mich beglücken.

Die Nacht brach an, aber wir waren bereits in der Nähe unserer einstweiligen Wohnung. Nahe dabei war die Stätte, wo wir zu rasten pflegten, wenn wir von unseren Spaziergängen heimkehrten. Es war eine mehrere hundert Fuß hohe Felswand, der höchste Punkt an der ganzen Küste. Schroff wie eine Mauer erhob sie sich vom Strand; zwischen ihrem Fuß und dem Meere zog sich nur ein schmales sandiges Ufer hin. Bei Hochwasser strömte das Meer über, brach sich an der Felswand und schäumte zischend hoch empor. An diesem Abend war es ganz still; man hörte nur das regelmäßige, leise Plätschern der Wellen und ihr Brausen am Strande. Auf dem höchsten Punkte der Klippe hatte man ein mächtiges Kreuz errichtet; unter dem Kreuz stand eine kleine Bank. Dort nahmen wir Platz und saßen Hand in Hand beisammen. Die Sonne sandte uns ihren letzten Gruß. Die ganze Natur, Land und Meer, atmeten unbeschreiblichen Frieden. Eine Weile saßen wir ganz stumm

die heilige Ruhe, der erhabene Friede der Allnatur senkte sich auch in unsere Herzen.

„Schau!“ rief Lili plötzlich, indem sie ihren Arm emporhob und gen Himmel zeigte.

Es war eine Schar Schwäne, die in schräger Fluglinie übers Meer nach der jenseitigen Küste zogen. Sie flogen sehr hoch; aber es war so still, daß wir deutlich ihre Stimmen hören konnten. Wir folgten ihnen mit den Augen, so lange wirs vermochten.

„Jetzt sind sie entschwunden“, sagte Lili nach einem tiefen Atemzuge. „Gleichen sie nicht den seligen Seelen, die, von den Fesseln des Staubes erlöst, hinüberziehen ins Land der Ewigkeit, wo es keine Not, kein Elend giebt, auch keinen Tod mehr, wo Gott jede Thräne ihrer Augen abtrocknen wird —? Wie werden sie jubeln! Welche Sehnsucht, welches Glück!“

Ich hatte gerade an etwas Ähnliches gedacht; auch in mir rührten sich in dieser späten Stunde erhabene, heilige Gefühle.

Das Schweigen war gebrochen. Wir sprachen mit einander über den Wogenschlag, dem zu lauschen man nie müde werden könne. Ich verglich das Rauschen der Wellen mit dem regelmäßigen und einförmigen Schlag der Pendeluhr; wie diese die Zeit ausmesse, so schiene der der Wogenschlag die Ewigkeit auszumessen.

Wir sprachen von dem wunderbar sehnsuchtsvollen Streben in die Ferne, in die Weite, das jedem Menschen angeboren ist, und das sein Herz unruhig schlagen läßt, mag er dort, wo er augenblicklich weilt, sich auch noch so zufrieden und glücklich fühlen. Endlich rief Lili:

„Wie schön ist dieses Kreuz, das man auf der höchsten Spitze der Felsenwand errichtet hat! Wie trostreich muß sein Anblick für die Seefahrer sein, namentlich bei Sturm und Ungewitter! Der weiße Fels zieht von selbst die Aufmerksamkeit auf sich, und auf ihm erhebt sich das Kreuz, gleichsam mit ausgestreckten Armen weit hinaus übers Meer rufend: „Fürchte Dich nicht! ich habe Dich erlöst, Du bist mein!“

„Aber glaubst Du, Lili, daß alle Menschen so fühlen?“

„Alle Christen müssen in der Hauptsache wie ein Geist, ein Herz denken und fühlen."

Nach einer Pause fuhr sie fort, unwillkürlich ihre Hand fester in die meine legend.

„Ich selbst, Otto, so jung ich auch bin, habe es oftmals erfahren, welche Kraft im Kreuze liegt. Es war ein ebenso natürlicher und begründeter wie schöner Brauch, das Zeichen des Kreuzes über sich zu schlagen. Durch Abschaffung dieser Sitte hat die Welt mehr verloren, als sie selbst weiß. Nur im Himmel weiß man es. Gewiß entstand dort Trauer, als man auf Erden aufhörte, im täglichen Leben das Zeichen des Kreuzes zu gebrauchen. So oft ich mich unruhig fühle, brauche ich es mir nur zu vergegenwärtigen. In demselben Augenblicke, wo ich es im Geiste vor mir sehe, werde ich wieder ruhig. Das geschieht wie durch ein Wunder. Aber der Welt größtes Wunder hat sich ja auch am Kreuze offenbart".

„Ist denn Dein Herz auch bisweilen unruhig, Lili?"

„Ja, oftmals. Es ist wahr, ich habe nichts zu sorgen, nichts zu fürchten, und dennoch fühle ich mich oft unruhig. Das muß wohl so in der menschlichen Natur liegen".

Ja, sie hatte Recht; das Herz des Menschen ist unruhig von Natur.

„Noch ein anderes, kräftigeres Mittel habe ich, um mich zu beruhigen", fuhr Lili fort, indem sie sich erhob und unwillkürlich ihren Arm um das Kreuz schlang. „Wenn mir betrübt oder ängstlich zu Mute ist, dann brauche ich nur den teuren Namen des Erlösers zu nennen. Und spräche ich ihn auch noch so leise aus, alsbald wird es Friede in meinem Innern, ein Friede so süß, so sanft, so selig, wie nur die Gotteskinder im Himmel ihn fühlen können. Hast Du das nie versucht, Otto? O, versuche es! Laß einen so reichen Segen nicht an Dir vorübergehen! Es ist so leicht: ein Wort, ein Name, und alle Sorge ist verbannt!"

Nein, ich hatte es nicht versucht, oder es war lange, sehr lange her. Aber — wie bewegt war ich! — Es sollte, es mußte anders werden!

Und es war nicht des Erlösers Schuld, daß es doch nicht anders wurde. In diesem Augenblicke klopfte er an die Thür meines Herzens. Und ich fragte in heiliger Furcht: Bist Du's, der da klopft? O warte, warte nur, bis ich Dir die Stätte bereitet habe! — .... Und er mußte warten. — —

Ich weiß nicht, was ich denken und glauben soll; der Zweifel hat mich ganz in seiner Gewalt, und der ist ein unbarmherziger Tyrann. Ja, ich kann wirklich nicht entscheiden, was schlimmer ist, Gram oder Zweifel. Beide sind hier wie reißende Tiere. Der Gram ist ein Tiger, der auf seine Beute springt und sie mit seinen Zähnen und Tatzen zerreißt. Der Zweifel ist eine Schlange; sie schleicht sich an ihr Opfer heran, umschlingt es in eisiger Umarmung und drückt und preßt es, bis die Knochen zermalmt sind. Ich spreche aus Erfahrung; die Schlange läßt mich nur los, um mich dem Rachen des Tigers zu überliefern.

Ist Martin mein Sohn oder Martins Geliebte meine Tochter? Freilich war ich einmal zu der festen Überzeugung gelangt, daß letzteres der Fall sei. Aber vorher war ich ja eben so fest von dem ersteren überzeugt gewesen. Nur der Wahn, die Einbildung schaltet und waltet in uns, und damit steht es hier noch weit mißlicher als auf Erden. Ja, es ist wahr, die Einbildung ist schlimmer als die Pest.

Blos davon bin ich überzeugt, daß eins von beiden der Fall sein muß — aber welches? Bald werde ich nach der einen, bald nach der andern Seite gerissen. Das verursacht nicht allein unaufhörliche Unruhe, sondern auch unablässige Qual. Ich kann nämlich die Sache nicht auf sich beruhen lassen. Immer und immer wieder muß ich das eine gegen das andere abwägen; aber das Gewicht ist falsch, folglich kommt nie ein richtiges Ergebnis heraus. Ich muß Licht in die Sache bringen, und bei jedem neuen Versuche gerate ich immer tiefer in Finsternis.

Anna könnte mich von meinen Zweifeln und Qualen erlösen, aber auf diesem Wege winkt mir keine Erlösung; Thor, der ich bin, dreifältiger Thor! Es ist wirklich der reine Wahnsinn, Hoffnung

und Hölle in einem Atemzuge auszusprechen. Anna und ich werden wahrscheinlich nie mehr ein Wort mit einander wechseln, nie in alle Ewigkeit. Dann und wann sehe ich sie, kann aber nie in ihre Nähe kommen. Seit ich sie einige Male überraschte, ist sie ganz scheu geworden und nunmehr beständig auf der Flucht. Das ist natürlich. Fliehe nur, fliehe, arme Anna! Dein Henker ist hinter dir! Du fandest ja einst mehr als den Tod in meinen Armen. Damals verweigertest du mir nichts, gar nichts — jetzt verweigerst du mir sogar ein Wort, ein armseliges Wort! Aber ich wundere mich nicht darüber. Soll ich mich über etwas wundern, so wundere ich mich darüber, daß du zur Hölle gefahren bist. Müßte ich nicht eher zweimal in der Hölle, du aber von hier erlöst sein? — — Verzeih mir, mein Freund! Nun bin ich wieder auf der wilden Jagd — in meinen Gedanken.

Das ist der Knotenpunkt, und hart ist dieser Knoten, so hart, daß er mir tief ins Fleisch schneidet. Was hatte Martin mir anzuvertrauen, welches große Geheimnis, dessen Offenbarung alles zwischen uns ins Reine bringen sollte?

Diese Frage, mit der ich aus der Welt schied, war gleichsam mein Paß zur Hölle.

Mein Freund, nichts ist gefährlicher als derlei Fragen, wenn das letzte Stündlein gekommen ist. Sie sind oft die Quelle unauslöschlicher Qual. Denke und sinne und frage nichts anderes als nur das eine: Wie soll ich doch meine arme sündige Seele retten und in den ewigen Frieden eingehen?

XXIX.

Meine Briefe sind seltener geworden. Oft mahnt mich allerdings eine innere Stimme, die Feder wieder in die Hand zu nehmen, aber ich scheue die nicht unbedeutende Anstrengung, welche mit der fürs Schreiben notwendigen geistigen Sammlung verbunden ist. Und selbst, nachdem ich nun endlich zu schreiben begonnen habe, kostet es mir große Überwindung. Oftmals überfällt mich plötzlich solcher Widerwille, daß ich mich versucht fühle, mitten in einer Periode abzubrechen.

Unwillkürlich muß ich hierbei an Tante Bettys Briefe denken, und es ist gut, daß ich daran denke, sonst würde dieser Brief trotz meiner festen Vorsätze nimmer zustande gekommen sein. Denn ich kann es nicht leugnen, nur mit Überwindung führe ich in diesem Augenblicke die Feder, und mit dumpfer Unlust sehe ich die Tinte fließen. Aber der Gedanke an Tante Betty hat immer etwas Belebendes, Erfrischendes für mich gehabt.

So wie Tante Betty selbst war, waren auch ihre Briefe: offenherzig, excentrisch, voller unerwarteter Einfälle, — unregelmäßig und abgebrochen im Gedankengang. Dabei schrieb sie immer nur sogenannte vertrauliche Briefe, welche aber ungeachtet aller Bekanntschaft mit ihr bisweilen die seltsamsten Mißverständnisse hervorriefen.

Eines Tages eilte sie atemlos mit einem Schreiben in der Hand zu mir.

„Bei ihr muß eine Schraube los sein, bei der guten Marianne B . . . . !“ rief sie aufgeregt. „Höre nur, Otto! Na, die hat mir etwas Schönes zurecht gebraut! — Ich armes, elendes Menschenkind, was soll ich nun anfangen?“

Ich suchte sie etwas zu beruhigen und bat um nähere Aufklärung.

„In R . . . . lebte eine arme Frau mit drei kleinen Kindern, die wir unterstützten. Der Mann saß im Zuchthaus. Vor einiger Zeit nun schrieb mir meine alte Freundin, daß der Unglückliche heimgekommen sei, aber nur um seinem Weibe zum ewigen Schlafe die Augen zuzudrücken. Da stände er denn mit drei hilflosen Kindern, selbst hilflos. Hier müsse schnell und nachdrücklich geholfen werden.

„Ich antwortete sofort und schickte vorläufig etwas Geld mit der Bitte, mir umgehend sowohl von dem Manne wie von den Kindern das Signalement, oder wie es sonst heißen mag, zu schicken. Du verstehst mich wohl, sie sollte mir ihr Geschlecht, Alter, Maß und sofort aufgeben“.

„Wolltest Du auch das Geschlecht des Mannes wissen, liebe Tante?“ fragte ich schelmisch.

„Keine Possen, lieber Otto! Die Sache ist viel zu ernst. Gott helfe mir armen Menschenkind! Da schickt sie mir ohne weiteres den Mann samt seinen Kindern auf den Hals! Sie stehen unten in der Küche und warten darauf, daß ich sie versorgen soll. Den Mann auch, den großen faulen Menschen, der obendrein entsetzlich nach Tabak riecht! Ja, da sitze ich schön in der Klemme!“

„Liebe Tante, hast Du selbst vielleicht geschrieben, daß sie Dir sofort den Mann und die Kinder schicken solle, und vergessen, das übrige hinzuzufügen?“

„Wie kannst Du nur so dumm fragen? Du weißt ja selbst, wie deutlich und bestimmt ich mich ausdrücke. Das was ich sagen will, steht so klar vor mir, und in demselben Augenblicke prangt es auch auf dem Papier. Jedes Kind muß meine Briefe verstehen können. Einfältige Marianne!“

Unterdes hatten die Betreffenden, nachdem sie sich weidlich an

den vollen Töpfen gelabt, unten in der Gesindestube sichs wirklich bequem gemacht, und sahen ihre Reise offenbar für beendet an. Tante Betty war in fürchterlicher Verlegenheit. Sie rang ihre Hände, lief treppauf, treppab, ohne zu wissen, was sie wollte oder sollte. Alle ihre Gedanken waren in der Gesindestube.

Doch der Knoten erhielt hauptsächlich durch den kräftigen Beistand meines Vaters die glücklichste Lösung. Dieses Mißverständnis wurde ein wahrer Segen sowohl für den Mann, wie für die Kinder. Mit einiger Mühe wurden sie alle aufs beste versorgt. — —

Daß die Lüste und Begierden hier in der Hölle, wo sie, des Fleisches und des Stoffes beraubt, vergebens nach Befriedigung schmachten, zu brennender Qual gereichen werden, versteht sich von selbst. Aber so lange Du nicht weißt, wie sie entflammt werden, kannst Du Dir keine Vorstellungen davon schaffen. Auf diesem Gebiete ist natürlich die Einbildungskraft Meisterin. Schon auf Erden vermag die Einbildungskraft eine gefährliche und fürchterliche Macht über uns zu erlangen. Aber erst in der Hölle entfaltet sie ihre ganze wilde unbändige Natur. Sie wird zu einem wahren Ungeheuer, das sein Opfer aufs grausamste zurichtet. Je nach Laune tummelt sie sich, wie Du wohl begreifen kannst, auf den verschiedensten Gebieten: Tischfreuden, Trinkgelage, schöne Frauen — kurz, über alle nur möglichen, natürlichen und unnatürlichen Laster fällt das nimmersatte Ungeheuer gierig her. Willenlos wird man mit fortgerissen; mit immer dickeren Farben malt die Phantasie, immer tiefer und tiefer sinkt man in den Strudel. Die Einbildungskraft verspottet alle Grenzen und nichts stillt ihre Gier.

Freilich ist nichts leichter, als dem Gegenstand seiner Begier eine gewisse Realität zu verschaffen. Man braucht mit der Vorstellung nur den bewußten Willen zu verbinden, so steht alles fix und fertig da. Das heißt, man hat es leibhaftig vor sich: den gedeckten Tisch, die vollen Flaschen, kurz alles was das Herz begehrt. Von schönen Frauen wimmelt es hier in der Hölle. Aber alles das ist noch schlimmer als nichts. Es dient nur zur Vervollkommnung der Pein. O, laß mich davon schweigen! Es muß

Dir jetzt ja auch begreiflich genug sein. Wenn nicht, so weiß ich Dir nichts Besseres zu sagen als: gehe hin und lies König Ixions Geschichte! Gleichwie er, umschlingen auch wir die Luft anstatt einer Juno. Diese Geschichte ist wie gemünzt auf den Zustand in der Hölle. Auch das feurige Rad, an welchem er herumgeschleudert wird, ist eine treffende Bezeichnung der Art und Weise, wie die Einbildungskraft herumtummelt und uns zur Höllenpein wird.

Vielleicht fragst Du jetzt: „Hast Du hierin zugleich Deine eigene Qual geschildert?“ „Ja, natürlich“, antworte ich. Aber erwarte keine nähere Erklärung. Habe ich Dir nicht einmal gesagt, daß ich ein Mensch mit starken, fleischlichen Trieben und heftigen Leidenschaften war? Glaubst Du vielleicht, daß das eine oder das andere hier in der Hölle schwächer wird?

Auch ich schwelge wie König Tantalus in den Lüsten meiner vergangenen Zeit; auch ich verzehre dann und wann mich selbst in rasender, verzweifelter Begier. Waltet irgend ein Unterschied zwischen mir und anderen, so ist es nur der, daß mich oft tiefe Scham über mich selbst ergreift. Wie kann ein Mensch, der Lili liebte und von ihr geliebt wurde, solchen groben Verlockungen machtlos unterliegen?

Doch — noch einen anderen Unterschied giebt es zwischen mir und vielen anderen. Ich habe ein Mittel, mich von dieser Hölle in der Hölle zu erlösen, und mein Tyrann, die Einbildungskraft, muß mir selbst dies Mittel dienstbar machen. Sobald das reine, jetzt in Wahrheit verklärte Bild Lilis vor meine Seele tritt, sinken Lüste und Begierden ohnmächtig in ihre Tiefe zurück; der unselige Brand in meinem Inneren ist gelöscht und ich kann wieder menschlich fühlen. — —

„Ich bin so müde“, sagte Lili leise. Sofort gebot ich dem Esel, welcher sie trug, Halt. Wie eine zärtliche Mutter ihr krankes Kind, so hob ich sie herunter und bereitete ihr einen Ruhesitz. Wir waren gerade bei der Brücke über dem Bach Kidron angelangt.

„Ich bin so müde“. O, welch traurige, schmerzliche Geschichte

liegt in diesen wenigen Worten! Erst siebzehn Jahre alt und doch eine beständig zunehmende Müdigkeit! Ich hatte mein Herz gegen die Wahrheit verhärtet und wollte nicht an ein so frühes Ende glauben. Aber ich konnte doch nicht alle Besorgnisse verbannen, immer aufs neue stiegen entsetzliche Ahnungen auf. „Es wird wahrscheinlich mit einem Blutsturz enden", hatte ein englischer Arzt in Jaffa befürchtet. „Bewahren Sie das Kind vor allen Anstrengungen, namentlich vor heftigen Gemütsbewegungen!"

Und ich hatte sie wie meinen Augapfel behütet und beschirmt. Mit welcher rücksichtsvollen Schonung und liebevollen Fürsorge für sie hatten wir unsere Pilgerfahrt durch das heilige Land unternommen! Sie wanderte wie in einem magischen Kreis, in welchem keine Gefahr, keine Beunruhigung, keine schädliche Aufregung sich ihr nahen durfte. Türken und Beduinen mußten ihr ebenfalls ihre ritterlichen Dienste widmen. O, es waren herrliche, unvergeßliche Tage!

Überall fand sie trostbringende, herzerhebende Erinnerungen an ihn, ihren Erlöser, dem sie ihr ganzes Herz geweiht hatte. Und überall sprach er zu ihr durch die heilige Schrift. Er wanderte gleichsam mit ihr von Ort zu Ort. Und wie glücklich fühlte sie sich. Einmal sagte sie: Mir ist, als sei ich schon im Himmelreich. Die Sonne ging vor ihr auf und die Sonne ging vor ihr nieder wie in einem glückseligen Traum. Oft konnte sie kaum glauben, daß es Wirklichkeit sei, was sie erlebte. Es gab keine Zeit mehr für sie, keine Tage und Stunden, nur Augenblicke, der Ewigkeit entrissen.

Und dennoch sollte es schließlich so kommen, wie ein Donnerschlag aus wolkenlosem Himmel. Tötlich war der Anfall nicht, aber bei einer Wiederholung war das Schlimmste zu gewärtigen. Und daß er sich wiederholen würde, war höchst wahrscheinlich.

Jetzt hatte sie wieder einige Kräfte gesammelt. Aber wie lange werden sie anhalten? Sie selbst wußte nichts von Sorge und Bekümmernis, ich aber um so mehr. Sie war wie eine geknickte Lilie. Wohl duftete sie noch und breitete bittend ihren schneeweißen Blüten-

kelch gen Himmel aus. Aber ihr Haupt wird sie nimmermehr erheben. „Lili ist müde". Das ist die ganze Geschichte, die Blume wird welken, ihr Staub sich mit der Erde mischen!

Wir hatten uns also am Bach Kidron gelagert. Dieser Augenblick, diese Szene steht noch mit wunderbarer Deutlichkeit vor mir. Ich glaube, ich könnte jedem Stein seinen Platz anweisen, jeden Spalt in den uns umgebenden Felsen bezeichnen.

Hinter unserm Lager erhob sich der Berg Moria. Einst trug er Salomos und Herodes Tempel; jetzt trägt er Omars stolz prunkende Moschee. Zur Rechten öffnete sich eine freie Aussicht durch das Thal Josaphat. Dieses Thal ist so tief und eng — an einigen Stellen kaum hundert Ellen breit — daß man es richtiger eine Kluft nennen würde. Die rechte Thalseite ist von unzähligen, uralten, im Felsen ausgehauenen Grabhöhlen durchbrochen. Hier liegen die Gräber der Könige und Propheten. Auf dem Berge des Ärgernisses zur Linken im Hintergrunde hängt gleichsam über einem Abhang ein elendes, kleines jüdisches Dorf. Vor uns schlängelte sich der Kidron mit seinem tiefen, steinigen Bett, das zur Zeit nicht ein einziger Wassertropfen netzte. Jenseits erhob sich in sanften Wellenlinien der Ölberg mit dem Garten Gethsemane. Eine kleine Gruppe uralter Ölbäume bezeichnete uns die geweihte Stätte. Die sinkende Sonne warf hin und wieder zwischen tiefe, starke Schatten ein blendendes Licht über die eine Seite des Thales. Nur auf dem Gipfel des Ölbergs ergoß sich das Licht mit mildem Glanz, den das Auge zu ertragen vermochte.

Wo wir uns gelagert hatten, war vollkommener Schatten. Ein kühler, wenn auch noch leiser Luftzug strich erfrischend über die Gegend. In sich selbst versunken saß Lili da, mit matt herabhängenden Armen und gefalteten Händen. Sie war ja müde, vielleicht müde bis zum Tod. Das Auge war niedergeschlagen, fast geschlossen. O, wie bleich war dieses Antlitz! Unwillkürlich und wider meinen Willen mußte ich sie mit einer sterbenden Madonna vergleichen. Aber mehr noch als ihre Blässe ängstigte mich eine häufig und plötzlich wiederkehrende, starke Röte, die wie flammendes Feuer

über ihr Antlitz fuhr, um im nächsten Augenblick einer Todesblässe zu weichen.

Zur Rechten in einiger Entfernung von uns lag der Esel und sein Treiber, beide schlummernd. „Glücklicher Mensch!“ dachte ich unwillkürlich, und auch: „glücklicher Esel!“ Zur Linken saß in noch größerer Entfernung der türkische Soldat, den wir zu unserer Sicherheit mitgenommen, bis an die Zähne bewaffnet, in träger, gleichgültiger Ruhe aus seiner langen Pfeife rauchend.

Die tiefe Stille ward mir bald unerträglich. Ich unterbrach sie mit der leisen Frage an Lili: „Woran denkst Du, meine Lili?“

„Ich denke an meine Sünden“, lautete die sanfte Antwort.

„An Deine Sünden!“ wiederholte ich, hielt aber plötzlich inne, da ich fühlte, daß die Worte, die mir auf der Zunge schwebten, ihr wehe thun würden ...... „O, Lili, mein frommes Kind, die können weder groß noch zahlreich sein“.

„Glaube das nicht, Otto! Wir sündigen alle ohne Unterlaß, ja ohne es zu wissen. Wir selbst kennen nur wenige unserer Sünden, aber Gott kennt sie alle und vor ihm sind sie alle gleich groß“.

„Aber wie kommt es, daß Du gerade jetzt an Deine Sünden denkst?“ — Lili stutzte. Es gehörte von ihrer Seite gar wenig dazu, um meine Aufmerksamkeit wach zu rufen und mir meine Augen über mich selbst zu öffnen. Ich ließ meinen Blick über die in tiefem Frieden ruhende Landschaft hingleiten. Ja, ich mußte mich wirklich schämen. Welcher Erdteil eignete sich wohl gleich diesem dazu, einem Menschen seine Sünden ins Gedächtnis zu rufen?

„Lieber Otto“, antwortete Lili bewegt, „gerade in diesem Augenblicke ward ich mir einer neuen Sünde bewußt. Selbst an dieser heiligen Stätte kann man von dem sündigen Gebahren nicht lassen. Ich fühlte plötzlich den heißen Wunsch, daß es mir vergönnt sein möchte, noch einige Zeit zu leben, aber ich vergaß, diesen Wunsch mit den Worten des Erlösers zu begleiten: Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe! — In allen Dingen, was es auch sei, müssen wir

uns ja mit Kindesdemut unter Gottes Vaterhände beugen. Sonst können wir nicht seine Kinder sein".

Ein unsäglich bitteres Gefühl von Zorn und Grimm erfüllte bei diesen Worten mein eigenwilliges Herz. Unwillkürlich glitt mein Blick zur Seite, wo der Muselmann saß, und ich dachte: Das ist ja dem Türken wie aus dem Herzen gesprochen! Aber bald gewann doch der Schmerz die Oberhand, der reine tiefe Schmerz, und ich antwortete:

„Lili, zweifle nicht daran, Du wirst leben. Verscheuche diese traurigen Gedanken! O Lili, meine Schwester, mein teures Kind, denke daran, wie innig Du geliebt wirst!"

„Ja, das weiß ich, Otto", antwortete Lili mit einem Lächeln so süß, als hätte sie nie etwas von Schmerz gewußt. „Innig geliebt auf Erden, aber noch inniger im Himmel".

Abermals tiefe Stille um uns. Doch ich konnte, ich wollte diese Totenstille nicht ertragen und fuhr daher nach einer Pause fort:

„Du darfst in jenem Wunsch keine Sünde erblicken, teuerste Lili. Im Gegenteil, laß ihn recht warm und frisch aus Deinem Herzen emporsteigen, und er wird Dir erfüllt werden, und Du wirst leben. Liegt irgend ein Eigenwille darin, so gehört er zu den ganz natürlichen Trieben, die Gott selbst in unser Herz pflanzte. Thue dir nicht selbst Unrecht, Lili! Nie hat es in der weiten Welt ein Wesen gegeben, das weniger eigenwillig, weniger selbstsüchtig gewesen wäre als Du".

„Ja, so richtet die Liebe", antwortete Lili, indem sie mit unbeschreiblicher Innigkeit ihr Auge in das meine senkte. „Aber in soweit hast Du recht: war mein Wunsch auch voll von Eigenwillen, selbstsüchtig war er doch in gleichem Grade nicht. Denn ich dachte dabei nicht allein an mich selbst, sondern auch an andere. Otto, begreifst Du nicht, daß ich namentlich um Deinetwillen mein Leben zu fristen wünschte? Du vor allen würdest mich vermissen, nicht wahr, mein einziger, mein teurer Freund?"

Wäre ich allein mit ihr gewesen, so hätte ich in diesem Augen-

blicke anbetend zu ihren Füßen gelegen. Ich stammelte, vielleicht hörte sie es nicht einmal: „Ich müßte sterben ohne Dich!"

Wieder entstand eine Pause, aber diesmal berührte mich die Stille nicht peinlich. Mein Herz war voll von süßer, halb schmerzlicher Rührung. Auch ich hatte, wenigstens für einen Augenblick, den Himmel offen gesehen.

Auf Lilis Antlitz spiegelte sich wieder tiefer Ernst. Es vollzog sich augenscheinlich ein Kampf in ihrem Innern. Aber selbst der Kampf in ihr raubte nichts von ihrer Sanftmut und Frömmigkeit. Die Siegespalme, nach der sie in diesem Streite rang, war jenes selige Gottvertrauen, das uns mit voller und freier Hingebung sagen läßt: Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!

Indes der Kampf schien wenigstens für jetzt unentschieden bleiben zu sollen. Denn plötzlich erhob sich Lili, indem sie mit bebenden Lippen sagte: „Ach, ein Mensch muß wohl an seine Sünden denken, wenn er die Last der Ketten fühlt, die ihn von Gott fern halten! Es ist sündhaft, sich so fest an die Welt zu klammern. — Komm, mein Freund! Ich bin jetzt wieder stark, laß uns weiter ziehen!"

Mit einem sanften, innigen Druck ließ ich ihre Hand los und antwortete — o, wie konnte ich doch nur diese Worte über die Lippen bringen! —: „Teure Lili, ist es nicht die Welt mit ihren Fesseln, die Du liebst? — Ist denn Deine Liebe eine Sünde? Unmöglich! Und doch sprichst Du so, als wäre Dein Herz voll von Sünden, die Dich quälen und ängstigen".

Sie ließ ihren vollen Blick auf mich fallen; ein überirdischer Glanz strahlte aus ihren Augen. Damals hatte ich keinen Namen dafür. Ihre Züge waren wie verklärt, als sie mir lebhaft zur Antwort gab:

„Ja, mein Herz ist voll von Sünden! Gott weiß es. Aber mich ängstigen, mein Otto, nein, das können sie nicht!" Sie zeigte auf das Bett des Baches und fuhr fort: „Sieh, da ist der Kidron! Kannst Du die Sandkörner in seinem Bette zählen, groß und klein? So zahlreich sind die Sünden der Welt, der Menschen.

Aber Gottes Sohn schritt einst über den Bach; geängstigt bis zum Tode schritt er über alle Sünden hinweg, und von Stund an waren sie nicht mehr vorhanden. Darunter waren auch die meinigen; mein Heiland hat sie von mir genommen, sie ängstigen mich nicht mehr!"

Wir zogen weiter über den Kidron, den Ölberg hinauf nach dem Garten Gethsemane. Er ist von einer niedrigen Steinmauer umschlossen und enthält acht ehrwürdige, große Ölbäume. Die Stelle, wo Judas seinem Herrn den Verräterkuß gab, ist besonders ummauert und gilt selbst den Türken als ein verfluchter Ort. Wir weilten unter denselben Bäumen, unter denen einst der Erlöser den harten Kampf im Gebet ausstritt, auf seiner Stirn den Schweiß der Todesangst, der wie Blutstropfen zur Erde fiel.

Hier kniete Lili zu innigem, heißem Gebet, doch ohne Angst und Pein. Auch für mich bat sie, das weiß ich gewiß. Und die Frucht des Gebets war ein vollkommener Friede. Als sie geendet, stand deutlich auf ihrer reinen Stirn geschrieben: Ja, Vater, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!

Aus meinem Innern aber rang sich kein Gebet hervor; im Gegenteil, ich hätte meine Schwachheit verfluchen mögen, die mich zu dieser Pilgerfahrt durchs heilige Land verleitet hatte. Ich wünschte mich tausend Meilen fort in dem Wahn, daß uns daheim das Leben holder gelächelt hätte. Hier grinste überall der Tod.

Wir kehrten auf dem kürzeren Weg durch das Stephansthor zurück, indem wir der via dolorosa, dem Schmerzensweg, durch die Stadt folgten. Diese Straße ist reich an heiligen Erinnerungen: Das Richthaus des Pilatus, in dem die Dornenkrone gewunden und der Herr verspottet wurde, — der „Ecce homo"-Bogen, auf welchem Pilatus den Heiland mit den Worten zeigte: Sehet, welch ein Mensch! — Die Stelle, wo Maria ihrem göttlichen Sohn unter der Last des Kreuzes begegnete und ohnmächtig zu Boden sank, — die Stelle, wo der Herr sich nach den weinenden Weibern umwandte und sprach: „Ihr Töchter von Jerusalem weinet nicht über mich,

sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder!" — die Stelle, wo die fromme Veronika dem Herrn Blut und Schweiß mit ihrem Schleier abtrocknete. Hier bogen wir ab; der Weg führt weiter nach Golgatha.

Das war also die via dolorosa! Auch für mich ward sie zu einem Schmerzensweg. Aber nicht an ihn dachte ich, an ihn, der diesen Weg einst wanderte als das Opferlamm für den Altar, unter dem Fluch der Sünde; ich dachte nur an mich selbst. Daher gewann ich auf dem ganzen Wege auch nicht ein Gran von Trost. Und deshalb, ja deshalb werde ich jetzt gepeinigt anstatt getröstet! —

Ist es nicht wunderlich, daß es mir noch nie beigekommen, die sogenannte Judenstadt zu besuchen, die, wenn ich so sagen darf, eines der größten Wunder der Hölle ist? Allerdings trägt sie nicht den Namen Jerusalem, aber es muß doch zweifellos dieselbe Stadt sein, welche unter diesem Namen auf Erden stand. Ich kann mir wenigstens keine Judenstadt vorstellen, ohne nicht dabei gleich an Jerusalem zu denken.

Plötzlich fühlte ich eine brennende Lust, — Sehnsucht darf ich es nicht nennen — nach Jerusalem zu wallfahrten. Freilich habe ich dort fast nichts anders erlebt als Schmerzen, aber ich erlebte sie mit ihr. Es steht in meiner Macht, aufs neue die Stätten zu betreten, die ich einst mit Lili durchwanderte. Ich kann wieder durch das enge Thal von Josaphat schreiten und bei der Brücke rasten, die über den Kidron führt. Ich kann wieder den Schmerzensweg von Gabbatha nach Golgatha verfolgen und, wenn ich will, mich unterwegs vor die Thür des reichen Mannes legen als ein zweiter Lazarus.

Und doch, wenn es Jerusalem ist, ist es vielleicht ein ganz anderes als dasjenige, welches ich kennen lernte, ein Jerusalem in Ruinen. Es muß ein großer Unterschied zwischen dem Jerusalem vor der Zerstörung und Jerusalem nach der Zerstörung sein. Aber gleichviel! Die Veränderung müßte gewaltig groß sein, wenn ich nicht die Stätten wiederfinden sollte, an denen ich einst mit Lili weilte.

Ich habe keine Ruhe mehr. Das Licht ist allerdings stark im Abnehmen begriffen, aber ich muß fort. Wohl weiß ich, daß nur eine Einbildung mich von dannen treibt. Aber es liegt doch gleichsam eine Art Befriedigung darin, den Trieben zu gehorchen.

Doch ehe ich mich in Lauf setze, will ich nicht versäumen, mich durch Erkundigungen vorläufig über die Judenstadt zu orientieren. So abgelegen sie auch liegt, wird es doch sicherlich Leute geben, welche nähere Auskunft über dies Wunder erteilen können.

XXX.

Weit hinaus, durch eine unermeßliche Öde von dem Kontinent der Hölle getrennt, liegt die ungeheure Judenstadt. Sie bildet eine Welt für sich. In unaufhörlichem Kreislauf wiederholt sich hier die jüdische Geschichte von der Katastrophe auf Golgatha bis zur Zerstörung der Stadt. Mit der Zerstörung ist die Geschichte jedesmal aus, alles versinkt in Todesdunkel. Ist die Finsternis verschwunden, fängt die Geschichte von vorn an.

Wer bei neu anbrechender Dämmerung in die Stadt tritt, findet das jüdische Volk überwältigt von Entsetzen über die jüngst verübte gräßliche That. Überall und unaufhörlich donnern jene Worte in ihren Ohren: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder. Alle fühlen wie mit einem Herzen, daß etwas Fürchterliches geschehen und daß etwas Fürchterliches bevorsteht. Ganz Jerusalem bebt. Diejenigen, welche die Freventhat auf Golgatha mit ins Werk gesetzt haben, aber noch nicht ganz verdorben sind, fragen sich selbst mit Zähneklappern: War er vielleicht doch Gottes Sohn? und schlagen an ihre Brust und zerreißen ihre Kleider.

Sogar die Hohenpriester und die Schriftgelehrten, diese steinharten Naturen, sind augenscheinlich von dem Ereignis ergriffen. Aber sie beruhigen sich mit der Überzeugung, daß das Grab wohl verwahrt ist. Am großen Sabbathsmorgen in der Frühe wandern sie hinaus zum Grabe mit Kaiphas an der Spitze. Sie gehen mit bleichen Wangen, blutrünstigen Augen, zusammengebissenen

Zähnen; aber der Satan macht sie stark! Von Golgatha schauen die drei Kreuze auf sie nieder, aber nicht ein einziger von ihnen wagt den Blick empor zu heben. Ihrer gewohnten Würde ganz vergessend, heben sie ihre langen Gewänder auf und eilen schnell vorbei, um zum Grabe zu gelangen.

Erst hier holen sie wieder freien Atem. Ja, sogar ein Lächeln erhellt die düstern Gesichter: Alles ist, wie es sein soll. Die Wache ist auf ihrem Posten, das Siegel unberührt, ein ungeheurer Stein verschließt das Grab.

Das ist der große Sabbath. Nie aber ist das Fest mit so geringer Freude in Jerusalem gefeiert worden. Das Volk kann nicht wieder zu sich selbst kommen, Alle wünschen nur, das Fest wäre überstanden. Ihre Gedanken sind nicht bei den heiligen Handlungen; sie suchen einander in den ängstlichen verstörten Mienen zu lesen. Das Brot ist sauer und will nicht hinunter; das Blut des Osterlammes gerinnt, noch ehe sie die Thürschwellen damit bestreichen. Der Todesengel geht nicht vorbei, er ist mitten unter ihnen; deutlich fühlen sie, wie er durch ihre Herzen schwebt.

Aber bald kommt neues Leben in die halbtoten Massen. Wie ein Blitz aus gewitterschwangerem Himmel verbreitet sich das Gerücht, der Gekreuzigte sei erstanden. Diese Botschaft des Lebens fällt wie ein Todesurteil auf die Herzen des Judenvolkes. Aber ist es auch wahr? Das Gerücht wird von allen Seiten bestätigt; es kann kein Zweifel mehr herrschen. Jetzt eilt man, das Grab zu untersuchen. In der That, die Wache ist fort, das Grab ist leer.

Pilatus ist einer der ersten, dem die Kunde von dem Entsetzlichen gebracht wird. Gepeinigt von einem bösen Gewissen, hat er das Schlimmste erwartet, und das Schlimmste ist geschehen. Ja, es giebt einen Gott, der den Gerechten erhöht, selbst aus dem Grabe heraus, und der den Gottlosen hinabstürzt tief in die Hölle. Bei jedem ungewohnten Laut schreckt Pilatus zusammen, jeden Augenblick erwartet er, den Rächer in die Thür stürzen zu sehen. Er eilt zu seinem Weibe, der schwache, elende Mann. Er findet sie in Thränen aufgelöst. „O, mein Traum, mein Traum!“ ruft sie ihm hände-

ringend entgegen. „O, hättest Du doch nie Hand an diesen Gerechten gelegt!“

Aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten verlieren, wie alle verhärteten Schurken, nicht so leicht ihre Geistesgegenwart. Schnell setzen sie die Lüge in Umlauf, die Leiche des Nazareners sei nur von seinen Jüngern gestohlen, und diese hätten dann das Gerücht von seiner Auferstehung ausgesprengt. Dann begeben sie sich zu Pilatus, um die Wächter des Grabes zu entschuldigen, welche, von den Hohenpriestern bestochen, das Geständnis ablegen, auf ihrem Posten geschlafen zu haben. Mit Freuden läßt der verzagte Landpfleger diese Lüge gelten, und es gewährt ihm eine besondere Erleichterung, die unglückliche Wache unerbittlich in das schwerste Gefängnis zu werfen.

Doch das erste Gerücht erhält sich nicht allein aufrecht, sondern verbreitet sich mehr und mehr. Immer und immer wieder wird es bestätigt, daß des Menschen Sohn erstanden und von vielen gesehen worden sei. Da weiß der hohe Rat nichts Besseres zu thun, als daß er aufs strengste verbietet, von dem Gekreuzigten auch nur zu reden.

Nach und nach verliert sich das Entsetzen, und das Leben kommt wieder in sein altes Fahrgeleise. Gleich erschrockenen, verirrten Schafen sammelt sich die Menge von neuem unter ihre alten Führer, und diese versäumen nicht, das Pflaster der Selbstgerechtigkeit auf alle ihre Wunden zu legen. Die Heuchelei blüht üppig auf allen Wegen und trägt tausendfältige Früchte des Todes. Von den mit Kalk beworfenen Gräbern breitet sich die Fäulnis weiter und weiter aus; bald ist an dem ganzen Körper des jüdischen Volks kein gesunder Fleck mehr. Er gleicht einem Aas, und die Adler und die Würmer sind nicht fern.

Pilatus ist vom Schauplatz verschwunden. Nach ihm sind neue Landpfleger gekommen, weniger schwach als er. Und das Volk bekommt es zu fühlen. Hohn und Spott und Grausamkeit häufen sich aufeinander in endloser Reihe. Ein solches Dasein ist nicht mehr zu ertragen. In hellen Flammen lodert der Aufruhr empor. Aber

mit ihm auch alle bösen Leidenschaften. Den schlimmsten Feind hat Jerusalem innerhalb seiner eignen Mauern: eine unheilbare Zwietracht. In wildester, unmenschlicher Wut rasen die Parteien gegen einander. Keine Scheußlichkeit, kein Verbrechen, vor dem man zurückbebt. Endlich schlägt Jerusalems letzte Stunde. Der Feind stürmt hinein, racheschnaubend, mit vernichtender Gewalt. Jetzt hat alle Mühsal, alle Not ein Ende, aber ein Ende mit Schrecken. Solche Scheußlichkeiten der Zerstörung sind nie gesehen worden.

Alles versinkt in Todesfinsternis, dann ist die Geschichte aus, aber nur um mit der nächsten Dämmerung von vorn anzuheben.

Die Dämmerung war schon weit vorgeschritten, als ich die Stadt betrat. Die Schlußkatastrophe näherte sich mit starken Schritten. Die innere Feindschaft hatte bereits arg um sich gegriffen; in allen Verhältnissen herrschte vollständige Zersplitterung. Lediglich Heuchelei und Haß gegen den gemeinsamen äußeren Feind hielten die zersplitterten Teile noch zusammen. Betrug, Verräterei, Unzucht, Meineid, Mord, Zauberei standen auf der Tagesordnung. Doch dem Scheine nach war es noch immer Davids herrliche Stadt. Ebenso stolz wie ehedem hob sich Zions Burg über die Stadt und vom Moria strahlte der Tempel mit einem Glanze sondergleichen. Die Frömmigkeit stellte sich in langen Gewändern auf allen Straßen und Plätzen zur Schau, und eine ungeheure Anzahl Menschen wogte unablässig hin und her, nach und von dem Tempel. Überhaupt gab sich das heilige Wesen in vielfacher, auffälliger Weise zu erkennen. Unter den frommen Inschriften, die an zahlreichen Hausthüren prangten und von der Frömmigkeit der Bewohner zeugen sollten, fiel mir besonders eine auf, welche sich immer und immer wiederholte und die ich daher für sehr bezeichnend ansehen mußte: „Gottesfurcht ist ein großer Gewinn“. Und in der That trachtete das Volk Israel nach diesen zwei Dingen, nach Gottesfurcht und Gewinn. Nach Gottesfurcht jedoch nur zum Scheine, nach Gewinn dagegen mit vollem Ernst und mit allem Aufwand von List und Betrügerei.

Mein Herz erzitterte, als ich mich durch die wimmelnden Straßen schlich. Das also war Jerusalem! O, wie verschieden von der

Stadt, die ich auf Erden gesehen, und doch dieselbe! Es war das alte Jerusalem fast unverändert aus der Zeit, wo der Erlöser darin gelehrt hatte. Der Erlöser, — überall, bei jedem Schritt stand er vor meinen Gedanken. Selbst Lili war über ihm eine Weile vergessen. Hier in Jerusalem müßte es doch Menschen geben, die von dem Herrn erzählen konnten. Doch zuvörderst wollte ich den Leidensweg durchwandern, von Gabbatha nach Golgatha — aber mit einem andern Herzen als ehemals. Ich bedurfte eines Führers und wandte mich an den ersten besten Juden, nach ihm nach einen anderen, darauf an viele, allein alle wiesen mich kurz und barsch ab. Einige wurden sogar sehr zornig und drohten mir mit Fäusten, wenn ich nach der via dolorosa fragte. Vermutlich glaubten sie, ich sei ein Römer und spräche Latein. Anfangs sah ich in ihrer Unfreundlichkeit nur den Unwillen gegen den Fremdling, bald aber mußte ich mich davon überzeugen, daß es in dem ganzen großen Jerusalem nicht einen einzigen Menschen gab, der etwas von dem Sohne der Jungfrau Maria aus Nazareth wußte. Man hatte ihn vergessen, ganz vergessen. Andere Propheten waren an seine Stelle getreten, falsche Propheten.

So mußte ich mir denn selbst zu helfen suchen und mich orientieren, so gut ichs vermochte. Zuerst ging ich nach Golgatha.

Ich glaubte mich allein, war es aber nicht. Seitwärts erblickte ich einen Menschen mit weitausgestreckten Armen auf der Spitze des Hügels. Eine wunderliche Gestalt in ebenso wunderlicher Stellung. Mich ihr nähernd vernahm ich, daß ihr Mund von Segnungen überströmte.

„Wen segnest Du denn?“ fragte ich.

Der Mensch stutzte und sah mich verwirrt an. Man konnte wahrnehmen, wie er sich mit aller Macht anstrengte seine Gedanken zu sammeln, es aber doch nicht vermochte. Endlich antwortete er mit kläglicher Miene und weinerlicher Stimme: „Ich weiß es nicht!“

Aber nun erkannte ich ihn. Es war der eine Mörder, der einst den Erlöser am Kreuz gelästert hatte. Jetzt segnet er, gleichwie er einst lästerte, nur weiß er nicht, wen er segnet.

Zu anderen Zeiten jedoch ist es ihm klar und er antwortet:

„Gottes Sohn". Aber dann ist er in dem Wahn befangen, er sei der andere Mörder, zu dem der Herr am Kreuze sprach: „Wahrlich, ich sage Dir, heute noch wirst Du mit mir im Paradiese sein". Daß er trotzdem zur Hölle gefahren, betrachtete er als unglücklichen Irrtum. Er behauptet, im Paradies sei sein rechter Platz. Wie viel klüger war ich doch, obgleich nicht weniger elend!

Darnach suchte ich den Bach Kidron auf, welchen ich auch bald ohne große Schwierigkeit fand. Dank meinem guten Ortssinn glückte es mir sogar, dieselbe Stelle in der Nähe der hohen Brücke wiederzufinden, wo ich einst mit Lili gerastet hatte. Hier ruhte ich mich aus, — ach nein, es war kein Ausruhen, nur ein Stillstand!

Da saß ich hingesunken, fühlte aber nichts von der erwarteten Befriedigung. Die Erinnerung an Lili war nicht lebhafter, nicht reicher geworden; ich fühlte nur um so bitterer die Sehnsucht nach ihr. Überhaupt mußte ich mir selber gestehen, daß diese Wallfahrt nach Jerusalem eine große Enttäuschung für mich enthielt. Aber in einem Dasein voll tausend Enttäuschungen kommt es ja auf eine mehr oder weniger nicht an. Jerusalem war nur ein Grab, auf dem die Geister mit grausigem Ernst dem Buchstaben und der Verdammnis gemäß Spuk trieben. Geistig entnervt, gottverlassen, voll von Haß gegen die Menschen und sich selbst, war Jerusalem nach seiner Heimsuchung nur ein Aas, in dem die Würmer schon wimmelten. Tiefes Verderben und schauerliche Zerstörung grinsten mir allüberall entgegen. Wie sollte denn hier etwas zu finden sein, das, wenn auch nur flüchtig, zu meinem Frieden hätte dienen können? Ich hatte nur meinen Teil von der Zerstörung Jerusalems bekommen. Ich Thor, wie konnte ich doch nur anderes erwarten? Aber wir werden nie klüger, hier in der Hölle so wenig wie früher auf Erden.

Als ich mich ganz verzagt durch die Stadt zurückschlich, fiel mir eine lebhafte Unruhe und lautes Getümmel auf. Ein neuer Landpfleger, der vorletzte, hielt mit Pomp und Pracht seinen Einzug. — —

Am alleräußersten Ende der Hölle verbirgt sich die Stadt der

Sodomiter. Diese kann man weder besuchen, noch beschreiben. Etwas näher liegt die große Stadt der Mohammedaner. An diese hat sich in letzterer Zeit, wie ein Schwalbennest an die Mauer, ein anderer Ort angeklebt. Das ist die Mormonenstadt. Nur klein und unbedeutend war sie anfangs, aber sie entwickelte sich mit erstaunlicher Schnelligkeit. In stets größeren Scharen strömen die Mormonen hinzu. Sie brauchen gleichsam nur den Weg um den Salzsee zu machen und sie sind in der Hölle.

Mohammed und Joseph Smith sind nahe Geistesverwandte; man wäre versucht sie ein Brüderpaar zu nennen, wenn nicht doch ein wesentlicher Unterschied zwischen ihnen bestände. Es sind die beiden größten Lügner, welche jemals die Welt gebar und die in der gröbsten Sinnlichkeit nicht allein ihr irdisches Wohl, sondern sogar ihr Himmelreich erstrebten. Aber Mohammed war doch im Vergleich mit Joseph Smith die Ehrlichkeit selbst. Jener nämlich bevorrechtete die Fleischeslust ohne Hehl; Joseph Smith dagegen bedeckte sie heuchlerisch mit einem religiösen Schleier.

Beide haben nun den auf Erden erschlichenen Glorienschein verloren. So lange sie lebten, glaubten Hunderttausende an sie, sie selbst aber kannten gar wohl den Lug und Trug ihrer Lehren. Jetzt giebt es nicht Einen, der an sie glaubt; aber sie selbst sind davon überzeugt, daß sie reine Wahrheit, göttliche Weisheit verkünden, und darin besteht ihre große Qual und Pein.

In der Stadt Mohammeds ist, wie man erzählt, das Paradies vorhanden. Aber es giebt dort keine schattigen Haine, keine murmelnden Quellen, keine Nachtigallen, keine köstlichen Früchte. Dagegen ist großer Überfluß an schwarzäugigen Huris, entzückenden Leibes, voller Wollust und dennoch Jungfrauen; denke an Ixion.

In der Mormonenstadt hat das tausendjährige Reich begonnen. Unzucht ist die Signatur dieses Reiches Unter dem Regiment der letzten Heiligen sind Andacht und Unzucht identisch geworden.

Zwischen Mohammed und Joseph Smith finden häufig Zweikämpfe statt, an denen die beiderseitigen Anhänger lebhaft teil nehmen. Sie kämpfen natürlich nicht mit Fäusten, sondern mit

den Zungen. Wer von ihnen die stärksten Lügen auftischt, hat die Siegespalme errungen. Die an Zahl überlegenen Mohammedaner behaupten allerdings, ihr Prophet sei der Meister; doch thatsächlich kann er es bei weitem nicht mit Joseph Smith aufnehmen.

Nach diesen beiden Städten kam ich nicht; ich hatte mir vorgenommen, vor allen Dingen die merkwürdigste aller Städte in der Hölle zu besuchen, die sogenannte Stadt der Politiker, auch die Stadt der Ungerechtigkeit genannt, und jene Orte liegen weit ab vom Wege. Ich war außerdem vollkommen zufrieden gestellt durch das, was ich beiläufig über sie erfahren hatte.

Unterwegs begegnete mir ein seltsamer Aufzug. Mitten in einem Haufen Menschen mit roten Mützen bewegte sich ein gar sonderbares Fuhrwerk. Unter wildem Geheul zogen und schoben sie die Maschine vorwärts. Hoch über ihren Häuptern thronte auf dem Gerüst ein Mann in elegantester Pariser Toilette aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Das zierlich aufgeputzte, leicht gepuderte Haar, die weiße Halsbinde mit herabhängenden, gestickten Zipfeln, der kostbar gestickte Samtrock, die spitzenbesetzten Manschetten, welche über zwei schmächtige, weiße Frauenhände fielen, die seidenen Beinkleider und Strümpfe und die schleifen- und spangenbesetzten Schuhe, — sollte man nicht glauben, daß der Träger all dieser Herrlichkeiten die personifizierte Zärtlichkeit und Sanftmut sein müsse? Und doch war dieser Mann einer der größten Schlächter der Welt, ja, im allereigentlichsten Sinn. Die Maschine, auf der er wie ein Triumph einherfuhr, war eine transportable Guillotine.

Kennst Du ihn nun?

Dieser feine, zarte Mann dürstet noch immer nach Blut, aber in der ganzen Hölle ist nicht ein einziger Blutstropfen. Er sieht den Leuten immer nach dem Hals und glaubt ihnen ein schmeichelhaftes Kompliment zu machen, wenn er sagt: „Madame, — mein Herr, — mein Fräulein, Sie haben einen außerordentlichen schönen Hals!“ Von seinen Henkersknechten und Bewunderern begleitet, drängt er sich beständig in dichte Volksmassen, als ob er hier das Rohmaterial für seine menschenfreundlichen Arbeiten finden könnte.

Aber mit Hohn und Gelächter wird er beiseite geschoben, als ein Mensch, den eine fixe Idee beherrscht, und der ungeachtet seiner Tollheit ganz unschädlich ist. Jetzt scheut und fürchtet ihn niemand mehr, und darüber fühlt er sich höchst unglücklich. Doch hat er noch immer seinen Anhang, geschworene Freunde, die vollständig seine Ansicht von der Erbärmlichkeit der gegenwärtigen Verhältnisse und von der Notwendigkeit einer sozialen Revolution teilen. So oft er einen guten Platz für seine Guillotine ermittelt, erweisen sie ihm die Freundlichkeit, ihm ihre Hälse hinzuhalten und sich die Köpfe abhauen zu lassen. Diese Prozedur erfolgt natürlich ganz ohne Schmerz und Gefahr, gerade so wie einst in der Welt auf Asthleys Theater. Aber sie gewährt auch nur geringe Befriedigung, eben weil kein Tropfen Blut dabei fließt. — —

Eine lange Fahrt wars, die ich unternommen hatte. Unterwegs berührte ich eine Stadt, die einem ungeheuren Grabgewölbe glich. Finster und stumm erhob sie sich auf riesiger, öder Ebene. Kein Fenster, kein Guckloch zeugte von Leben im Innern; kein Laut ließ sich hören, keine Seele trat aus den Thoren, keine Seele schritt hinein. Einmal, zweimal, mehrere Male umwanderte ich die Stadt, ohne einem lebenden Wesen zu begegnen. Endlich traf ich doch eine verirrte Seele, die mich über den rätselhaften Ort belehren konnte. Es war die Stadt der Inquisition. Zugleich erfuhr ich, daß vor nicht langer Zeit ein ehemals mächtiger König von Spanien mit ungemeiner Pracht und großem Gefolge seinen Einzug in diese Stadt gehalten habe.

Sollte ich oder sollte ich nicht?

Nun, wo Seine katholische Majestät hineingehen konnte, durfte ichs wohl auch.

Also hinein!

Aber am Thor gewahrte ich ein Plakat, dessen Inhalt mich, und zwar mit gutem Grund, stutzig machte. Es lautete folgendermaßen:

„Großes Autodafé! Se. katholische Majestät, der glorreiche Protektor der heiligen Inquisition, geruhen allergnädigst, nach

vorausgehender allergnädigster und umständlichster Tortur=probe sich lebendig verbrennen lassen zu wollen. Gegen sechshundert andere Ketzer werden bei dieser Gelegenheit alleruntertháníğst Sr. Majestät ihre Aufwartung auf dem Scheiterhaufen machen, und mit Allerhöchstdemselben zum Schein zur Hölle fahren".

Das war eine überraschende Mitteilung. Wahrlich, er war zeitig genug gekommen, der arme König von Spanien, und es war doch eine merkwürdige Festlichkeit, welche die Stadt dem hohen Gast zu Ehren arrangieren wollte.

Sollte oder sollte ich nicht? — Ich schwankte, doch nur einen Augenblick. Es leuchtete mir ein, daß selbst das Schlimmste drinnen zu ertragen sein würde. Und andererseits hatte die Einladung auf dem Plakat etwas dämonisch Verlockendes für mich. — Ja, ich mußte hinein!

Das war die zweite heilige Stadt, welche zu besuchen ich die Ehre hatte und welche in gewisser Weise ein Seitenstück zu der ersten bildete. Was nämlich die Stadt der Zerstörung für das Judentum, das ist die Stadt der Inquisition für das Christentum.

Eisiger Schauer durchrieselte mich, sobald ich das Innere der heiligen Stadt betreten hatte. Mit leisem, kreischendem Gestöhn, das einem Unheil verkündenden, verräterischen Signal gleicht, fällt das Thor von selbst wieder zu. Düster und öde öffnet die Stadt ihre engen, krummen Gassen; sie ist wie ausgestorben. Die hohen finstren Häuser haben nur wenige, mit Gittern versehene Fenster nach der Straße zu. Es ist, als wohne darin das Ent=setzen. Einzelne dunkle Gestalten schleichen sich durch die stillen Gassen, angethan mit langen Kutten und über den Köpfen Kapu=zen, darin zwei Löcher für die Augen. Sind es Tote, dem Grabe eben entstiegen? Dann und wann ziehen Prozessionen durch die Straßen, entweder traurige Bußprozessionen, welche die abscheulich=sten Szenen fanatischer Selbstquälerei darbieten, oder noch traurigere Dankprozessionen, in denen die Verurteilten mit Pomp zu der öffent=lichen Marterstätte oder zum Scheiterhaufen geführt werden. Das

einzige, was einiges Leben innerhalb dieser Mauern hervorruft, sind die häufigen Autodafés.

Die Stadt ist nur von solchen Menschen bewohnt, die im Dienste der sogenannten heiligen Inquisition gestanden haben. Doch ist anderen der Zutritt nicht verwehrt. Aber nur wenige Dummdreiste haben sich hinein gewagt. Ich war einer von diesen.

Die Inquisitionsstadt ist wie ein Grab, das ein fürchterliches Geheimnis bewahrt. Und so verhält es sich auch thatsächlich. Das fürchterliche Geheimnis ist — wer nun laut Urteil des unbekannten Inquisitionsgerichtes ergriffen und neuen Versuchen in der Marterkunst unterworfen werden soll. Niemand ist sicher, selbst diejenigen nicht, welche in der geheimen Gesellschaft die angesehensten Stellungen einnehmen und Muster an Fleiß und Gewissenhaftigkeit im Dienste einer fanatischen Kirche geworden sind. Ja, sogar die Mitglieder des heimlichen Gerichtes sind nicht sicher. Der, welcher kürzlich andere zu den grausamsten Martern verurteilte, ist nun vielleicht der nächste, der sie zu fühlen bekommt. Heimlich und schnell werden die Elenden aus ihren Verstecken herausgezerrt und vor das Gericht gestellt. Sie werden aufgefordert, von ihrem Glauben Rechenschaft abzulegen. Das können sie natürlich nicht, denn das kann niemand hier in der Hölle. Alsbald sind sie verurteilt. Doch ist es bemerkenswert, daß diejenigen, welche die Unglücklichen verhören und das Urteil über sie fällen, ebensowenig über ihren Glauben Rede und Antwort zu stehen vermögen.

Nun beginnen die Martern. Alles, was die Inquisition im Laufe der Zeiten in dieser Richtung erfunden hat, ist hier aufgestapelt und wird abwechselnd versucht. Die Opfer sind freilich Geister, aber — o Entsetzen! — in der Einbildung erleiden sie alle die Qualen, welche auf Erden mit diesen Martern verbunden waren. Einst rasten sie gegen die ganze Menschheit, jetzt rasen sie untereinander gegen sich selbst. Zuletzt kommt gewöhnlich der Scheiterhaufen. Obgleich die Flammen nicht brennen und die Elenden, selbst wenn sie brennen würden, doch nicht das Feuer

zu fühlen vermöchten, leiden sie doch im Geist, in der Einbildung alle Qualen des Flammentodes.

So geht hier alles auf in Grauen und in bebende Angst. Man lebt nicht in dieser Stadt, man zittert und bebt nur. Die Angst schnürte auch mein Herz zusammen. Vergebens suchte ich mich damit zu beruhigen, daß mir keine Gefahr drohe, da ich auf Erden niemals in irgendwelcher Verbindung mit diesem geistlichen Polizei- und Henkerwesen gestanden hatte. Aber das half nichts; nur mit der äußersten Selbstüberwindung konnte ich mich zum Bleiben zwingen.

Wie entsetzlich diese Stille! Und doch stand die Stadt im Begriff ihr vollstes Leben zu entwickeln. Alles deutete darauf hin, daß die Stunde des großen Autodafés nahte. Vermummte Gestalten wimmelten aus allen Häusern; ich brauchte nur dem Strome zu folgen, um den Schauplatz des Festes zu erreichen. Aber indem meine Seele sich recht lebhaft mit dem Gedanken an das bevorstehende Schauspiel beschäftigte, welches auf dem Scheiterhaufen spielen sollte und in dem Sr. katholischen Majestät und den sechshundert anderen Ketzern die Hauptrolle zuerteilt waren, überfiel mich eine schauerliche Angst, die ich nicht länger zu bekämpfen vermochte. Ich ließ Fest Fest sein und jagte davon, als wäre der Tod in Gestalt der heiligen Hermandad mir auf den Fersen. Glücklich, über alle Erwartungen glücklich, entwischte ich aus der Stadt. Kalter Angstschweiß stand auf meiner Stirn, die Knien schlotterten unter mir; schier betäubt sank ich zusammen, sobald ich mich außerhalb der Mauern der fürchterlichen Stadt befand.

XXXI.

Spricht man auf Erden von ungeheuren Bauwerken, so pflegt man wohl auch der Pyramiden, der Ruinen von Babylon oder Ninive, der kaukasischen oder chinesischen Mauer zu gedenken. Ich habe davon nichts gesehen, darf aber doch wohl behaupten, daß das alles zusammen im Vergleich mit der gewaltigen Baumasse, welche die sogenannte Stadt der Politiker repräsentiert, für nichts gerechnet werden darf. Und doch ist das ganze Riesenwerk zum größten Teil nur Arbeit eines einzigen Tages, das heißt, eines Höllentages, dessen Dauer man von der einen Todesfinsternis bis zur anderen rechnet Ich nenne das nur einen Tag; aber nenne es, wie Du willst, einen Monat oder ein Jahr, das ist gleichgiltig. Die Stadt — um bei dieser uneigentlichen Bezeichnung zu bleiben, da es sich hier nur um eine einzige zusammenhängende, unförmliche Masse handelt, — die Stadt ist unaufhörlich im Bau begriffen und wird nie fertig. Von der einen Finsternis bis zur anderen erreicht sie allerdings ihre ganze ungeheuere Ausdehnung, stürzt aber dann, unfähig sich selbst zu tragen, wieder zusammen. Mit der nächsten Tagesdämmerung beginnt das Bauen von neuem. Doch nicht ganz von vorn, denn die Grundlagen, an und für sich ein Riesenwerk, das jeder menschlichen Vorstellung spottet, sind vorhanden. Woher sie stammen, weiß man nicht genau, vermutlich vom Teufel selbst. Aber das ist gewiß, dieses Fundament ist felsenfest und giebt

nicht um ein Haar breit nach. In allen Richtungen ist es von Löchern und Galerieen durchbrochen und durchkreuzt, die den Arbeitern zur Wohnung dienen. Ich weiß diese Löcher mit nichts treffender zu vergleichen als mit den wohlbekannten Katakomben.

Auf diesem Fundament wird die Stadt aufgeführt. Sämtliche Staatsmänner in der Hölle haben hier Anstellungen als Bauherren erhalten. An Arbeitsleuten ist großer Überfluß; zu Millionen strömen sie aus der ganzen Hölle zusammen und bringen das Material mit sich. Unwillkürlich muß ich an einen Bienenkorb denken. Ein ähnlicher Instinkt wie der der Bienen vereinigt diese zahllosen Seelen zu gemeinsamer Arbeit und setzt sie in die emsigste Thätigkeit.

Sie bringen, sagte ich, das Material mit sich. Wie oft hast Du nicht auf Erden Redensarten gehört, wie: „Es liegt mir ein Stein auf dem Herzen, — mir fällt ein Stein vom Herzen?“ O mein Freund, diese Redensarten sind gefährlich, so unschuldig sie auch scheinen! Auf Erden ist das mit den Steinen bloß eine Redensart; aber hier in der Hölle ist es volle Wahrheit und Wirklichkeit. Jeder Betrug, jede Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit, deren Du Dich schuldig machtest, ist hier zu einem Stein auf Deinem Herzen geworden. Niemand ist von diesen Steinen frei — und wie sie drücken! Aber es besteht hierbei natürlich ein Unterschied und zwar ein sehr großer. Einige haben so schwere und so viele Steine, daß man sich darüber entsetzen muß. Eine solche Last auf einem einzigen Herzen, das ist ein zermalmender Gedanke! Doch versteh mich nur recht: hier, bei der Erbauung dieser Stadt hat man reichliche Gelegenheit, alle diese Steine los zu werden. Unzählige Seelen bringen, wenn ich mich so ausdrücken darf, ihr ganzes Leben damit zu, bei diesen Bauten Steine von ihren Herzen abzuladen und die Mauern aus ihnen aufzuführen. Und es giebt nicht eine einzige Seele, welche es nicht wenigstens versuchte, sich auf diese Weise eines Teils ihrer Herzenssteine zu entledigen. Verzweifeltes, fruchtloses Streben! Doch das lernt man erst durch Erfahrung. Aber Millionen von Menschen sind so steinbeladen und fühlen eine solche

Qual unter dem ungeheueren Druck, daß keine Erfahrung sie gescheit macht. Der Instinkt kehrt sich an keine Erfahrung und beherrscht gänzlich den Verstand.

Die Haupt- und Ecksteine liefern die Baumeister selbst, das heißt die Staatsmänner. Es ist staunenswert, was diese Menschen sich vom Herzen wälzen können. Steine von fabelhaftem Umfange. Erst bei diesem Anblick bekommt man eine Vorstellung von der Größe der Verrätereien, der Ungerechtigkeiten und Schändlichkeiten, welche sie auf Erden begingen. Thatsächlich hat die Welt keine größeren Niederträchtigkeiten aufzuweisen. Niemand hat indes auch so große Verantwortung zu tragen wie die Staatsmänner, nicht einmal die Könige. Denn man kann Fürst sein ohne staatsmännische Begabung, weil man zum Fürsten geboren wird; aber man kann nicht Staatsmann sein, ohne zugleich einen bedeutenden Teil der Verantwortungen des Fürsten auf sich zu laden, denn Staatsmann wird man durch eigne freie Wahl. Sie wußten, wozu sie sich verpflichteten, und haben keine Entschuldigung. Die Wohlfahrt von Millionen lag in ihren Händen, sie hatten über Glück und Unglück, über Tod und Leben zu wachen. Und wozu gebrauchten sie diese ihre große, fast unbeschränkte Macht? In der That, wunderliche Menschen, diese Staatsmänner! Sie scheinen zu glauben, im Interesse des Staates oder auch nur im Interesse der Dynastie, welcher sie dienen, sei ihnen alles erlaubt, oder — und nun fahre hin Humanität, Volkswohl, Gerechtigkeit! Sie wähnen sich über alle moralischen Vorschriften erhaben, und setzen gleichsam voraus, daß Gott sie einst für sich gesondert, nach einem anderen Gesetz, einer Art Opportunitätsgesetz richten werde. Ungerechtigkeit, Verräterei, Betrügerei und Gewaltthätigkeit halten sie für ihre Pflichten entweder gegen sich selbst oder gegen die Gesellschaft, nicht achtend bei der Erfüllung dieser vermeintlichen Pflichten des Blutes und der Wehrufe von Tausenden. Wunderliche Menschen! Und eine tolle Welt, die ihnen huldigt und Beifall zujubelt! Hier in der Hölle ist es sonnenklar geworden, daß die größten Missethaten auf Erden im Dienste der sogenannten höheren Politik begangen werden, und

daß die größten Missethäter unter den besternten Vertretern dieser Politik zu suchen sind.

Welche Steinmassen können diese Politiker von sich wälzen! Sie versäumen auch keine Gelegenheit, dies zu thun. Aber ihre eigentliche Aufgabe besteht darin, als Baumeister die Arbeit dieser Millionen Hände zu leiten, die in jedem Nu Millionen Steine liefern.

Doch das hat seine große Schwierigkeit. Es giebt nämlich Tausende von Baumeistern, von denen jeder nach seiner Weise und nach seinem Plan bauen will. Nicht zwei können sich einigen, nicht einmal die, welche unmittelbar neben einander bauen. Aber einige sind zehn oder zwanzig Meilen in direkter Richtung von einander getrennt. Der Umfang der Stadt — denke daran, daß sie nur ein einziges Gebäude ist — würde hiernach auf ungefähr sechzigtausend Meilen zu veranschlagen sein. Doch Du mußt dieser Angabe keinen großen Wert beilegen; möglich, daß sie sehr fehl greift. Auf jeder kleinen Teilstrecke dieses ungeheuren Umkreises steht ein Politiker oder Baumeister, und er baut frisch von der Hand weg, ohne sich im geringsten um seinen Nachbarn zur Rechten oder zur Linken, geschweige denn um seine ferneren Kollegen zu bekümmern. Unter diesen Umständen hat es begreiflicherweise seine großen Schwierigkeiten, — um nicht gleich von Unmöglichkeit zu sprechen — den Staat zu vollenden. Ich sage den Staat, nicht die Stadt, und zwar in wohlberechneter Absicht. Denn man will nicht allein eine Stadt bauen, sondern einen Staat gründen, einen Musterstaat natürlich, einen Universalstaat. Das ist das erste. Ist der Staat dann fertig, will man einen König wählen. Das ist das zweite. Soweit herrscht unter ihnen vollkommene Einigkeit. Aus obiger Absicht erklärt sich auch, daß eine große Anzahl von Königen ohne Land in der Umgegend dieser Stadt umher trottelt. Das sind natürlich lauter Kronprätendenten. Aber mit der Krone sieht es sehr zweifelhaft aus. Denn nur einer kann sie gewinnen. Aber sie klammern sich an der Hoffnung schwankenden Ast, sie weichen nicht aus der Nähe der Stadt, und striegeln und schniegeln sich, um eine an=

sehnliche Figur zu zeigen und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Mit wie großen Schwierigkeiten die Ausführung dieser Bauten verknüpft ist, sehen auch die Staatsmänner zur Genüge ein. Eine Unzahl Noten und Depeschen, bald schmeichelnden bald drohenden Inhalts, fliegen hin und her. Die eigentlichen Diplomaten verfassen nur Noten und Depeschen. Außerdem schleichen zahlreiche Gesandtschaften umher, um auf diese oder jene Weise ihren Gegner zu überlisten, wenn möglich zu verraten. Aber das gelingt ihnen nie, die Gesandtschaften sind ebenso erfolglos wie die Noten. So greift man denn endlich zu dem letzten Mittel: zur Einberufung eines Kongresses. Da es aber in der Stadt selbst keinen neutralen Fleck giebt, soll die Zusammenkunft auf einer kleinen Schlamminsel stattfinden, welche mitten in dem unter der Stadtmauer sich hinwälzenden schwarzen Fluß liegt. Um die Insel zu erreichen, giebt es indes kein anderes Beförderungsmittel als die Schwimmkunst. Nun sollte man glauben, es müßte den hohen Diplomaten große Überwindung kosten, sich in das schlammige Wasser zu stürzen. Weitgefehlt! das ist ja ihr eigentliches Element. (Du weißt wohl noch, daß der schwarze Fluß aus der Ungerechtigkeit, dem Lug und Trug der ganzen Welt Zufluß erhält.) Lustig tummeln sie sich darin; das ist eine wahre Erfrischung für sie. Sie sind sogar ganz übermütig, diese edlen Herren, und können es nicht lassen, sich gegenseitig beim Schopf zu ergreifen und tüchtig unterzutauchen. Dabei verwickeln sie sich bisweilen derart, daß man nur einen verworrenen Klumpen von Armen, Beinen und Köpfen sieht. Unvergleichliches Schauspiel!

Endlich steigt man ans Land, und im selben Augenblick trägt man wieder das würdevolle, zugeknöpfte Wesen zur Schau. Der Kongreß nimmt jetzt seinen Anfang. Mit großer Geschmeidigkeit, List und Schlauheit intonieren sie die Ouvertüre. Leicht einigt man sich dahin, daß nach einem bestimmten Plane gearbeitet werden müsse, falls das Staatswerk gelingen solle. Aber das ist auch das einzige, worüber sich Einigkeit erzielen läßt. Zahlreiche Vorschläge tauchen

auf, werden aber fast alle ohne Diskussion verworfen. Die gegenseitige Eifersucht macht jedes Einverständnis unmöglich. Endlich gelangt doch noch ein Vorschlag zur Annahme: Jeder soll nach besten Kräften am Plane mitarbeiten. Große Hoffnung setzt man auf dieses Produkt vereinigter Arbeit. Aber das Resultat ist ebenso traurig wie lächerlich. Als man den fertigen Plan enthüllt, erweist er sich als verrückter Mischmasch. Das eine ist in das andere gezeichnet; der Gesamtplan streitet wider alle Vernunft. Doch sein individuelles Recht will niemand aufgeben, und so entsteht der tollste Wirrwarr. Er geht in die Atmosphäre über, und der Kongreß arbeitet in einer wahren Pestluft. Vergebens werden die ergreifendsten Reden gehalten über das Gute und Nachahmungswerte einer einfachen und ehrlichen Politik; über das infernalische Gleichgewicht, ohne welches die größten Umwälzungen und die größten Verwirrungen zu befürchten seien; über die eherne, unbeugsame Naturnotwendigkeit, die niemand ungestraft verletzen könne; über Humanität und über die moralische Macht der Idee, die in unseren Tagen jede brutale Vergewaltigung zu einem Undinge stemple; über die hohe Stufe der Bildung, welche dermalen in der Hölle erreicht worden sei und in der eine untrügliche Bürgschaft für glückliche Lösung aller Fragen liegen müsse; über Prinzipien, von denen man nimmer abweichen dürfe; über heilige Rechte, die man nie ungestraft kränke und welche selbst große Opfer zur unabweisbaren Pflicht machten; und dergleichen mehr. Kurz, in keinem Parlament der Welt werden so große Rednergaben in Bewegung gesetzt wie auf diesem Kongreß in der Hölle. Und doch ist alles fruchtlos. Jeder bleibt bei seiner Ansicht, und es bleibt schließlich nichts anderes übrig, als den Kongreß für geschlossen zu erklären.

Aber ehe man sich trennt, werden rührende Worte der Dankbarkeit für das allseitige Entgegenkommen ausgetauscht, für den uneigennützigen Beistand, für die unschätzbaren Aufklärungen, welche man in der hochgeehrten Versammlung erhalten habe. Man strömt über von gegenseitigen Komplimenten über die tiefe Einsicht und den seltenen Scharfsinn, der überall zu Tage getreten sei, über die

Meisterschaft, mit der die Verhandlungen geleitet seien — bis zu einem so glücklichen Abschluß.

So trennt man sich in aller Freundschaftlichkeit. Doch das hindert sie nicht, sich auf dem Rückweg gegenseitig wieder beim Schopf zu fassen und möglichst gründlich unterzutauchen. Je tiefer in den Schlamm, desto größer der Triumph, desto größer die Ehre.

Und unverdrossen fängt man von neuem zu bauen an, obwohl man von der Erfolglosigkeit der Arbeit überzeugt ist. Und die Zeit verrinnt. Der Paradiesesglanz ist schon längst entschwunden, das Licht nimmt zusehends ab. Aber sie bauen und bauen, und immer leichter wird ihnen ums Herz. Natürlich, denn nach und nach werden sie die Steine los. Die Stadt erhebt sich in unermeßlichen, unförmlichen Massen und in vernunftwidrigen, fabelhaften Verhältnissen. Je höher man baut, desto deutlicher tritt der Unsinn zu Tage. Eine Zeitlang hält das Pfuschwerk, aber auf die Dauer kann es unmöglich zusammenhalten. Eben hat man den Richtkranz aus den schönsten diplomatischen Aktenstücken geflochten, — da stürzt die unsinnige Bauerei ein. Ein gewaltiges Krachen und Getöse donnert durch die ganze Hölle. Alle Steine des ungeheuren Baues fallen wieder auf die Herzen der Bauleute zurück; verzweifeltes Ach- und Wehgeschrei durchschallt die Hölle. Nur das riesige Fundament bleibt, und auf diesen traurigen Ruinen kauern die Könige, niedergedrückt von der Wucht ihrer Kronen und dem Unglück des Königtums; zwiefach elend sitzen sie da, gleichwie einst Marius auf den Ruinen von Karthago. Und Nacht ists geworden und still in der Hölle. Aber weithin durch diese schaurige Todesstille schwirren die Seufzer der Könige.

XXXII.

Das Licht geht zur Neige. Unaufhörlich wandern meine Gedanken zurück zu Lili. Dort gewinne ich doch immer etwas, das dem Frieden wenigstens ähnelt.

Wie kämpfte sie gegen die Krankheit, so lange ein Kampf noch möglich war, wie geduldig und stark zeigte sie sich, um uns zu beruhigen und zu trösten.

Aber zuletzt hatte sie keine Ruhe mehr. Wir dachten daran uns eiligst wieder nach Europa einzuschiffen. Sie aber bat nach Bethlehem zurückkehren zu dürfen, und wir konnten ihr diese Bitte nicht abschlagen. Mit wie großer Sorgfalt und Vorsicht wir nun auch diese Reise bewerkstelligten, beunruhigten uns doch deren mögliche Folgen. Lili jedoch versicherte, sie befände sich besser und bedürfe einzig der Ruhe.

Einen großen Teil des Tages verbrachte sie im Schatten eines Sonnensegels oben auf einer kleinen Terrasse an der Klostermauer. Dort saß ich bei ihr — ich wich fast nie mehr von ihrer Seite —, ich darf sagen bis zum Tode betrübt. Hier wars, wo sie, zum Zeichen ihrer Rüstigkeit und Frische, mir ihre letzte Geschichte erzählte. Ja, es sollte ihre letzte sein. Nicht die Anstrengung, — das glückliche Lächeln, die sanfte, süße Melodie ihrer Stimme zeugten dagegen — nein, es war der Tod selbst, der ihr zu stark war.

„Der Morgen dämmerte. In dem nächtlichen Nebel, der in

den Klüften zwischen dem Ölberg und der Stadt Jerusalem ruhte, regte sich neues Leben. Den Berg herab schritt der Apostel Jakobus, der Bruder des Herrn, mit dem Beinamen: der Gerechte. Er hatte die Nacht auf dem Berge nach dem Beispiele seines Meisters in Andacht und Gebet zugebracht. Mehr denn alle anderen Stätten war ihm diejenige teuer, wo der Herr seinen letzten harten Kampf im Gebet ausgekämpft hatte.

„Die Nacht war zu Ende, und er ging nun heim. Als er aus dem Olivenhain trat, weilte er einen Augenblick auf dem frei über das Thal schauenden Abhang. Die Sonne war im Begriff aufzugehen; langsam hoben sich die Nebel und zerstreuten sich vor dem Morgenwind. Nicht weit davon lag der Garten Gethsemaneh; unten in der Kluft schlängelte sich der Kidron. Jenseits erhob sich Jerusalem mit seinen mächtigen, aber verfallenen Mauern; hoch über ihr thronte der Tempel in strahlender Herrlichkeit, der Tempel, der bald zerstört werden sollte.

„Doch Jakobus hoffte, daß ihm der traurige Anblick der Zerstörung erspart werde. Denn er liebte seine Stadt und sein Volk. Ein dunkles glückliches Gefühl sagte ihm, daß er vorher ausgestritten und die Krone gewonnen habe. Ja, das war ein glückliches Gefühl, denn mehr als seine Stad und sein Volk liebte er den Herrn, und ewig bei dem Heiland zu tsein, dünkte ihn die Fülle der Seligkeit.

„Er wollte weiter gehen, da kam ihm ein Weib entgegen, jung und schön, aber ein beredtes Bild tiefen Kummers. Sie zählte erst siebzehn Jahre. Heiße Thränen rannen ihr über die Wangen, und in tiefstem Schmerz rang sie die Hände. Sie fiel dem Apostel zu Füßen und flehte ihn an, er möge sich ihrer erbarmen. Ihr Mann habe vor kurzem ein heftiges Fieber überstanden, aber wie ein Schatten schwinde er jetzt dahin. Kein Arzt wisse Rat, und arm wären sie beide. Er würde sterben, ach, sterben, und sie liebten sich so herzinniglich.

„Der Apostel antwortete nicht, sondern betrachtete sie mit einem Blick, der ihr Innerstes durchdrang; er schien in ihrer Seele wie in einem Buch zu lesen. Er kannte sie. Zu wiederholten

Malen war sie zugegen gewesen, wenn er das Evangelium der Gnade verkündigte. Aber noch hatte der Glaube in ihrem Herzen nicht Wurzel schlagen können. Sie hatte noch ein zu großes Vertrauen zur Welt; sie liebte sich selbst noch allzusehr. Es schien ihr zu schwer, in einem so blühenden Alter die Welt und noch schwerer sich selbst aufzugeben. Lange schwieg der Greis, während er das arme junge Weib betrachtete. Sie fühlte sich so wundersam zu Mute unter diesem Blick, ja sie bebte darunter. Denn trotz aller Milde lag doch in seinem Auge ein Ernst und eine heilige Macht, die nur Gott verleihen kann. Endlich brach der Apostel das Schweigen:

„Weib, liebst Du ihn denn so sehr?"

„Ja, Vater, ich liebe ihn", antwortete das Weib mit bebender Stimme.

„Eben so, wie Dich selbst?" fragte Jacobus weiter.

„O mehr, weit mehr!" rief sie und Schluchzen erstickte ihre Stimme.

„Wohlan, meine Tochter, es giebt ein Mittel, wodurch Du Deinem Ehemann das Leben erhalten kannst. Es ist ein mühseliges Mittel, aber denke daran, daß es das einzige ist! Geh umher in der Stadt, von Haus zu Haus, und bettle um milde Gaben für ihn!"

„Ach, Vater, Geld, fürchte ich, kann ihm nicht mehr frommen".

„Nicht um ein Scherflein Geld sollst Du bitten, sondern um ein Scherflein Zeit. Alle die Lebenstage, auf welche gute Menschen barmherzigen Sinnes freiwillig verzichten, sollen durch Gottes Gnade Deinem Manne zu gute kommen".

„Das Weib dachte, es giebt viele gute Menschen und im allgemeinen achten die Menschen ihre Lebenstage weit geringer als Geld. Am Mammon halten sie fest, aber die Zeit vergeuden sie auf jede nur denkbare Weise. Sie dankte dem Greis und ging getröstet von dannen.

„Und nun wanderte sie mit demütigen, innigen Bitten in Jerusalem umher, indem sie von ihrem sterbenden Mann erzählte,

und von dem Diener Gottes, der sie an die Barmherzigkeit frommer Menschen verwiesen. „O, habt Erbarmen, — so schloß sie — laßt mich nicht vergebens flehen, und wären es auch nur einige wenige Tage. Gott wirds Euch lohnen!“

„Aber ihr widerfuhr kein Glück. Einige spotteten ihrer und meinten, sie habe wohl den Verstand verloren; andere jagten sie ohne weiteres mit harten Scheltworten zur Thür hinaus; wieder andere hielten es für einen hübschen Scherz, wagten aber doch nicht, auf diesen Scherz einzugehen. Doch an einigen Stellen fand sie wirklich gläubiges Gehör; doch war niemand da, der auch nur einen einzigen Tag einbüßen wollte. Die meisten entschuldigten sich damit, sie wären selbst schwächlich und es sei ihnen kaum eine längere Lebensdauer mehr vergönnt; oder sie hatten noch so viel auf Erden auszurichten, eine große Familie zu versorgen und so weiter. Jeder Tag war diesen Menschen kostbar. Und merkwürdig genug, gerade diejenigen, welche am eifrigsten sich bemühten, die Zeit tot zu schlagen, schienen am meisten mit der Zeit zu geizen. An einigen Stellen mußte sie die bittersten, grausamsten Kränkungen erleiden“ .....

Bis hierher kam Lili, und nicht weiter. Einer jener fürchterlichen Anfälle, an die ich noch jetzt nicht ohne Grauen denken kann, zerriß plötzlich den Faden ihrer Erzählung, und löste auch den Faden ihres Lebens. Von diesem Anfall erholte sie sich nicht wieder, ihre Kräfte waren dahin. Uns wenigstens konnte sie nicht täuschen. Das Leben in ihr war nur noch wie eine Lampe, die dann und wann unstät und ängstlich aufflackert, ehe sie jäh erlischt. —

Jahre auf Jahre verrannen — fünfzehn Winter waren über mein Haupt gegangen. Ich war nicht mehr jung. In dieser Zeit fiel mir Lilis abgebrochene Erzählung oft wieder ein; in einer Stunde wehmütiger Erinnerung hatte ich sie sogar einem Freunde mitgeteilt, und dieser hatte das Fehlen des Schlusses lebhaft beklagt.

Fünfzehn Jahre also! Und diese fünfzehn Jahre hatte ich gar übel angewandt, auf eine Lilis Angedenken ganz unwürdige Weise.

Da gerieth mir eines Tages ein altes Heft einer bekannten Zeitschrift in die Hände. Mit freudigem Schreck entdeckte ich über einer Erzählung die Überschrift: „Die Bettlerin in Jerusalem. Eine Legende“.

Ja, meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht, es war wirklich die Fortsetzung von Lilis Geschichte. Allerdings nicht gerade so, wie Lili sie erzählt hätte, der Grundgedanke indes bewegte sich ganz im Geiste Lilis, es ließ sich überhaupt gar kein anderer Schluß denken.

Hier folgt also die Fortsetzung:

„Weiter klopfte sie bei einem reichen Wechsler und Kaufmann an. Nachdem der Alte ihr Anliegen vernommen, besann er sich eine Weile. Er betrachtete die Sache nämlich als eine Spekulation. Vielleicht hatte der Sterbende Geld, viel Geld, und würde für etwas, das bei Licht besehen, nicht einen Denar wert war, große Summen bezahlen. Er fragte, welchen Preis ihr Mann zahlen wollte für einen Tag, einen Monat, ein Jahr? Ach, ihre Hoffnung hatte sie betrogen! Ihr kranker Mann besaß ja kein Geld.

„Als sie fürbaß ging, begegnete sie einem römischen Centurio. Es war gewiß wenig Aussicht vorhanden, daß der Heide für sie, die Jüdin, ein Herz haben sollte. Aber er sah so gutmütig aus, versuchen konnte sie es ja einmal.

„Der Centurio verstand sie besser, als sie erwartete; denn was der Glaube nicht that, bewirkte bei ihm der Aberglaube.

„Mein armes Kind“, antwortete er, indem er sich verlegen in seinem rauhen Bart kratzte, „mein Leben ist so unsicher, ich weiß eigentlich gar nicht, ob ich überhaupt eines habe. Schon morgen kann es mit mir aus sein. Du siehst wohl ein, daß es sehr leichtsinnig von mir wäre, über etwas zu verfügen, was ich gar nicht habe. Das mögen die Götter verhüten! Es verstößt auch geradezu gegen die Kriegsartikel. Mein Leben, wie es ist, gehört allein dem Kaiser. Beim Herkules, es thut mir leid um Dich! Sag, armes Kind, willst Du Geld haben?“

„Nein, Geld wollte sie nicht haben. Also trennten sie sich, und der Centurio ging mit schweren klirrenden Schritten seines Weges.

„Darauf ging sie zu einem großen Handwerker. Sie traf ihn in der Werkstatt, wo mehr als hundert Hände sich in emsiger Geschäftigkeit rührten. Der Handwerker war einer von den zehn Aussätzigen, über die sich einst der Herr erbarmt hatte und von denen nur ein einziger zurückgekehrt war, um seinem Retter zu danken. Aber er war nicht dieser Eine. Zufälligerweise rief nun das Weib ihn mit denselben Worten an, mit denen er einst in seinem Elend Gottes Sohn angerufen hatte: „Herr, erbarme Dich meiner!“ Aber er erbarmte sich nicht. Er wies auf das geschäftige Leben in der Werkstatt hin und antwortete: „Weib, sieh, wie die Arbeit fliegt! Und doch kann ich nicht allen Anforderungen genügen. Wirst Du nun noch glauben, daß ich etwas, und sei es auch noch so wenig, von der mir so knapp zugemessenen Lebenszeit entbehren kann? Du mußt Dich wo anders hinwenden“.

„Aber das Weib fuhr fort: „Herr, um Rabbi Ben-Mirzams willen, der sich einst Deiner erbarmte, erbarme nun auch Du Dich meiner“.

„Der Mann stutzte und wurde erst rot, dann bleich; es dauerte eine Weile, bevor er entgegnete:

„Wahrlich, ein unbilliges Verlangen, Weib. Du weißt, daß mein Leben um so viel kürzer ist als das anderer, ich begann erst zu leben, als der Aussatz von mir wich, in weit vorgeschrittenem Alter. Und dennoch verlangst Du, daß ich die Zahl meiner Tage Deinetwegen verkürzen soll! Entferne Dich, Du stehst den Leuten im Wege! Ich habe Dir schon mehr Zeit geopfert, als ich verantworten kann“.

„Als sie wieder auf die Straße kam, befand sie sich unweit des Tempels. So sehr auch das Weib von ihrem Kummer erfüllt war, vergaß sie doch nicht im Vorübergehen ihr Scherflein in den Gotteskasten zu werfen. Bald begegnete sie einem Priester, der nach beendetem Tempeldienst seiner Wohnung zuschritt.

„Du Gott Abrahams!“ rief der Priester aus, indem er seinen Talar, dessen Saum das Weib küssen wollte, fester an sich zog. „Du Gott Abrahams!“ wiederholte er mit emporgehobenen Händen, als er sie angehört hatte, „hörst Du dieses Weib? Warum hat sie

gerade mich zu ihrem Opfer auserkoren? Warum will sie gerade über mich Armen ihren Unflat ausgießen? Entweder muß sie verrückt sein oder sie ist eine Zauberin“.

„Herr, ich bin nicht verrückt“, wandte das Weib demütig ein.

„Ja, dann bist Du eine Zauberin!“ schrie der Priester, indem er sie verächtlich ansah. „Hüte Dich, daß Du nicht dem Gericht anheim fällst und gesteinigt wirst!“

„Darauf suchte sie einen vornehmen Syrer auf, von fürstlichem Blut, der nach Jerusalem gekommen, das Leben zu genießen. Und er hatte es genossen, in mehr als vollen Zügen. Nur die Hefe war noch im Becher der Lust. Abgestumpft wußte er nicht mehr, wie er die Zeit vergeuden sollte.

„Ohne weitere Schwierigkeit wurde sie vor ihn gelassen. Über einen Hof, der einem kleinen Paradies glich, wo herrliche Marmorstatuen aus dem dunkeln Gebüsch hervorleuchteten, wo Quellen rieselten und Vögel sangen und die lieblichsten Blumen der Welt sich vereinigten, um die Luft mit ihren Wohlgerüchen zu tränken, — durch hohe Säle, die von tyrischem Purpur, römischem Mosaik, Marmor, Gold und Elfenbein strahlten, wo bei jeder Thür ein kostbar gekleideter Diener stand, — gelangte sie endlich in das Gemach, in welchem der Herr des Hauses nach eben genommenem Bad ausgestreckt ruhte. Schläfrig mit halb geschlossenen Augen lag er auf einem Ruhebette. Ihm zu häupten saß eine abyssinische Sklavin, dunkel wie die Nacht, und fächelte ihm mit einem Fächer von Pfauenfedern Kühlung zu; zu seinen Füßen kauerte eine griechische Sklavin, hell und licht wie der Tag, und strich ihm mit sanfter Hand unter den Fußsohlen. Beide waren schön, jede in ihrer Weise; doch daran dachte das arme Weib nicht. Noch weniger dachte sie daran, daß sie selbst, mitten zwischen Schwarz und Weiß, mit ihrer klaren bräunlichen Haut die Schönheiten der Nacht und des Tages in sich vereinigte, und daß sie diese Frauen überstrahlte wie die Sonne die Sterne erbleichen läßt.

„Weib“, antwortete der junge Mann mit klangloser Stimme, „es ist wahr, ich lege dem Leben gerade keinen sonderlichen Wert bei;

es ist im Grunde ein elendes Dasein, welches ich führe. Aber warum ich Dir mit dem, wovon ich selbst genug oder mehr als genug habe, ein Geschenk machen soll, das sehe ich wirklich nicht ein. Ich erhebe keinen Anspruch darauf, für edelmütig zu gelten. Sieh, die eine Hand muß immer hübsch die andere waschen können; für nichts giebts nichts, und was kannst Du mir wohl bieten? Geh zu Deinesgleichen, Weib! Laß mich bleiben, was ich bin: ein Fremder für Dich!

„Mit heißen Thränen verließ das junge Weib das Haus des Syrers.

„Aber sie kämpfte für eine heilige Sache und durfte sie nicht aufgeben. So trat sie denn in Gottes Namen bei einem reichen Mann ein, der jeden Tag in Herrlichkeit und Freuden lebte und andere mit sich leben ließ. Genießen hieß bei ihm leben; außerhalb des Genusses existierte nichts, gar nichts für ihn. Einst hatte er ein besseres Dasein gekannt. Von Jugend auf hatte er die Gebote gehalten und nach dem ewigen Leben getrachtet. Er war nämlich jener junge Mann, der einst zum Herrn kam und sagte: „Von Jugend auf habe ich die Gebote gehalten. Guter Meister, was fehlt mir noch?" Und der Herr hatte geantwortet: „Willst Du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was Du hast und gieb es den Armen, so wirst Du einen Schatz im Himmel haben; dann komm und folge mir nach". Aber als der Jüngling dies Wort hörte, ging er betrübt von dannen, denn er besaß viele Güter.

„Von diesem Augenblicke an gab er den Gedanken an das ewige Leben ganz auf. Er trat zu den Sadduzäern über, welche die Auferstehung leugneten, und ward einer ihrer eifrigsten Schüler. Das arme Weib konnte es also nicht leicht unglücklicher treffen. Der reiche Mann lachte sie aus und sprach:

„Du Thörin! Ich habe nur dies eine Leben, und Du verlangst, ich soll davon verteilen an Krethi und Plethi? Wisse, daß jeder Tag meines Lebens mir kostbar und nicht mit Gold aufzuwiegen ist! Nein, Du bist in die unrechte Straße gerathen, mein Kind; biege dort um die Ecke und sprich mit den Pharisäern!"

„Noch zwei Tage lang ging das junge Weib so von Haus zu Haus. Nur dann und wann lief sie heim, um nach ihrem kranken Mann zu sehen, den arme Nachbarn abwechselnd pflegten. Aber ihre angstvollen Bitten hatten ihr nichts eingebracht, nichts außer harten, kränkenden Worten und dem, was noch schlimmer war.

„Endlich am Abend des zweiten Tages gab sie ihr Vorhaben verzweifelnd auf. Aufgelöst von Müdigkeit und Schmerz sank sie am Damaskusthor zu Boden. Da lag die Arme und brütete über ihr Elend. Aber plötzlich versiegten ihre Thränen, wie ein Sonnenstrahl fuhr ein Lächeln über ihre leidenden Züge. Als ob sie nichts von Müdigkeit wüßte, erhebt sie sich und eilt weiter, um den Apostel aufzusuchen.

„Nun, meine Tochter, was hast Du ausgerichtet?" fragte der Greis mit innigem Mitleiden.

„O, mein Vater, die Menschen haben keine Barmherzigkeit. Die Welt ist böse und denkt in ihrem sündigen Begehr blos an sich selbst".

„Du redest wahr, mein Kind! Barmherzigkeit ist bei Gott allein".

„Ja, mein Vater, und zu ihr will ich mich flüchten. Keiner, auch keiner will mir auch nur einen einzigen Tag schenken, und es gehören viele Tage zu einem Leben, es sind viele Tage vonnöten, mir meinen Mann zu bewahren. Ich war der Verzweiflung nahe. Aber da fiel mir plötzlich ein, daß ich ja selbst ein Leben hätte, nach meiner Jugend zu rechnen sogar ein langes Leben. O, Du Mann Gottes, kann ich nicht von meiner Fülle auf einmal geben, was die vielen, ein jeglicher mit seinem Scherflein, mir nicht gewähren wollten? Mein Ehegemahl ist mir mein halbes Leben. So laß ihm denn mein halbes Leben zukommen! Alsdann können wir miteinander leben und sterben. Oder laß ihn, wenn es nötig ist, nur das ganze nehmen! Ich sterbe gern, wenn Er nur leben darf!"

„So sprach sie, während ihr die Thränen sanft über die Wangen rannen. Aber der Apostel legte segnend seine Hand auf ihr Haupt und redete mit bewegter Stimme:

„Meine Tochter, sei getrost! Du hast Gnade vor Gott gefunden. Gehe heim! Dein Mann wird leben, und Du sollst mit ihm leben!“

Das ist die Erzählung. Erwarte nicht, daß ich Dir ausmale, welchen Eindruck sie auf mich machte! Es sei genug, wenn ich Dir sage, daß es mir war, als ob Lili aus jener andern Welt zu mir spräche, und daß ich mein Haupt in meine Hände sinken ließ und bitterlich weinte, nicht so sehr über sie, als über mich selbst.

Eines stand klar vor mir, und dieser Gedanke richtete mich wieder auf: Wenn diese Wahl mir gestellt worden wäre, würde auch ich mit Freuden mein Leben mit Lili geteilt haben, ja, ich glaube es bestimmt, ich würde unbedingt mein ganzes Leben für sie dahin gegeben haben. So hatte ich sie geliebt. Was jedoch war mir jetzt die Geschichte wert? Nur einige Thränen, die niemand sehen durfte, — nur einige Thränen! — —

Bei dem letzten, schnell schwindenden Lichtschimmer schließe ich diesen Brief. Mir graut, mir graut. Ein großer Teil des Entsetzens, das diese Finsternis in sich schließt, entspringt dem Gedanken an den jüngsten Tag. Wann wird er kommen? Wer weiß es? Aber er wird, er wird einst kommen!

Verloren! — das ist ein schreckliches Wort. Ein wahrer Abgrund von Entsetzen, Qual und Elend öffnet sich darin. Bin ich denn wirklich verloren, auf ewig verloren? Nein, noch nicht; das sagt mir eine innere Stimme. Aber nun andererseits, giebt es denn eine Möglichkeit, gerettet zu werden? Auf diese Frage habe ich keine Antwort. Sowohl Ja als Nein ist zu viel. Bisweilen scheint mir eine Möglichkeit vorhanden. Doch das ist nur ein leuchtender Blitz; ich kann ihn nicht festhalten, so sehr ich mich auch anstrenge. Bisweilen, wenn ich am allerhärtesten gestritten und gelitten habe, senkt sich ein wunderbarer Frieden in meine Seele, ein wunderbarer Trost. Kaum aber bin ich mich dessen bewußt geworden, ist er schon wieder verschwunden.

Hier in der Hölle kann allerdings keine Umkehr stattfinden. Was wir indessen leiden und dulden, in der Erinnerung und in Wirk-

lichkeit, sollte das nicht vielleicht die Seele läuternd zur Umkehr bereiten können, so daß sie in demselben Augenblick, wo sie von hier befreit wird, um vor dem großen Gericht zu erscheinen, hin zum Erlöser flieht und Gnade und Frieden findet? Und sollte es auch tausend Jahre währen, ja zehntausend, o wie namenlos würde doch diese Hoffnung sein! Zehntausend Jahre in der Pein würde ein Spottpreis sein für eine solche Rettung im letzten Augenblick, am äußersten Rand des ewigen Verderbens!

Lili, ich weiß es ja, daß sie mich liebt, und zwar mit der hehren Liebe des Erlösers. Und ist es mit der wunderbar geheimnisvollen Macht, welche die Liebe hat, mehr als eine Fabel, so giebt es doch wenigstens noch ein Band zwischen mir und dem Leben. Und ich kenne Lili, dieses Band wird nie in alle Ewigkeit zerreißen. Aber ein Band, das nicht zerreißen kann und das nicht einst Vereinigung bedingt, wäre ein Unding im Dasein.

Und kann Lili ohne mich selig werden? Das ist eine andere Frage. Kann sie selig werden, wenn ich verloren gehe? Kann Gott ihr versagen, was ihr auf Erden einst am teuersten war, was ihr nächst ihm noch jetzt am teuersten ist? Ich mags nicht glauben. Also doch noch eine Hoffnung und diese Hoffnung knüpft sich an sie. Nicht, weil sie die Macht hat, mich zu erretten, sondern weil sie berufen war, mich zu den Füßen des Erlösers zu geleiten. Vielleicht wird es ihr einst vergönnt sein, das Kreuz über mich zu schlagen, gleichwie ich im Tode das Kreuz über sie schlug. Sagte sie nicht in ihren letzten Stunden, wir werden uns wiedersehen? Und in dieser Zuversicht entschlief sie selig. Kann es möglich sein, daß Gott ihr einen seligen Tod verliehen, begründet auf eine Unwahrheit, auf einen schmählichen Irrtum? Nein, das ist unmöglich. Also — der Schluß liegt nahe; aber ich darf, — ich darf ihn nicht ziehen!

Und doch! es geht durch die gesamte Hölle eine Ahnung von der Möglichkeit einer Erlösung und Rettung, ehe denn das letzte Wort gesprochen und alles vorbei ist. Hier taucht wieder Hoffnung auf, und, obwohl schwach und dunkel, ist sie doch groß. Könnte

Gott dulden, daß eine solche Hoffnung durch unzählige Millionen elender Seelen leuchtete, wofern sie nur thörichte Einbildung wäre? Nein, das ist unmöglich. — Gerecht ist Gott der Herr. Wir leiden nur, was wir verdient haben. Aber ebenso gewiß weiß ich, daß Gott barmherzig und von großer Gnade und Güte ist. Hier kann keine Täuschung walten! — Und doch, könnte die Täuschung nicht mit zur Strafe gehören, könnte sie nicht, wie alles übrige, eine natürliche Folge unseres Lebens auf Erden sein? — O, ich Elender! Wo ist die Hoffnung geblieben, die eben noch in meiner Seele wie Morgenrot leuchtete? — Wehe, es ist wieder eitel, eitel Finsternis! — —

Nun bricht es vor mir! — Nein, laß Dich nur nicht beunruhigen, — — das ist nichts als leeres Geschwätz; es bricht nicht!

Hier in der Hölle giebt es nichts, nichts, das brechen kann Du denkst natürlich gleich an das Herz. Aber in der Hölle kann das Herz jedwedes Maß von Elend, Not und Qual ertragen.

Nein, wir sind nicht so glücklich, daß hier etwas brechen könnte! Ich sage: etwas, und meine damit, wenn auch nicht gerade das Herz, so doch etwas anderes, gleichviel was. Ich bilde mir wenigstens ein, daß wir uns sehr gut dabei stehen würden; schlimmer kann es jedenfalls nicht werden. Aber in der Hölle hält alles verzweifelt gut zusammen; alles ist Grund und Folge, Ursache und Wirkung. Sollte man sich jemals in die Notwendigkeit versetzt fühlen, die Hölle mit einem neuen Namen auszustatten, so könnte man sie passend die Welt der Konsequenzen nennen.

— — Du begreifst wohl, daß man etwas, wie Obenstehendes, nur mit zusammengebissenen Zähnen in rasendem Schmerz zu schreiben vermag. Dir würde grauen, wenn Du mich sähest, — mich, den Du doch vielleicht noch Deinen guten, alten Freund nennst. Ich sage: Gott behüte Dich davor! — — Doch ich erkenne, ich muß mich zusammen nehmen. Nicht um Dir die Ohren voll zu jammern, nahm ich die Feder zu Hand, sondern um meinen Brief zu schließen. Vielleicht wird es lange, sehr lange dauern, ehe Du wieder etwas von mir hörst. Allerdings bist Du mein Freund; aber Du kannst es

mir nicht übel deuten, daß, wenn ich einmal alles aufgebe, ich dann auch Dich aufgebe.

Leb wohl, mein Freund! Auf — nein, nein, davor bewahre Dich der barmherzige Gott! — —

Obige Zeilen schrieb ich bei dem letzten Schimmer des schwindenden Lichts. O, wie graute mir vor der langen, langen Nacht! Jede neue Todesnacht erfüllt uns mit stets größerem Entsetzen. Wenn die Finsternis anbricht, ist die Hölle wie rasiert. Die vielen Tausende verschiedener Dinge, womit die müßige Einbildungskraft sie nach Art der Welt ausgestattet hat: Städte, Schlösser, Villen, Promenaden, Theater, Kirchen, Klubs, Kneipen, überhaupt alles, was zum Komfort des Lebens auf Erden gehört, — — das alles ist nicht mehr. Jeder Schein von Bewohnbarkeit ist verschwunden. Die Hölle gleicht einem ungeheuren stockfinsteren Keller, dessen Bewohner, viele oder wenige, Mann oder Weib, Vornehme oder Gering — man weiß nicht, was — nach besten Kräften sich zurecht finden und zusammenkriechen müssen. So lange die Lichtdämmerung herrscht, kann man sich kraft seiner Einbildung ganz nach Belieben einrichten. Man braucht sich nichts, was es auch sein mag, zu versagen. Freilich ist alles, was man durch dieses System gewinnt, schrecklich mager; es ist alles nur gleichsam der Schatten von den Dingen. Aber dies Spiel beschäftigt uns doch, wenn auch auf peinliche Weise, und hält in gewissem Sinne unsere Lebensgeister aufrecht. In der langen Nacht aber kann ich mir durchaus nichts vorgaukeln. Nackt, arm, elend, ohne heimatlichen Herd und ohne Zufluchtsstätte, das heißt ganz der fürchterlichen Wirklichkeit preisgegeben, sitze ich da und krieche frostschüttelnd zusammen in der Finsternis, wo und mit wem, das weiß ich nicht, es interessiert mich auch nicht. Ich weiß und fühle nur das eine, daß ich in der Hölle und unter den Verlorenen bin.

Und dann strömen alle bösen Gedanken auf mein Herz zu und belagern es ringsumher, wie einst die barbarischen Römer das unglückliche Jerusalem. Und auch diese Belagerung schließt mit einer

unbarmherzigen Zerstörung, einem Herzeleid und einem Elend, desgleichen die Welt noch nie erfahren hat.

Da saß ich also wieder die endlose, fürchterliche Nacht hindurch, zähneklappernd und doch im Innern glühend. In der Welt spricht man oft, und zwar mit vollem Recht, von der Schwere und Härte eines Kampfes. Ach, selbst der schwerste Kampf ist Glückseligkeit gegen diesen meinen Zustand! Denn in der Hölle kann von einem eigentlichen Kampfe gar keine Rede mehr sein. Wohl von Raserei und geistigem Selbstmord, aber nicht von Kampf. Man ist ein Opfer, ein elendes, von Himmel und Erde aufgegebenes Opfer. Jeder kleine Teufel hat die Macht, seine Klauen in uns zu schlagen und zu reißen und zu zerren — das beste, was er gelernt hat. Versteh mich recht, ich spreche figürlich. Außer unseren eigenen bösen Gedanken, Lüsten und Leidenschaften giebt es in der Hölle Pein keine Teufelchen. Nur einen Großteufel giebt es; doch, Gott sei gelobt! noch hat er keine Macht über unsere Seelen.

In dieser Nacht hielt er seine übliche Musterung. Nicht immer benutzt er die Nacht dazu, aber er zieht gewöhnlich diese Zeit vor. Plötzlich kommt er angebraust, und dann erstarrt die ganze Hölle. In namenloser Furcht und Angst schmelzen die Millionen elender Seelen in einen Klumpen zusammen. Denn sie fühlen, daß einer unter ihnen ist, der kein Erbarmen kennt und der sich selbst verzehrt, bis er einst sie lebendig verzehren darf. Er ist unter ihnen, aber wo? kann niemand bestimmen. Und gerade darin liegt das Grausige. Es knistert durch die Finsternis; lange Feuerfäden durchzucken blitzartig die Dunkelheit. Das ist sein Weg, da fährt er hin, aber wo ist er, wo? Sein glühender Blick ist vielleicht gerade jetzt auf den Elenden geheftet, der diese Frage wagt und dabei vor Grauen zu vergehen droht.

O, laß mich schweigen, oder wenigstens schnell über diese Gräuel hinweg eilen! Es sei genug, wenn ich Dir sage, daß ich in dieser Nacht wohl zwanzigmal mich in den Klauen des Bösen zu fühlen glaubte, daß er in unzähligen Veränderungen sein Spiel mit mir trieb. Ein Beispiel will ich mir abpressen. Eine Zeitlang hatte

ich deutlich das Gefühl, als ob mein Inneres eine unermeßliche Wassertiefe wäre; als Fische darin schwammen meine Sünden. Und der Teufel saß vergnügt am Ufer und angelte. Grinsend steckte er bald die eine, bald die andere Lust oder Leidenschaft als Köder auf den Haken und warf die Angelschnur aus in die Tiefe meines Herzens. Und der Fischer hatte Glück; hohnlachend zog er einen Fisch nach dem andern heraus. Plötzlich tauchte der Kork an der Schnur tief unter, das mußte ein guter Fang sein. Triumphierend riß er die Angel aus dem Wasser — Gott des Erbarmens, mein Herz, mein eigenes Herz hing zuckend daran. — — — O, das war scheußlich! Verlange nicht mehr von mir!

Freilich wars nur Einbildung, oder höchstens ein Spiel, das der Böse mit mir trieb. Aber gleichviel! Etwas Wirklicheres als den Tod kann es doch nicht geben; und in diesen Einbildungen, in diesem Spiel litt ich den Tod wohl hundertmal.

Endlich, — wie lange es dauerte, davon habe ich keine Ahnung — endlich war die Hölle wieder ihrem eigenen natürlichen Elend überlassen. Wie nach langem, grauenvollem Alpdrücken atmete sie wieder auf.

Mir war es ordentlich eine Linderung, als ich mich wieder in der Gewalt der kleinen Teufelchen fühlte. Das hatte, ich möchte beinahe sagen einen Anstrich von Vertraulichkeit und Gemütlichkeit. Wie im übrigen unsere Schicksale auch sein mögen, es ist und bleibt doch immer etwas Großes, behaupten zu können: Ich bin mein eigner Herr, ich stehe auf eigenem Grund und Boden. Mein ganzes Leben rollte sich vor mir auf. Aus dem Dunkel der Vergangenheit tauchte ein Schmerz nach dem andern auf und hakte sich fest in meinem Herzen. Zuletzt war es nur noch eine einzige große Wunde.

Aber mit den Schmerzen vereinigte sich eine Sehnsucht so tief, so brennend, wie ich sie nie vorher gefühlt hatte. Nicht nach der Welt sehnte ich mich; die Welt mit all ihrer Lust war für mich nur ein totes Ding. Nein, nach einer lebendigen Seele schmachtete ich, nach einer Seele, deren Liebe ich auf Erden besessen hatte. Lili, meine Tante, mein Vater — von ihnen schied mich alle Ewigkeit; ein

gähnender, unüberschreitbarer Abgrund war zwischen ihnen und mir befestigt. Aber meine Mutter war noch da, meine teure Mutter; zwischen ihr und mir stand nur der Tod, und hehre Wahrheit liegt in dem Wort, daß die Liebe stärker ist denn der Tod. Und meine Mutter gehörte mir durch die Bande der Natur von allen zumeist. Sie mußte doch die beste sein. Was kann unterm Sternenzelt wohl der Mutterliebe gleichen? — Schmachtend wandte ich mich mit der ganzen heißen Sehnsucht meines Herzens meiner Mutter zu.

Doch auch hier machte sich der Schmerz geltend, er stand in genauem Verhältnis zu der Sehnsucht. Wie schlecht hatte ich ihre Liebe belohnt! Ich war alles für sie gewesen, sie aber in Wirklichkeit nur wenig für mich. Mit Verkennung lohnte ich ihr fast. Nicht selten hatte sich der niedrige Gedanke in mein Herz geschlichen, sie sei eigentlich eine kalte, selbstsüchtige Natur, welcher Form und Anstand mehr gälten, als der innere Kern; ja, selbst das Leben im Christentum sei ihr reine Form- und Anstandssache, und sie denke im Glauben und in der Liebe weniger daran, sich selbst und die Welt zu opfern als vielmehr sich selbst und der Welt Opfer auf Opfer zu bringen.

— Welcher Wahnwitz von Undankbarkeit! Wie bitter bereute ich sie jetzt, welch harte Vorwürfe machte ich mir selbst! O gewiß, gewiß, sie war die beste, frömmste, zärtlichste aller Mütter gewesen, und ein Vollkommenheitsspiegel für alle Frauen!

— — In der schmerzvollen Erregung dieser Augenblicke fühlte im mich so sanft und schwach wie nie vorher. „Mutter, Mutter!“ seufzte das Herz in mir wie ein kleines Kind. Ja, spotte über mich, wenn Du es über Dich vermagst — mein Herz jammerte wie ein neugeborenes Kindlein, das nach der Mutterbrust verlangt.

Zum erstenmal fühlte ich den lebhaften Trieb in mir, als eine friedlose Seele zur Erde zurück zu kehren. Eine unsichtbare, aber gewaltige Macht zog mich fort, stärker und stärker. Die Gespensternatur, die bis dahin in mir geschlummert hatte, begann sich zu recken und zu strecken, während ich in meiner Sehnsuchtspein nur eines dachte und fühlte: Mutter, Mutter!

— — — — — — — — —

— — Endlich dämmerte es. Das erste, worauf mein Blick fiel, war eine breite, zusammengekrochene Gestalt, die in einiger Entfernung abgewandt von mir hockte. Eine wunderlich ängstliche Ahnung überfiel mich beim Anblick derselben. Meine Brust wogte wie ein sturmgepeitschtes Meer.

Plötzlich wandte sich die Gestalt nach mir um. — Gott im Himmel! dieses Antlitz, leichenblaß und widrig entstellt, es gehörte — meiner Mutter!

Entsetzt wich ich zurück und floh von dannen; ich konnte, ich wollte nicht meinen Augen trauen. — — — —

Aber, o mein Freund, ob ich es nun glauben will oder nicht, es war, es ist doch meine Mutter!

Meine arme Mutter! — Das war der Herzstoß, das Übermaß, wenn es in der Hölle ein Übermaß giebt.

Was soll ich mehr sagen? Die Sprache der Verzweiflung, die einzige, die ich sprechen kann, würde nur gellend in Deinen Ohren verklingen und Dir nicht zu Herzen gehen. Ach, wenn wir doch nur, elend wie wir beide sind, den einen Trost hätten, daß wir mit einander weinen, einander bedauern und beklagen, daß wir unsern Schmerz und unsere Pein in inniger lebendiger Liebe austauschen könnten! Aber das ist uns nicht vergönnt. Thränen, kennen wir nicht, und Worte des Trostes und der Klage haben wir, wenigstens bis jetzt, keine finden können. Und das ist begreiflich; selbst mit der Liebe scheint es für immer aus zu sein. Lange, eine ganze Ewigkeit sitzen wir bei einander, wie ein untrennbares Paar. Nenne es Gesellschaft, wenn Du willst, aber es ist eine Gesellschaft öder und unfruchtbarer als irgend eine Wüste. Wir haben uns nichts zu sagen; wir scheuen uns, einander anzusehen. Alles ist kalt und tot zwischen uns. Jedes für sich hat genug Glut; aber die Glut scheint für ewig erloschen zu sein, mit der wir einander erwärmen könnten. — — — —

Und nun lebe wohl, lebe wohl!

Ende.